



Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

<http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks>



This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.



SONNIGE TAGE

ERINNERUNGEN

von

HEINRICH HANSJAKOB

illustriert

von

CURT LIEBIGH



~~GJ 925 A.~~



REP. G. 4204



NO



Sonnige Tage.

Erinnerungen

von

Heinrich Hansjakob.

Illustriert von Curt Liebich.

Zweite Auflage.



Stuttgart.

Verlag von Adolf Bonz & Comp.

1906.



Druck von A. Bong' Erben in Stuttgart.

Sonnige Tage fehlten dem Winter des Jahres 1904 auf 1905 wieder gänzlich. Ich habe sie gezählt; in den ersten fünf Monaten des letztgenannten Jahres hatten wir in der schönen Stadt Freiburg nicht zwanzig Sonnentage.

Trüb und regnerisch machte ein Tag dem andern Platz.

Ich war, wie so oft schon im Winter, die meiste Zeit revierkrank und beschloß, nochmals eine Raufahrt zu machen und in Sicht und Luft, fern vom Schreibtisch und von jeglicher Arbeit, mich zu erholen.

Aber wohin? In Baden, in Württemberg, in Hessen, in der Pfalz, im Elsaß und in der Schweiz bin ich schon herumgefahren. Zu den Preußen wollte ich nicht, einmal, weil sie zu weit weg sind und ein alter Knabe keine großen Reisen mehr riskieren kann, und dann, weil mir jegliche Sehnsucht abgeht, das Land der ersten und mächtigsten Deutschen näher kennen zu lernen.

Da fiel in den trüben Wintertagen mein Blick auf Alt-Bayern. Von diesem Lande kannte ich bis jetzt nur München und seine Umgebung von einem Studienaufenthalt in Har-Athen im Jahre 1869 her.

Aus diesem Lande war aber auch die in den „Alpenrosen“ erwähnte Tante mit den zwei Reiseengeln gekommen und hatte meinen Gedanken eine bayrische Richtung gegeben.

So kam es frühzeitig zur Entscheidung, in der Sommerzeit eine Fahrt nach Bayern zu machen und zwar an der Donau hinab bis Passau und an dem Alpenrand zurück zum Bodensee.

Wiederum wurden, im Winter schon, die Nachtstationen festgestellt und Pfarrer und Klöster um stilles Quartier angehalten, und als Pfingsten ins Land gegangen war, wurde abgefahren, nicht ohne Zagen und ohne Zögern, wie es einem alten Neurastheniker ansteht.

Vierzig volle Tage hab' ich gebraucht, um die Rundreise zu vollenden, trotzdem ich mit seltener Ausnahme, rastlos wie der ewige Jude, von Ort zu Ort gefahren bin.

„Sonnige Tage“ nenne ich das Büchlein, in welches ich wieder nur meine rasch wechselnden Eindrücke und Gedanken eingeschrieben, weil ich in den vierzig Tagen nicht einen einzigen ganzen Tag Regen gehabt habe und die Sonne mich jeden Tag gegrüßt hat.

In mir, dem eingefleischten, alten Pessimisten, war trotzdem wenig Sonne; meine Schwarzgalligkeit begleitete mich auch in den sonnigen Tagen und, unter dem Glühlicht der Sonne in Gottes freier Natur dahinfahrend, habe ich keinen halben Tag mein eigenes Glend vergessen.

Doch ich bin's gewöhnt, daß mir der Sonnenschein selten scheint ins Herz hinein, und war froh, daß er mich wenigstens äußerlich nicht im Stiche, die Welt außer mir in seinem Lichte glänzen ließ und trübe Tage fern hielt von meinem Reisetweg.

Und nun, lieber Leser und geneigte Leserin, begleitet den alten Griesgram wohlwollenden und milden Sinnes ins schöne bayerische Land.



Am 14. Juni 1905.

Regendrohende Nebelwolken hingen über Stadt und Land, da ich diesen Morgen nach neun Uhr das Dreisamtal hinauffuhr dem Schwarzwald zu.

Nebel lagen aber auch über meiner Seele. Ich machte mir im Innern Vortwürfe darüber, daß ich noch eine so lange Reise unternahm in einem Alter, in dem die meisten Menschen im Großvaterstuhl sitzen und unter Seufzen und Klagen auf den Tod warten.

Wehmütig schaute ich, unten vorbeifahrend, an meiner Karthause hinauf und sah, wie meine Freundin, die Platane, bedenklich ihr Haupt schüttelte über das frevelhafte Unterfangen ihres alten Nachbarn, der nach ihrer Ansicht gescheiter getan hätte, bei ihr zu bleiben.

Unten am Weg standen die barmherzigen Schwestern und der Karthauswirt und wünschten mir gute Reise und gesunde Heimkehr. —

Selbst der Josef, mein getreuer Reisefutscher,

hatte mit dem Alter mehr gerechnet als ich. Er ließ diesmal die zwei Schimmel, welche uns auf den „Sommerfahrten“ und in die Schweiz begleitet, ihres Alters halber daheim.

An ihrer Stelle hatte er zwei junge, große Pferde, einen Braunen und einen Rapen, eingespannt, und diese trabten weitausschreitend und in der Vollkraft ihrer Sehnen den Bergen zu.

Im Wagen fuhren noch mit mir zwei der Kooperatoren von St. Martin, Trunz und Kreuz. Den vier Kaplänen des alten Pfarrers macht es jeweils ein Vergnügen, ihn je zu zweit den ersten Tag zu begleiten und am letzten Reisetag abzuholen.

So gerne ich allein im Wagen fahre, so kann ich den jungen Helfern die Freude nicht versagen, denn sie tragen in alleweg die Hauptarbeit in der Seelsorge, in welcher der stets halb oder ganz invalide Pfarrer blutwenig mehr leistet. —

Der Ginster blühte und vergoldete die steilen Halden; Holunder und Wetternelken leuchteten am Bache hin; Amseln schlugen und Schwarzköpfe sangen, als wir den steilen Weg gegen das hochgelegene Schwarzwald-dorf St. Peter hinauffuhren.

Die Nebel waren der Sonne gewichen; auch in mir wich die trübe Stimmung, und es erwachte etwas mehr Reiselust.

Wir waren schon ziemlich weit oben, als ein Automobil hinter uns dreinfuhr, das die Windungen und Steigungen der Straße im Fluge nahm.

Ich staunte nicht wenig, als ich darin zwei katholische Geistliche sitzen sah, die ersten in diesem modernsten Teufelsfuhrwerk, das durch die Welt saust, suchend, wen es verschlinge, seien es die eigenen Insassen, seien es unschuldige Wanderer.

„Sage mir, mit wem du umgehst, und ich sage dir, wer du bist“, lautet ein altes Sprichwort, das man auch etwas umändern und so ausdrücken kann: „Sage mir, womit und worin du fährst, und ich sage dir, wer du bist.“

Im Automobil, so weit es nicht als biederer, langsam fahrender „Omnibus“ benützt wird, fahren vorzugsweise die Prozen, die oberen Zehntausend und die Sportsmännlein und Sportweiblein. Zu diesen Klassen soll und darf sich aber ein Geistlicher nicht zählen, um so weniger, als das „gemeine Volk“ den verderbenbringenden Automobilsport haßt und erwartet, daß wenigstens seine Priester nicht mit dem wilden Heere der Nutler dahinrasen.

Beim Vorbeipassieren erkannte und erfuhr ich, daß die zwei Sportler Preußen, der eine Universitätsprofessor und der andere ein Domherr, seien.

Dies stimmte mich etwas milder, denn den Preußen,

Univerſitätsprofefſoren und Domkapitularen, muß man nicht zumuten, daß ſie Rückſicht nehmen auf die Gefühle des gemeinen Mannes. Die Preußen ſind das deutſche Herrenvolk, und die Univerſitätsprofefſoren und die Domherren gehören zu den „Herrenmenſchen“, und von denen ſagt Niezſche, daß ſie für alles und jedes, das ſie tun, lediglich ſich ſelbſt verantwortlich ſeien.

Von dem hier in Frage kommenden geiſtlichen Profefſor ſagten mir meine Begleiter, daß er ehemals im Kolleg ſcharf losgezogen habe gegen das Regeln und das Radfahren des niederen Klerus. Das ſtimmt zu dem Automobilfahren! —

Erſt lange nach den zwei Automobiliften kamen wir auf der Höhe und in dem Dorfe St. Peter an und hielten bei dem erſten Hauſe, bei der Mühle, denn des Müllers Benedikt iſt einer meiner Begleiter.

Die Pferde bekamen einen großen Laib Brot, der Joſef einen Schoppen, die Kapläne Schinken und Wein und der Pfarrer feinſtes Quellwaſſer.

Zwei Brüder des Geſchlechtes Kreuz machten um 1650 die erſte Uhr auf dem Schwarzwald, ein dritter des gleichen Namens goß hier die erſte Glocke, und auch der Kooperator Benedikt Kreuz gehört zu jenen klugen Leuten, die immer wiſſen, wie viel Uhr es iſt, und allezeit die rechten Glocken läuten hören und deſhalb nie

zu spät aufstehen. Er wird es sicher im Kirchendienst weiter bringen als sein derzeitiger Pfarrer. —

Während wir in der Müllerstube saßen, kam mein alter Studienfreund Nikolaus Gühr, der wußte, daß ich käme, auf das Haus zu, und ich ging hinaus, ihn zu begrüßen. Wir gingen zu Fuß vollends ins Dorf hinauf.

Gühr wirkt schon seit dreiunddreißig Jahren als Lehrer und Subregens an dem im ehemaligen Benediktinerstift St. Peter etablierten Priesterseminar des Bistums Freiburg.

Wir zwei haben, so grundverschieden wir sonst sind, doch manches gemein: die Liebe zur Einsamkeit, zur Natur und zum Studium.

Erst heute sagte mir der Nikolaus, er brauche nur zwei Dinge zum Lebensgenuß: Bücher und Lannenhäuser. Grundverschieden sind wir darin, daß er ein sehr gelehrter Theologe und ein kindlich frommer Mensch ist; Eigenschaften, die man beide mir leider nicht nachsagen kann.

Daß er nebenbei auch „Monsignore“ ist, will ich ihm nicht als Fehler anrechnen, denn er kann sicher nichts dafür, daß er es geworden ist. —

Es ist eine alte Kulturstätte, das Stift St. Peter, eine Gründung der Herzoge von Zähringen, von denen vier in der Klosterkirche ihre Gräber gefunden haben.

Daß die Markgrafen von Baden, denen von Napoleons Gnaden das Kloster zur Säkularisation überlassen wurde und die sich ja von den Zähringern ableiten, selbst diese Stiftung ihrer „Ahnen“ aufgehoben haben, macht ihrer Pietät keine Ehre.



Ich betrat das Kloster, in welchem ich vor 42 Jahren als Seminarist trübe, freiheitsarme Tage verlebt habe, heute nicht. Die Automobilisten waren darin abgestiegen, und ich gehe mit Vorliebe großen Herren und solchen, die es diesen gleich tun, aus dem Weg.

Als mein Wagen und die zwei Kapläne nachge-



kommen waren, stieg ich beim Kloster ein und fuhr weiter, St. Märgen zu, wo ich Mittag machen wollte. —

Echtes Schwarzwaldland ist auf der Höhe zwischen St. Peter und St. Märgen. Der Feldberg und der Randel grüßen es mit ihren mächtigen Tannentwänden, und ihre Vorberge und Halden umsäumen es mit ihren dunklen Wäldern.

Je weiter wir uns von St. Peter entfernen und je höher wir hinaufkommen, um so malerischer gestaltet sich beim Rückblick das alte Waldkloster.

Orte und Menschen gleichen sich darin, daß sie in der Regel von der Ferne sich besser ausnehmen, als in der Nähe betrachtet.

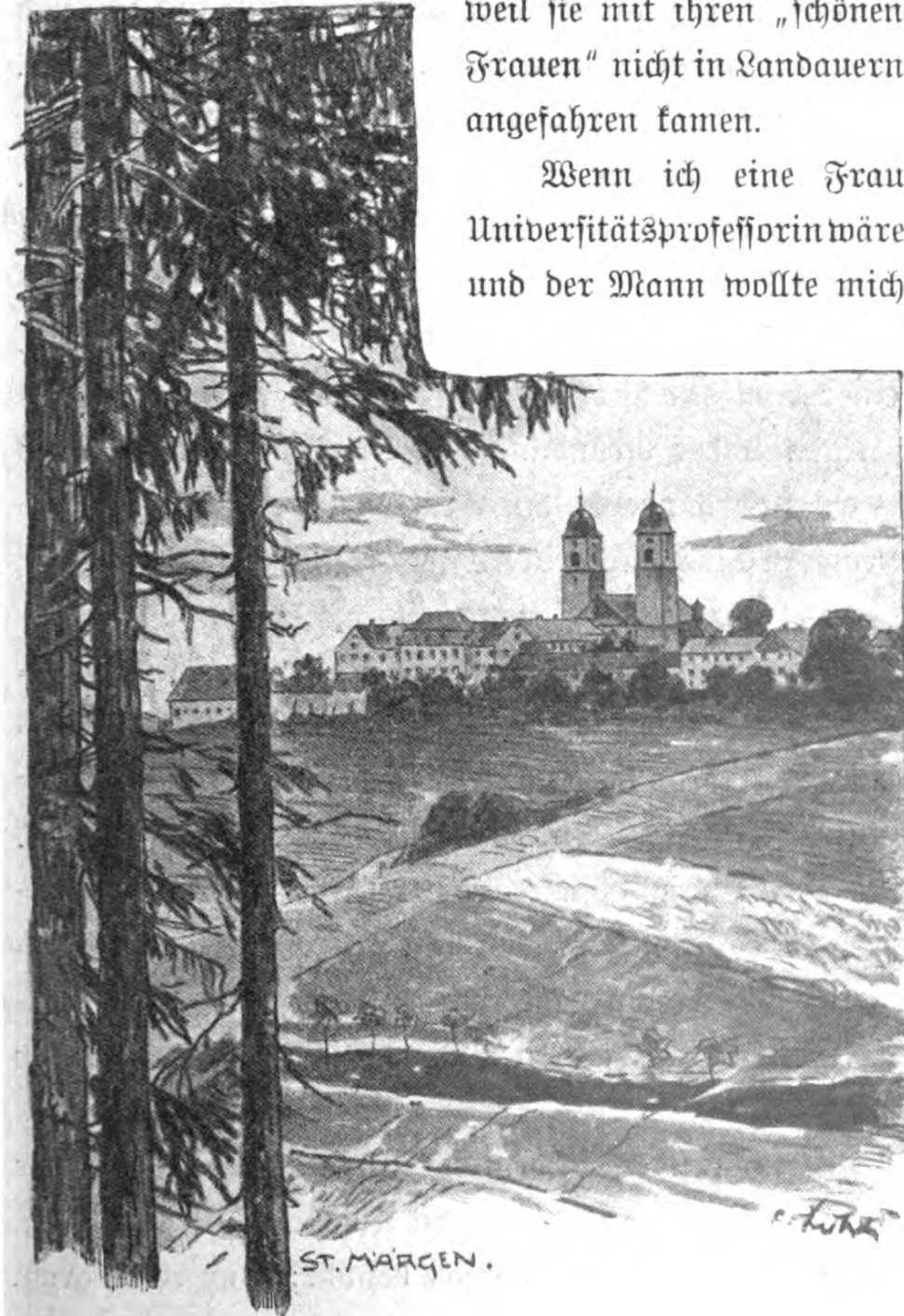
St. Märgen (Sankt Marien) liegt 200 Meter höher als St. Peter, und wer von ihm aus den Schwarzwald gesehen hat, weiß, wie schön er ist.

Raum hatte ich mich in diesem herrlichen, auf einer Hochebene gelegenen Gebirgsdorfe im „Hirschen“ zum Essen niedergelassen, als einige Freiburger Universitätsprofessoren mit ihren „Damen“ anfuhrten und zwar in einem ganz gewöhnlichen „Break“, einem Fuhrwerk, in das ich eben so wenig sitzen würde als in ein Automobil. Das letztere ist mir zu prächtig und ein „Gesellschaftswagen“ in Form eines Breaks zu ordinär.

Diese Universitätsprofessoren und Baien beschämten

die zwei geistlichen Automobilfahrer von diesem Morgen, aber sie beschämten in meinen Augen auch sich selber, weil sie mit ihren „schönen Frauen“ nicht in Landauern angefahren kamen.

Wenn ich eine Frau Universitätsprofessorin wäre und der Mann wollte mich



in einem Breaß, der zum Schutz gegen Wetter und Wind mit alten Lumpen umgeben ist, spazieren führen, ich würde es als eine Majestätsbeleidigung ansehen und ihm im Wiederholungsfall mit Ehescheidung drohen.

In Breaßen können junge Männer von Turn-, Gesang-, Arbeiter- und Gesellen-Vereinen ausfliegen, aber nicht die Spitzen der Intelligenz mit ihren feinen Damen. —

Meinen Mittagsschlaf machte ich im Pfarrhaus, einer einstigen Propstei der Augustiner, denen gleichzeitig mit der Gründung von St. Peter am Ende des elften Jahrhunderts ein Graf von Hohenberg, Dompropst in Straßburg, ein Kloster „Cella sanctae Mariae“ gestiftet hat.

Die Räubereien und Bedrückungen der Klosterbögte trieben aber die Mönche schon zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in die schützenden Mauern der Stadt Freiburg. Nur einer blieb als Pfarrer zurück.

Der heutige Pfarrer hat ein stattliches, im achtzehnten Jahrhundert von den Augustinern zu Allerheiligen in Freiburg gebautes Klostergebäude zur Residenz, in der seit Jahren auch geistliche Sommerfrischler Platz finden.

Das Zimmer, in dem ich mich niederlegte, hat der Erbauer des Hauses, der Propst Andreas Dilger († 1736), sicher zu seiner Sommerfrische benützt; denn es ist groß,

mit schönen Stuckarbeiten geziert und hat gegen Süden eine herrliche Aussicht auf das Tannenmeer des Schwarzwaldes.

Der Pfarrer Albicker ist ein bescheidener Mann, sonst würde er in diesem Gemach sein Standquartier aufschlagen.

Auch ein Seehase, aus meiner früheren Pfarrei Sagnau gebürtig, war einmal Propst von Allerheiligen zu Freiburg und von der „Cella sanctae Mariae“. Er hieß Ulrich Stechelin († 1611) und war ein Mann von so großem Verstand, daß er, kaum ein Jahr Priester, erst Administrator und dann langjähriger Propst seines Stiftes wurde. —

Während ich ruhte, hatten meine zwei Reisegefährten sich in dem gastfreundlichen Pfarrhaus an Wein und Kaffee gütlich getan. Aber auch ein Gewitter hatte sich ausgetobt, und bei hellem Sonnenschein ging's auf der Höhe weiter durch lichten Tannenwald.

Es sind jetzt gerade zweiunddreißig Jahre, seitdem ich das letztemal durch diesen Wald gekommen bin. Damals war Pfarrer in St. Märgen der geist- und humorvolle Max Jäger, ein Freiburger Kind, und Pfarrer in dem benachbarten Breitnau der ruhige, stille Alois Meß.

Zu Fuß gingen wir nach Waldau und hielten im „Kreuz“ ein Forellenessen. Dann zogen die zwei Wald-



pfarrer wieder ihren Dörfern zu, und ich suchte über Neustadt den Bodensee auf.

Heute ist der heitere Max längst ein toter Mann, der Alois sitzt als kranker Siebziger drüben in der Baar, in Bräunlingen, und ich allein fahre noch, übermütig im Alter, in die weite Welt hinaus. —

Wo der Wald sich lichtet, steht einsam ein Wirtshaus, dessen Besitzer zugleich Metzger ist und die ganze Gegend, selbst die Seminaristen in St. Peter, mit Fleisch versorgt.

Ehedem war dies Haus verrufen wegen der Bacchanalien, die in dieser Waldeinsamkeit von überlustigen Bauern gefeiert wurden, weshalb es im Volksmund das „Todsündenhäusle“ genannt wurde.

Bei diesem Häusle verlassen wir die Landstraße und fahren nördlich in ein enges, schluchtiges Tal hinab, das mir bisher fremd war, aber bald mein volles Wohlgefallen bekam. Ragende Felsen, mit Fichten behaart, schmale Waldwiesen, mit Vergißmeinnicht gefärbt, reizende, alte Schindelhütten und ein rauschender Waldbach bildeten heute seinen Schmuck.

Der Bach heißt der Glaserbach, weil hier ehemals Glasbläser und Glasträger hausten, nachdem in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts der Abt Paul Pastor, ein Billinger, in dieser Einsamkeit die erste Glashütte errichtet hatte. —

Bei den „drei Stegen“ biegen wir ostwärts in das Tälchen der Wildgutach ein. Daß auch es seine wilde Schönheit hat, besagt sein eigener Name und der Name Hexenloch, den die Gegend hier trägt.

Weißbemooste Fichten stehen am tosenden Bache, Wetternelken, eine meiner wenigen Lieblingsblumen, zieren seine Ufer, und Huflattich schmückt die trockenen Stellen des felsigen Bettes.

Ist man aus diesem reizvollen Hexenloch heraus und hat einen Hügel mageren Kulturlandes hinter sich, so erscheint alsbald in einem Talgesenke das kleine, echte Schwarzwalddorf Neukirch — aus Kirche, Wirtshaus, Schulhaus, Pfarrhaus und einigen wenigen sonstigen Gebäuden bestehend, die um ein ziemliches von einander entfernt sind.

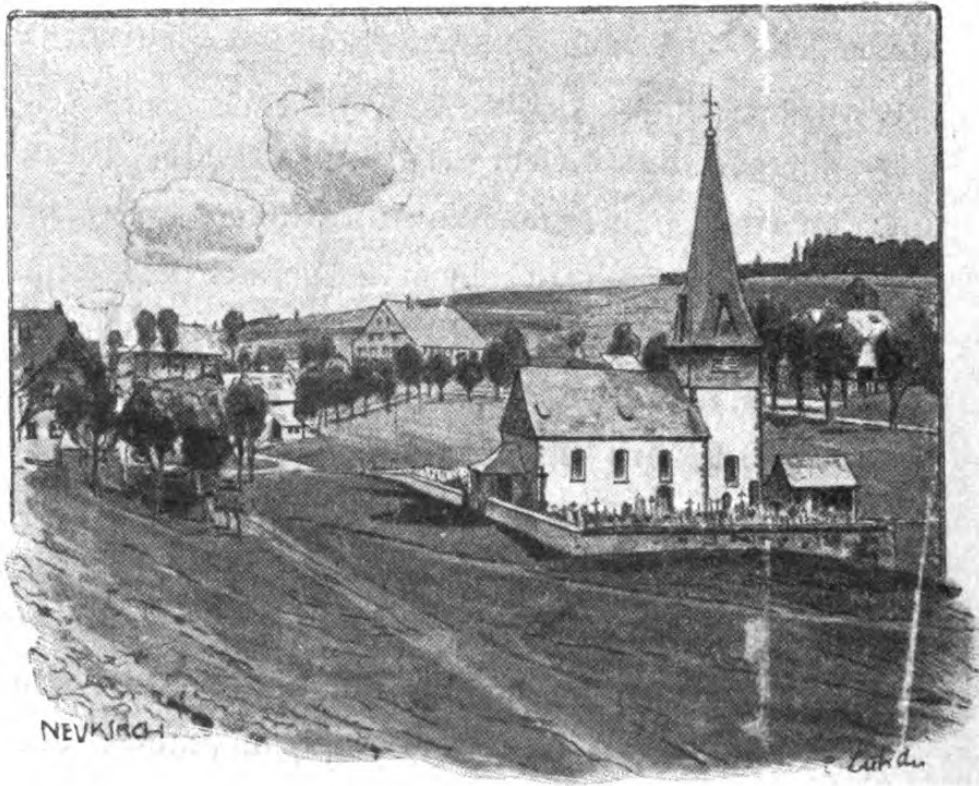
Einsam liegt an der Straße die freundliche, geräumige Residenz des Pfarrers Klee, bei dem ich mich zum ersten Nachtquartier angesagt und der mir einen kleinen Salon mit anstoßendem Schlafzimmer bereit gestellt hatte, wie ich beide überall eher als in diesem Walddörflein erwartet.

Der Pfarrer, noch ein jüngerer Mann, trägt einen stattlichen schwarzen Vollbart, den ich an einem einfachen Priester viel lieber sehe als einen Orden oder einen Monsignore-Habit.

In meinen „Sommerfahrten“ hatte der gute, stille

Schwarzwaldpfarrer gelesen, daß ich in der Pfalz den Deidesheimer und den Goldbächle so gelobt, und daraufhin sich bemüht, diese Weine zu bekommen, um mich damit zu überraschen.

Leider darf ich am Abend keinen Alkohol trinken,



und der famose Wein kam nun meinen Begleitern zu gut; dagegen durften sie nicht im Pfarrhaus nächtigen, um mir die Stille nicht zu vermindern.

Ich hatte dies zur ausdrücklichen Bedingung gemacht, wenn sie den ganzen ersten Tag mit ihnen wollten.

Doben im Köhle, wo auch mein Kutscher eingestellt, nahmen sie Quartier und zwar ein flottes; denn das Wirtshaus ist ein stattliches und mit allen Bequemlichkeiten der Neuzeit versehen.

Als ich am Abend selbst hinaufkam, um, wie ich auf der Reise stets tue, nach den Pferden zu sehen, fuhr eben eine Tochter des Köhlewirts auf dem Rad an. Sie hatte eine Kommission drunten im Städtchen Furtwangen gemacht. Ihre Studien im Haushalt hat sie bei Ordensschwestern in Freiburg absolviert, wo die radfahrenden Wibervölker sie sicher auch angesteckt haben.

Meine Ansicht über das Verderben, welches die Haushaltungsschulen im Volksleben anrichten, habe ich anderwärts schon ausgesprochen. —

Der Köhlewirt war mit seinen jüngeren Kindern ausgefahren, die „Pfingstwecken“ zu holen; eine Sitte, die mir viel besser gefällt als das Radfahren.

Während in den Niederungen des Schwarzwaldes die Kinder beim Götte und bei der Göttle (Taufpaten) den „Osterhas“ holen, ist hier oben der „Pfingstwecken“ im Brauch und zwar aus naheliegenden, praktischen Gründen.

An Ostern liegt auf diesen Höhen gar oft der Schnee noch meterhoch über Berg und Thal. Drum hat man den Besuch bei den Patenleuten auf die Pfingstzeit verlegt, wo auf den Matten die Blumen

blühen und Wege und Straßen schneefrei sind. Die Eltern begleiten dann ihre Kinder in die nächsten Täler und auf die Einöden, in denen die Paten wohnen, und alle werden mit einem festlichen Mahl, die Kinder aber noch extra mit Wecken beschenkt.

So hat jung und alt nach der langen Winterzeit eine rechte Pfingstfreude an den zwei Feiertagen, und die ganze Woche nach ihnen wandert und fährt das Schwarzwäldervolk hier oben von Mahl zu Mahl und von Hof zu Hof und verbindet mit dem Freudenleben in der Natur seine eigene Freude. Und das lob' ich mir und gönne es allen von Herzen. —

Über einen kleinen, fahlen Weideberg ging ich zum Pfarrhaus zurück und hatte dabei einen wunderbaren Blick über das Tannenmeer des Hegenlochs hin. Waldberg schiebt sich hinter Waldberg, im Abendlichte in allen Farben spielend vom hellen Grün bis zum dunkelsten Schwarz. Aber kühl, recht kühl kam der Abendwind über die Tannen her, und ich war froh, als ich, im Quartier angekommen, in meinem Salon einen warmen Ofen traf.

Bei ihm saß ich, als die Nacht gekommen und der Pfarrer zu meinen Kaplänen ins Rößle hinaufgegangen war, saß ich ganz allein beim Lampenschein und träumte für mich hin, während in und außerhalb des Hauses die Ruhe der Ewigkeit herrschte.

Am 15. Juni.

Leider hat mich diese Ruhe nicht in mein Lager begleitet. In dieser Gegend hat man keine Läden an den Fenstern, weil die Winterstürme sie nicht dulden würden. So kam es, daß der Vollmond mir direkt ins Gesicht schien und mich so aufregte, daß ich schließlich zum Schlafpulver greifen mußte.

Närrische und nervöse Leute wie unsereinen plagt der Vollmond trotz seines milden Lichtes, in dem zweifellos für schwache Nerven ein Reiz enthalten sein muß. „Er oder sie geht mit dem Mond“, ist deswegen ein altes Volkspruchwort.

Ich will aber für meine Person viel lieber mit dem Mond, als mit der Knechtseligkeit, mit der Erfolgsanbeterei, mit der Charakterlosigkeit und mit der Weiberemanzipation unserer Zeit gehen. —

Ehe ich meines Weges weiterfuhr, wollte ich die „Karoline“ sprechen, die Schwester der „Adelheid“, einer Neufircherin, die nun seit Jahren tot ist, aber es verdient, nicht vergessen zu werden.

Im Jahre 1837 heiratete ein Uhrenmacher von Neufirch namens Franz Kaiser eine arme Webers-tochter von da. Sie brachte ein sechsjähriges Mädchen, Adelheid, in die Ehe, das er an Kindesstatt annahm.

Eigene Kinder hatte der Uhrenmacher noch drei, die Karoline, den Karl, der früh als Uhrenträger in

England starb, und den Cäsar Augustus, der diesen Namen offenbar erhielt, weil, wie ich in „Verlassene Wege“ erzählt, ein klassischer Philologe, der in dieser Gegend daheim war, viele Väter verführte, den Kindern griechische und römische Vornamen zu geben.

Die Kinder mußten alle frühzeitig in der Uhrenmacherei helfen und alles verdiente Geld dem Vater abliefern; denn „in jener Zeit“, meint heute die Karoline, „hatte kein Kind einen b'sundern Geldbeutel wie jetzt“.

Der Vater Uhrenmacher, ein stiller, begabter Mann, der auch als Ratschreiber amtete, starb schon anno 1854. Die Mutter und die Kinder führten das Geschäft weiter, dessen erster und tüchtigster Gehilfe die Adelheid war.

Schon als Kind zeigte sie große Begabung und nahm in der Schule stets den ersten Platz ein, so daß, wie die Karoline sagt, der Pfarrer und der Lehrer „truret henn“ (getrauert haben), als sie aus der Schule entlassen wurde.

Aber sie hatte nach der Aussage ihrer Schwester auch einen „b'sunderen Kopf“, d. i. auf der Schädeldecke eine Taler große, ganz weiche Stelle.

Sie hing allzeit „grufig“ an der Mutter und besorgte dem Vater schon als Schulmädchen alle Korrespondenz.

Raum der Schule entlassen, fing sie, wie die Karoline erzählt, an, „ganz anders“ Bücher zu lesen und Tagebücher zu schreiben.

Tagsüber arbeitete sie „wie ein Mannsvolk“ als Uhrenmacher, nachts nähte sie „Mannsvölcherhemden“, und nach Mitternacht begann sie zu lesen und zu schreiben.

Lesen und Schreiben trieb sie ganz leidenschaftlich, und sie hielt alles für wahr, was sie las, und kam oft so „dri ni, daß ihr das Wasser d'Backe abi g'röhret isch“.

Das viele Lesen, „b'sunders dia viele Lugeg'schichte“ (Romane), meint weise die Karoline, „isch ninnt für d' Wibervölcher“.

Auch das viele Schreiben taugt nach Karoline nicht für die Damen, und einmal warf sie den ganzen „Kram“ der von der Schwester geschriebenen Tagebücher ins Feuer.

Im Jahre 1872 starb die von der Adelheid „grufig“ geliebte Mutter, und die Tochter, deren Herz, wie wir gleich sehen werden, schon vorher zwei schwere Stöße erhalten hatte, wurde schwermütig. Sie sprang nachts aus dem Bett und lief dem „Weiher“ zu, um sich zu ertränken. Die Karoline eilte ihr gleich nach und holte die Arme, die dann, wieder ins Bett gebracht, furchtbar zu weinen anfang.

1873 kam sie nach der Heilanstalt Illenau und blieb hier ein Jahr lang. Als sie, anscheinend geheilt,

wieder heimkam, hatte der Cäsar Augustus eine Cäsarin geheiratet, welche die kranke Adelheid samt der Karoline schwer verfolgte.

Die erstere kam deshalb bald wieder nach Illenau, wo sie bis 1879 verblieb und dann still und menschen-scheu umherging. Aber schon 1884 brach der Sturm wieder los; sie kam in die Anstalt der Unheilbaren nach Pforzheim und, nach kurzem Aufenthalt in der Heimat, mit diesen 1889 nach Emmendingen bei Freiburg, wo sie im Juni 1896 gestorben ist.

Warum erzähle ich die kurze Geschichte der Adelheid? Antwort: Wegen eines ihrer kleinen, noch erhaltenen Tagebücher, das der Pfarrer von Neufirch vor zwei Jahren entdeckt und mir zugeschickt hat und aus welchem Tagebuch ich erkannte, daß die arme Uhrenmacherin, die in gesunden Tagen nie außerhalb des winzigen Schwarzwalddorfes gelebt, ein Weib war, das nicht an dem gewöhnlichen geistigen Schwachfinn seines Geschlechts gelitten hat.

Genie und Wahnsinn, diese zwei Geistesverwandten, kämpften in dem armen Schwarzwaldmaidele, bis der letztere den Sieg davon trug.

Zweimal hat sie die Liebe angestoßen im Leben; einmal ist sie, wie die Karoline berichtet, „ehrbar und züchtig drei Jahre lang mit einem Uhrenmacher gerannt“. Der ließ sie aber sitzen, was ihr „grusig

wehe getan hat", und ging nach Amerika, wo er bald starb.

Jahre vergingen, bis sie dieses Wehe überwunden hatte. Da kommt eines Tages ein junges Schneiderlein „ins Dörfle“ zum Schneider Pfaff. Das Schneiderlein war viel jünger als die nun dreißigjährige Adelheid.

Ihm, der sie später auch verließ, ohne mehr je etwas von sich hören zu lassen, gilt vorab das Tagebüchlein, das mir zukam, und aus dem ich zum Beweis, daß die Adelheid eine geniale Schwarzwälderin und Schriftstellerin war, die folgenden Proben hier wiedergebe:

Herbst 1863.

„Schon glaubte ich, mein Herz habe bald den letzten Kampf gekämpft, aber nein, es ist noch nicht genug. Der Zufall führte mir wieder ein Wesen zu, das wieder Gefühle in mir rege machte, die ich in mir erloschen glaubte. Zu diesem mir ganz Unbekannten fühlte ich mich ganz hingezogen den ersten Augenblick, da ich ihn sah. Schon sein Äußeres gefiel mir, und ich dachte gleich, wenn es nur Gelegenheit geben würde, ihn näher kennen zu lernen. Auch das geschah.“

„Aber welche Veränderung brachte diese Begegnung in mir hervor! Eine Umwälzung meines ganzen Innern. Ich weiß nicht, welche geheimnisvolle

Macht mich zu ihm hinzieht. Könnte ich nur wenige Jahre zurücknehmen, so würde ich versuchen, sein Herz zu gewinnen."

"Bald kam er täglich in unser Haus und bald wich der Schlaf von meinem Auge, und alle meine Gedanken waren nur mit ihm beschäftigt. Ich ehrte ihn als meinen teuersten Freund, und doch ist es mehr als bloß Freundschaft, was ich in meinem Herzen für ihn fühle, denn er ist frei von jenen Leidenschaften, die seinem Geschlechte so eigen und uns so gefährlich sind."

Ein Jahr später schreibt sie: „Heute abend war August wieder hier; ich fühle mich wieder so glücklich, ihn zu sehen. Dieses Glück bereitet mir aber auch den größten Schmerz meiner Seele. Ach, stets fort quäle ich mich Tag und Nacht mit dem Gedanken an die Trennung von ihm, der Neufirch in nicht zu fernere Zeit verlassen will."

"Wie freue ich mich nur, ein Blümchen ihm zu schenken, wenn er es bereitwillig annimmt! O, wenn er wüßte, wie gern ich alles für ihn tun würde, was ich ihm an den Augen ansehe!"

"Meine Mutter allein teilt Freud und Schmerz mit mir. Nur ihr und Gott kann ich es klagen, was jetzt in dieser so schweren Zeit mein Herz leidet. Beten ist mein einziger Trost. O ich unglückliches Geschöpf, wie schwer ruht die finstere Macht des Schicksals auf

mir! Ich habe keine Hoffnung, daß mein krankes Herz geheilt wird; nichts wird mir bleiben als die Erinnerung." —

„Wenn er mich im Ernst beleidigen würde, ich könnte ihm nicht zürnen, so bin ich stets gut gefinnt gegen ihn; er ist der erste, der meine Gefühle, die böser Natur sind, zu beherrschen weiß und nur die bessern Gefühle in mir aufweckt.“

Neujahr 1865.

„Nun bin ich mit fröhlichem Sinn hinübergetreten in das neue Jahr, aber meine Leiden und Sorgen schleichen schon allmählich wieder heran, sie sind nicht hinabgerollt mit dem alten Jahr in das große Meer der Ewigkeit. Aus Freundschaft habe ich dem mir so Theuern ein kleines Geschenk gegeben, aber Liebe leitete mich dazu; denn Freundschaft und Liebe sind ohnedem nahe verwandt. Den Neigungen unserer Herzen lassen sich keine Schranken setzen; denn es ist die Macht eines höheren, unsichtbaren Wesens, das diese Sympathie der Liebe leitet.“

Mai 1865.

„Wie schön ist nicht jetzt in diesem Wonnemonat die Natur ausgeschmückt! Alles fühlt sich neu belebt, alles atmet voll Lust und Wonne. Ich allein fühle

mich nicht von Frohsinn durchdrungen, und warum? Mir fehlt Lust und Friede, und die Ruhe meines Herzens ist dahin, weil ich diese unglückliche Liebe zu August in meinem Herzen emporkommen ließ."

Beim Abschied des Geliebten auf
Nimmerwiedersehen.

„Er nahm heute Abschied von uns. Meine Mutter konnte nicht mehr ein Wort sagen, so gerührt war sie. Im Hausgang draußen gab er mir den Abschiedskuß. Der Blick seiner Augen, den er da auf mich gerichtet, stellt sich mir noch immer vor die Seele. O, mich reut nur, daß ich diesem Teuern nicht mehr gegeben habe, besonders bei der Abreise. Ich kaufte ihm noch ein Sacktuch und ein Mutschele (Milchweck) und half ihm seinen Koffer packen. — Ohne zu weinen, konnte ich alles verrichten, weiß nicht, welcher Kraft ich es zuschreiben soll, daß ich die Tränen zurückhalten konnte. Erst als er im nahen Wald verschwunden war, ließ ich sie fließen.“

„O Schicksal, du hast Schweres über mich verhängt. Lebe wohl, Geliebter meiner Seele! All meine Liebe sei nun dir und meiner guten Mutter geweiht! Meine einzige Hoffnung ist diese, der Allmächtige wird uns einst alle vereinen in dem Lande, wo keine Trennung mehr ist, sondern heilige, reine Liebe.“

„Vor lauter Sehnsucht nach ihm meine ich oft,

das Herz müsse mir brechen. Das Leben ist mir eine wahre Plage. Nur das Gebet vermag mich vor der Verzweiflung zu schützen, daß ich nicht Mittel ergreife, die unerlaubt sind, um aller Leiden los zu werden."

"Möge der Allmächtige mir seinen Beistand geben, mich in seiner Gnade erhalten, daß die Meinigen nicht diese Schmach an mir erleben. O, wüßte August, wie treu ich für ihn bete! O Gott, dein Wille geschehe! Dir ist es anheimgestellt, unsere Schicksale zu leiten."

"Ich will mich bestreben, die liebenden Gefühle nur der Mutter und dem Andenken des Teuersten zu bewahren. Wie viele Tränen hab' ich seinem Andenken schon geweiht! Nur dem Unwissenden ist's bekannt, und so lange das Blut in meinen Adern rinnt, werde ich August lieben." —

"Was wird noch aus dieser Sehnsucht werden? O, die Zukunft verbirgt gar vieles. Das Schattenreich der Träume umhängt so oft meinen Sinn; sie dringen in das unermessliche Reich der Täuschung, das auch dem ärmsten Menschen willig seine Tore öffnet."

"Die guten und die bösen Geister beherrschen das nächtliche geheimnisvolle Walten der Urkraft. Wie wichtig ist alles hier auf Erden und wie vergänglich! Wie grämt man sich um jede Kleinigkeit und sorgt und kümmert sich! Man vergißt darüber das Höchste, zu dem der Mensch bestimmt ist."

September 1867.

„Mein Gemütszustand ist schlimmer als jemals. Wenn ich zurückdenke, o, einst und jetzt! — Ich bin so lebensfatt. Mit lachenden Augen würde ich den Todesengel kommen sehen; denn ich fühle es zu wohl, auf dieser Welt kann ich nie mehr wahrhaft glücklich werden. Ein dichter Schleier sollte die Vergangenheit verhüllen, daß es meinen Sinnen nicht mehr möglich wäre, ihn zu durchdringen; aber so muß es sein, und ich lebe nur für die Vergangenheit, für die Gegenwart bin ich tot.“

„In meiner Seele lebt das Andenken an diesen mir auf Erden so Theuern fort, und sie wird diese Gedanken einst mit hinübernehmen in das schöne Land des Friedens; dort wollen wir uns wiederfinden. Um dieses bete ich täglich zu dem Allmächtigen. Er ist der weise Lenker unserer Schicksale. Sein heiliger Name sei gepriesen!“ —

Die Worte der Adelheid sprechen für sich selbst. Ich brauche dem nichts beizufügen, als daß ich in Freiburg in den ersten Jahren meines Aufenthalts den Vielgeliebten der Adelheid auch kennen lernte, ohne eine Ahnung davon zu haben, daß er in Neufirch als Schneiderlein gelebt hatte und von einer geistvollen Uhrenmacherin wahnsinnig und hoffnungslos geliebt worden war.

Er hatte die Schneiderei längst aufgegeben und

starb merkwürdigerweise im gleichen Jahre wie die arme Adelheid, die nur einen Monat nach ihm dieses irdische Jammertal verließ. —

Ich hatte meiner Reise absichtlich die Richtung über Neufirch gegeben, um die Schwester des armen Mädchens, dem ich längst vollstes Mitleid zollte, die Karoline, sprechen zu können.

Sie kam diesen Morgen in ihrem Sonntagshäs, das aber von der schönen Voltstracht der Gegend keine Spur mehr hat. Sie glich einer alten, städtischen Fabrikarbeiterin am Sonntag.

Nachdem sie mir von der Adelheid erzählt, wollte ich auch etwas aus dem Leben der Karoline hören. Auch sie ist eine Märtyrin des Lebens und der Liebe.

In ihren jungen Jahren hat sie einen Schuhmacher geliebt, der sie aber nicht heiratete, sondern mit zwei Kindern sitzen ließ und eine von „Simiswald“ heiratete. Er war aber unglücklich und starb im Kummer darüber, nachdem er vorher der Karoline weinend alles geklagt und sie um Verzeihung gebeten hatte.

Darauf wurde sie von dem bösen Weib des Cäsar Augustus anno 1876 mit ihren zwei „Würmern“ bei kalter Winternacht aus dem Hause gejagt und fand mit Not „Unterschlupf“ bei einer Freundin, der „Grundmarei“, in einem „verschneiten“ Bett. Oftmals litt sie „Tag und Nacht Hunger“.

Ein Versuch, durch Heirat mit einem Tagelöhner ihre Lage zu verbessern, schlug fehl. Der Mann war ein Trinker und ein Faulenzer und schlug sein Weib, bis die Karoline ihm eines Tages den Meister zeigte und ihn „'s Tal 'nab“ (nach Simonswald) jagte, wo er starb.

Sie bringt sich seitdem allein durch, im Winter mit Stricken und im Sommer mit Tagelöhnern in Feld und Wald.

Die Uhrenmacherei mußte sie aufgeben, weil die Hausindustrie aufgehört hat und die Karoline nicht in eine Fabrik oder zu einem Meister außerhalb der Heimat ziehen wollte. Mit Stricken verdient sie täglich fünf- undzwanzig und mit Tagelöhnern bei freier Station siebenzig Pfennig. Drum kann sie im Winter nur von Suppe und Kartoffeln leben. Sie hat sich aber trotz allem einen „Notpfennig“ erspart.

Auch hat sie „immer ein heiteres Gemüt, und Gott hat ihr immer geholfen, weil sie gegen die Eltern recht gewesen ist.“

Ihre Kinder sind brav geblieben und ist die Tochter an einen Straßentwärt verheiratet und der Sohn ein Schmiedegelle in der Fremde.

Dem Cäsar Augustus ging es schlecht; die grausame Cäsarin starb frühe, und er kam später „hinters Trinken“ und um Hab und Gut und star vor wenig

Jahren in Furtwangen im Spital als armer Fabrikarbeiter. —

Ich belohnte die allzeit heitere Märtyrin und bewunderte sie im stillen. Sie war sehr erfreut über mein „Gnadengeschenk“ und machte mir, ehe sie das Haus verließ, beim Pfarrer noch folgendes Kompliment: „Der Herr ist trotz seines Alters noch ein schöner, glatter Mann; es ist jammerschad, daß ein solches Geschlecht ausstirbt. Er ist auch ein gemütlicher Mann und hat gar keinen ‚b’sunderen Stolz.‘ Das ist übrigens bei allen rechten Herren so. Nur die Geistlichen, die nichts im Kopf haben, sind so besessen stolz gegen die arme Lüt.“

Wir sehen, die Karoline hätte auch das Zeug zum Tagebuchschreiben, wie die Adelheid. Mir aber hat sie „geschmeichelt“, wie noch nie im Leben ein „Wibervolk“. —

Ich verließ nach neun Uhr das stille Schwarzwald-Dörfle, das mir fortan verklärt bleibt durch die Erinnerung an die Adelheid und an die Karoline.

Meine zwei Begleiter gingen einen dem meinigen entgegengesetzten Weg, Triberg und der Schwarzwaldbahn zu, um heimzukehren.

Ich fuhr zunächst den gestrigen Weg zurück bis an die Mündung des Hexenlochs und dann bergauf zur Wasserscheide zwischen Rhein und Donau.

Es ist ein herrlicher Morgen, der mich doppelt freut, weil ich allein bin. Das Wasser rauscht, Mühl-

räder rauschen, Tautropfen glänzen über Blumen und Gräsern, und Prachtshöfe alter Schwarzwaldart und stille Wälder liegen in dem einsamen Wiesentälchen, durch das ich aufwärts fahre.

Fast auf der Höhe der Wasserscheide zwischen der Wildgutach, die dem Rhein, und zwischen dem Urachbächlein, das einer der ersten Quellbäche der Donau ist, liegt ein Wirtshaus, zur Krone, im Volksmund zur „kalten Herberge“ genannt. Zur Sommerszeit gäbe dieselbe einen wunderbaren, wie mir schien, noch unentdeckten Luftkurort ab, still und einsam und waldig und hochgelegen. —

Bald bin ich auf der Höhe, und vor mir liegt das langgestreckte, einsame, wellenförmige Wiesental des Urachbaches mit dem gleichnamigen, zerstreuten Dörflein.

So modern und trachtenlos die Schulkinder gekleidet sind, die mir, das Tal heraufkommend, begegnen, ebenso echt alt sind die Höfe mit ihrem Schindelschmuck.

Selbst das Kirchlein, innen ein reizendes, blumiges Zopfkirchlein, steckt außen ganz in diesem schönen Holzkleide.

Bei dem Altvogtshof ließ ich anhalten und besuchte die Mutter eines meiner früheren Kooperatoren, der voriges Jahr St. Martin verließ, um zu den Jesuiten zu gehen.

Es ist merkwürdig, daß die einzigen unter den

ziemlich zahlreichen Priestern in Freiburg, welche in den Ordensstand getreten sind, bei mir in St. Martin als Kooperatoren fungierten. So sind in den letzten zehn Jahren drei zu den Jesuiten gegangen und einer zu den Kapuzinern.

Ich weiß nicht, gibt der Pfarrer ein so gutes oder ein so schlechtes Beispiel. Vielleicht das letztere, und suchen deshalb die jungen Herren ihr Heil in der strengen Subordination des Ordensstandes, ehe sie in Versuchung kommen, die unbotmäßigen Wege ihres Pfarrers zu wandeln. —

Waldige Berge schließen das Urachtal gegen das Tal des Eisenbachs, der die Urach kurz vor seiner Mündung in die Breg aufnimmt, malerisch ab.

Schon vor Mittag bin ich in dem reizvollen kleinen Talwinkel, den diese Mündung bildet, und mache, wie vor fünf Jahren auf „verlassenen Wegen“, Mittag und Raft im gastlichen Hammerwirtshaus.

Damals verließ ich es am Nachmittag talabwärts, diesmal talaufwärts. Ich wollte hinüber ins Tal der Brieg, der zweiten Stammutter der Donau, denn also heißt es im Volksmund:

Die Brieg und die Breg
Bringen die Donau z'weg.

Durch das in den letzten fünfundzwanzig Jahren so schandbar abgeholzte Bregtal fuhr ich hinauf bis zu
Hans Jakob, Sonnige Tage.



dem alten zähringischen Waldstädtchen Böhrenbach, das durch die Industrie mehr und mehr modern geworden ist.

Am Eingang desselben hielt ich bei der Schraubenfabrik und ließ, wie vor fünf Jahren, die zwei Originalphilosophen und Fabrikarbeiter, den Brofi und den Heizmann, herauskommen, erkundigte mich nach ihrem Befinden und schenkte ihnen etwas.

Der Brofi sollte mir den alten Weg nach Billingen „hinter dem Städtle herum“ zeigen, und ich nahm ihn deshalb in meinen Wagen. Bei dieser Fahrt kamen wir auch auf der Höhe an Brofis Burg vorüber.

Er wollte mir ihr Inneres zeigen, aber sein Weib war abwesend, hatte abgeschlossen und den Schlüssel mitgenommen.

Der Brofi konnte mir nur seinen Geißenstall zeigen; aber auch die Geißen waren fort auf der Weide.

Bis zum „Bruderhäusle“, einer ehemaligen Einfiedelei mit Kapelle, begleitete mich der zufriedene Märtyrer, und dann überließ er mich dem Schicksal in der nun gleich beginnenden Waldregion, die ich vor fünf- und vierzig Jahren das erstemal als Student durchwandert habe.

Stundenlang fahre ich nun im sonnigen Tannenforst, der allermeist der Stadt Billingen gehört, die ihre Wälder nach Tausenden von Morgen zählt.

Bisweilen läßt eine Richtung prächtige Blicke zu

auf die blauen Berge des schwäbischen Jura und ihre lichten, hochgelegenen Dörfer, und der von der Sonne geweckte Harzduft der Kottannen umweht mich ununterbrochen.

Endlich ist die waldbige Hochebene durchfahren, und es geht ins Briegtal hinab, aus welchem bald die alte Stadt Billingen herausschaut.

Es ist noch nicht sechs Uhr des Abends, als ich sie erreicht habe, im Mittelalter nächst Freiburg die bedeutendste Stadt des Schwarzwalds mit einem kraftvollen Bürgerwesen, zu welchem die freie Verfassung ihrer Gründer, der Herzoge von Zähringen, das meiste beigetragen hat.

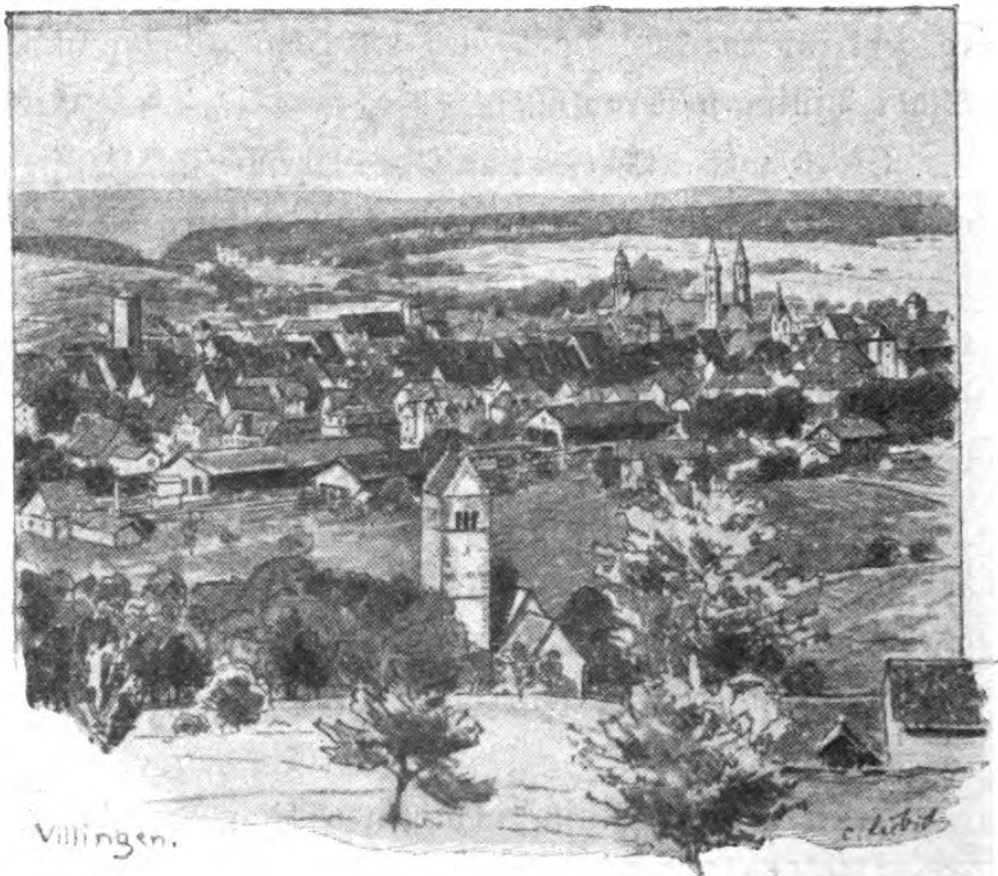
Von der alten Zähringerstadt aus dem Anfang des zwölften Jahrhunderts ist wohl nur noch ein Zeuge vorhanden: das Münster mit seinen schönen romanischen Portalen; alles übrige wurde schon 1271 ein Raub der Flammen.

Heute hat sich Billingen außen völlig modernisiert durch die jetzt in allen Städten und Städtchen üblichen Neubauten. Je mehr man aber in sein Inneres kommt, um so mehr freut sich der Freund des Alten an den Toren und Türmen von Alt-Billingen, das in seiner ganzen Anlage noch den Charakter einer wirklichen Stadt trägt.

Kaiser und Reich, die Grafen von Fürstenberg und

die Herzoge von Österreich stritten sich aber auch oft und lange um die schöne Stadt, deren Herz von 1326 an bis 1805 unentwegt dem Hause Österreich gehörte.

Zweimal im 16. Jahrhundert flüchtete sich die



Universität Freiburg der Pest halber nach Villingen, aus dem bis in die neueste Zeit bedeutende Männer der Wissenschaft hervorgingen.

Still und vereinsamt war's aber heute in den sonnigen Straßen, da ich einfuhr und vor dem einsam beim Münster gelegenen Pfarrhaus abstieg.

Der heutige Pfarrer von Billingen, ein angehender Fünfziger, war vor vierzig Jahren, da ich im benachbarten Donaueschingen als Lehramtspraktikant tätig war, mein Schüler und mein Ministrant. Ich habe ihn von jenen Tagen bis heute nicht mehr gesehen, konnte aber noch alle seine Gesichtszüge von damals aus ihm herauslesen.

Der Josef Scherer war ein sanfter, stiller Knabe und ist heute zweifellos ein Pfarrer mit den gleichen Eigenschaften, die niemanden mehr abgehen als seinem alten Lehrer.

Sein Pfarrhaus ist ein altes Palais, und eingerichtet ist es, wenigstens in dem Zimmer, das mir zufiel, wie es der Fürst von Fürstenberg vor vierzig Jahren in seinem Schloß zu Donaueschingen nicht schöner gehabt hat.

Die freundliche Pfarrerschwester will mich aus jenen Tagen her auch noch wohl erkannt haben und meint, ich sähe viel besser aus als damals, wo ich, allerdings lang, bleich und hager, aussah wie ein gefrorenes Leintuch. —

Ich habe seit jener Zeit das Innere der Stadt Billingen nicht mehr betreten. Im Juli 1864 machte ich einmal mit dem fürstlichen Bibliothekar Barack, der vor wenig Jahren in Straßburg als Oberbibliothekar gestorben ist, einen Ausflug hierher. Wir mieteten, da

von einer Eisenbahn noch keine Rede war, vom „Fürstenberger Hofwirt“ in Eschingen einen Einspänner, und ich kutschierte, was bei dem störrigen Klepper eine ziemlich große Kunst war. —

Ich wollte diesen Abend nach so langer Zeit die Stadt wieder etwas durchstreifen und ging allein durch ihre Straßen.

Vierzig Jahre wischen viel aus der Erinnerung, und so kam mir heute auch in Billingen alles fremd vor, so wenig sich auch der innere Stadtteil verändert hat. Aber was ich sah, machte das Bild einer hellen, freundlichen Landstadt.

Beim Kloster der Ursulinerinnen und beim malerischen Bickentor traf ich ein junges, schwarzäugiges Mägdlein, das mich wie einen guten Bekannten grüßte, so daß ich es fragte, ob dies der Fall sei.

Sie hat mich in Freiburg schon oft gesehen und gehört, aber nie gesprochen. Sie begleitete mich nun auf meinem Gange und erzählte mir aus ihrem Leben und schließlich auch von ihrem Lieben; was ein so junges Ding ohne Gefahr bei einem alten Pfarrer tun kann, selbst wenn er nebenbei Schriftsteller ist.

Ich lernte aber wieder erkennen, wie die Liebe die treibende Kraft im Menschen ist. Das Mädchen sah ganz verklärt aus, da es mir sein Herz „auszuschütten“ und von dem reden konnte, der es bewegt.

Mögen sich alle die Zukunftswünsche dieses guten Kindes erfüllen, dachte ich mir, als ich beim Münster mich von ihm verabschiedete. —

Ich betrat den alten Münsterbau, der innen und außen ein Bild der Verwahrlosung zeigt und laut nach einer gründlichen Restauration schreit, die nun auch im Gange sein soll.

Die heutigen Billinger können meines Erachtens erst stolz sein auf die Geschichte ihrer Stadt, wenn das Münster mit seinen beiden schönen Türmen würdig hergestellt sein wird.

Freilich ist es heute mit dem Stolz des alten Bürgertums auf die Vergangenheit überall nicht weit her, nachdem, dank der neumodischen Gesetzgebung, die Einwohnergemeinde die Bürgergemeinde aufgefressen hat und die „Hergelaufenen“ vielfach die erste Rolle im Städtewesen spielen. —

Am 16. Juni.

Trotzdem der Hund des benachbarten Apothekers einige Zeit bellte, schlief ich besser als im Mondschein von Neufirch, weil um das abseits der Hauptstraße gelegene Münster eine Totenstille herrschte.

Wohlgemut fuhr ich nach neun Uhr durch das Vicentor hinaus und der württembergischen Grenze zu.

Es hatte in der Nacht geregnet, und taufriisch

lagen die weiten Felder der Billinger im Morgensonnenschein; aber auch ihre Stadt präsentierte sich bei der Weiterfahrt im schönsten Lichte.

Drüben an den letzten hügeligen Ausläufern des schwäbischen Jura sah man jetzt auch die „Altstadt“ Billingen mit dem romanischen Turm ihrer Kapelle und dem Kirchhof, die Stelle bezeichnend, wo der Ort Fillinga zu Zeiten der Frankenkönige gelegen war.

Die Zähringer gaben diesen Ort auf und verlegten ihre Stadt näher an den Schwarzwald hin.

Zwischen der Altstadt und der heutigen alten Neustadt zieht langsam das Briegflüßchen durch. Es ist noch sehr jung und kaum drei Stunden von der Quelle, gibt aber nach weiterm dreistündigem Lauf einer großen Tochter, der Donau, das halbe Leben.

Es geht am linken Ufer der Brieg bergauf dem Juragelände zu. Bald sind wir auf einem welligen Hochplateau, das von Wald begrenzt und mit Kulturfeld ausgefüllt ist.

In einer Mulde liegt das erste württembergische Dorf, Schweningen, das aber mehr Seelen zählt als manche kleine Stadt des schwäbischen Königreichs. Es ist ein Fabrikdorf ersten Ranges, und die Bauernhäuser sind von einem Meer von Fabriken, Arbeiterwohnungen und kleinen Geschäftshäusern umgeben.

Vor meiner Einfahrt in das einförmige Riesendorf



sah ich auch dessen einzige Berühmtheit — den Hölzle-
könig und seine Gemahlin rechts drüben auf einem
Hügel stehen.

Es sind dies zwei mehr denn dreihundertjährige,
aber vom Sturme verstümmelte Riesentannen, deren
sich Dichtung und Sage bemächtigt haben.

Ein Poet sang von ihnen ganz passend:

Fürwahr ein edles Königspaar!
Entblößten Hauptes steh' ich gern
Vor solchem Thron, der Goldes bar,
Der weder Orden teilt, noch Stern!

Doch, bald hätt' ich's vergessen, Schwenningen hat
noch eine zweite Berühmtheit, deren Namen die Musen-
föhne von Tübingen und Heidelberg in alle Welt tragen
und die noch viel älter ist, als das königliche Tannenpaar.

Es ist dies der Neckar, der unweit der alten Tannen
in einem Wiesengrund entspringt. —

Im Dorfe fragte der Josef nach einem Haferhändler,
der früher oft nach Freiburg kam und den Kutschern
den Hafer lieferte, und ich erkundigte mich nach einem
Kaufmann Müller-Osiander, einem persönlich unbe-
kannten Leser, der mir früher öfters geschrieben hatte.

Von beiden hieß es, sie seien tot. —

Die Schwenninger sind mir nicht fremd, obwohl
ich ihr Dorf heute zum erstenmal gesehen habe. In
meiner Knabenzeit habe ich schon Gelegenheit gehabt,



die schöne Tracht der Schwenningerinnen mit den roten Strümpfen, dem kurzen Rock und dem kleinen, bänder-

geschmückten Käppchen an den Markttagen in Hasle zu bewundern.

Sie holten drunten im sonnigen Kinzigtal jeweils die ersten „Sezlinge“ zu Gemüsen und „Blumenstöcken“, welche die Haslacher Bürgerinnen und die Bäuerinnen der Umgegend ihnen verkauften.

Ich wunderte mich, heute noch ziemlich viel ältere und jüngere Frauen in der schönen Tracht, selbst an der Arbeit, zu sehen, während die jungen Mädchen alle fabrikmäßig neumodisch gekleidet waren.

Wo die Fabriken blühen, da darf man sicher sein, daß Volkstracht und Volksfittte verschwinden wie der Schnee vor dem Feuer.

Auch abseits des Neckartälchens, in dem hochgelegenen Dorfe Schura, sah ich nachher bei den Frauen die gleiche, schöne Tracht wie in Schwenningen.

Beide Dörfer sind protestantisch, wie denn die Protestanten auch auf dem Schwarzwald fester an der alten Tracht halten als die modesüchtigen Katholiken, die in diesem Punkte Fortschrittler sind, während sie sonst vielfach zu den Rückständigen zählen, und die von der farbigen Tracht ihres Gottesdienstes eher für malerische Volkstracht schwärmen sollten, als die Protestanten. —

Die rauhe Alb, wie der schwäbische Jura auch genannt wird, zeigt sich bald in dem Gebirgsmassiv des

Heubergs, den wir gestern schon von der Höhe oberhalb Billingen gesehen haben.

Durch einen kühlen, sonnedurchzitterten Fichtenwald fahren wir ihm zu. Aus dem Wald herausgekommen, sehe ich unten in dem nichts weniger als romantischen Primitale am Fuße des hohen „Dreifaltigkeitsberges“ die langgestreckte württembergische Oberamtsstadt Spaichingen, von oben gesehen einem mächtigen Bauerndorf gleichend.

Unten angekommen, fand ich aber ein sauberes, schlichtes Landstädtchen mit einer breiten, hellen, von freundlichen Häusern umsäumten Hauptstraße.

Es läutete eben die Betglocke zu Mittag, als ich einfuhr, und ich staunte gewaltig, da ich jung und alt barhäuptig in der Straße gehen sah. So was sieht man in einem badischen Amtstädtchen längst nicht mehr, wenigstens nicht im Oberland. —

Der Sohn meines alten Mitarbeiters und Korrektors Götz wohnt als Finanzamtmann in Spaichingen. Ihn hatte ich ersucht, mir ein Mittagessen zu bestellen und mein Gast zu sein.

Mit ihm machte ich vorher noch einen Gang durch die Straße, wobei er mir sagte, eine Leserin in Amerika, der ich den Winter über einmal geschrieben, ich würde im Sommer ihre Vaterstadt Spaichingen passieren, habe mir bei einer Freundin eine Überraschung bereitet.

Ich wollte wissen, welche, und erfuhr, bei einer Frau Oberamtsgeometer stünde für mich eine Flasche Champagner und ein Kuchen bereit zum Willkomm.

Da ich vor dem Mittagessen weder Champagner trinke, noch Kuchen genieße, so konnte ich von der Liebenswürdigkeit der Amerikanerin keinen Gebrauch machen. Ich besuchte aber ihre Freundin und dankte ihr für die Bemühung.

Frau Josefine Kling in Detroit im Staate Michigan, die Tochter des früheren Kronenwirts in Spaichingen, hat infolge Lesens meiner Bücher mir vor Jahren schon geschrieben und nach und nach ihren ganzen Lebenslauf mitgeteilt. Er gäbe eine Erzählung, spannender als ein Roman.

Im vorigen Sommer habe ich die energische Frau, welche ihre Heimat wieder einmal sehen wollte, in Freiburg auch persönlich kennen gelernt.

Ich schrieb von ihrer Vaterstadt aus eine Karte an sie und dankte auch ihr für den freundlichen Willkommgruß in ihrer schwäbischen Heimat. —

In der „alten Post“, einem stattlichen Gasthof aus der Zeit der Gilwagen, dem ein junger, lediger und gewandter Hotelier vorsteht, suchten mich nach Tisch der Dekan und Stadtpfarrer Munz von Spaichingen und zwei Kapläne auf.

Der erstere mußte es zu würdigen wissen, daß

ich auf der Reise um die Mittagszeit keinen Pfarrhof betrete, und kam deshalb zu mir, trotzdem er auch noch ein Monsignore ist.

Die schwäbischen Monsignori scheinen demnach herablassender zu sein gegen simple Pfarrer, als ihre nichtschwäbischen Kollegen.

Auch die zwei Kapläne zeigten jene gesunde, körperliche und geistige Frische, wie man sie in der Regel nur bei schwäbischen und, wie ich auf dieser Reise wahrnahm, bayerischen Vikari zu sehen gewohnt ist.

Der Stadtpfarrer meinte, am nächsten Sonntag sei das Dreifaltigkeitsfest und da könnte ich hierbleiben und die Predigt halten.

Die einzige Berühmtheit, die Spaichingen hat, ist der Dreifaltigkeitsberg mit der Wallfahrtskirche, die ihre Entstehung einem Hirten aus dem 15. Jahrhundert verdankt, der an dieser Stelle verlorenes Vieh gefunden und zum Dank ein Bildstöcklein mit einem Bild des dreieinigen Gottes errichtet hat.

Die schwäbischen Alemannen auf und unter dem Heuberg machen gerne hierher ihre religiösen Bittgänge. Aber noch mehr kommen Ausflügler hinauf, um die Aussicht zu genießen, die der Dreifaltigkeitsberg in seltener Weise auf die Hochalpen und auf das Land ringsum und weithin gewährt.

Wenn mich eine Predigt nicht für einen ganzen

Tag ins Bett legen würde und wenn ich nicht dazu noch bis Sonntag in Spaichingen hätte rasten müssen, so hätte ich die Predigt auf dem Dreifaltigkeitsberge gerne übernommen.

Es läßt sich so schön predigen über das größte Geheimnis der christlichen Kirche, in welchem uns die Gottheit, die in das Innerste der Erde den Glanz und das Feuer des Diamanten verbarg, die größten Schätze gegeben hat.

Es umfaßt die Lehre von der Dreieinigkeit alle Geheimnisse der Schöpfung, der Erlösung und der Heiligung. Sie ist, wie der jüdische Philosoph Mainländer, ein Schüler Schopenhauers, sagt, „die einzige richtige Auflösung des widerspruchsvollen Welträtsels“.

Es ruht auf ihr aber auch die ganze Größe der christlich gewordenen Völker. „Gehet hin und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes“ — so sprach einst die zweite Person in der Gottheit zu den armen Fischern am See Genesareth, und diese gingen hinaus in alle Welt und verkündigten den dreieinigen Gott. Und siehe da, es veränderte sich das Angesicht der Erde. Die Menschheit, dieser unglückliche, von Götzendienst, Sklaverei und Lastern aller Art, von Not und Tod geplagte Kranke, erhob sich von ihrem Schmerzenslager, und Freiheit, Wahrheit, Kultur, Tugend und Gerechtigkeit

keit blühten auf Erden überall da, wo der Glaube an den dreieinigen Gott Wurzeln faßte.

Die Lehre von der Dreieinigkeit umfaßt aber auch die ganze Geschichte der Menschheit. Das Altertum war die Vorherrschaft des Vaters, der in dem griechischen Zeus, in dem römischen Jupiter und in dem germanischen Odin verehrt wurde.

Das Christentum, das nach einer langen und blutigen Revolution sieghaft in der Welt auftrat, bezeichnet die Vorherrschaft des Sohnes. Ihm gehört die Vorherrschaft bis heute. Die Zukunft aber gehört dem hl. Geiste, dessen Herrschaft nach furchtbaren Revolutionen auf religiösem, sozialem und wissenschaftlichem Gebiet anbrechen wird.

Mit der Herrschaft des hl. Geistes wird der Kampf aufhören, der jetzt so gewaltig tobt, der Kampf zwischen Wissen und Glauben. Beide werden dann jene Vereinigung bilden, von der schon der große protestantische Geschichtschreiber Ranke gesagt hat, „sie würde bedeutender sein in ihren geistigen Folgen als die Entdeckung Amerikas und als die Entdeckung des Weltsystems“.

Das Reich des hl. Geistes wird dereinst sein das Reich der Wahrheit und der Freiheit, und was mich besonders freut, es wird bedeuten das Ende jeder Knechtseligkeit auf Erden. Jeder Mensch wird dann

sein eigenes, echtes Gottesgnadentum fühlen und darnach handeln. —

Da ich meine Pferde nicht den steilen Weg hinaufschinden wollte und zu Fuß nicht gehen konnte, so gehöre ich sicher zu den wenigen Fremden, die in Spaichingen gewesen sind und den Dreifaltigkeitsberg nicht bestiegen haben.

Weil ich aber auch schon in Rom gewesen bin, ohne den Papst gesehen zu haben, so brauche ich mich vor den Spaichingern nicht zu schämen.

Wohlgemut fahre ich deshalb am Nachmittag weiter.

Vor der Stadt draußen las ich ein Wirtshauschild „Zu den sieben Winden“ und freute mich dessen, weil in ihm viel mehr gesunder Menschenverstand und guter Humor liegt, als in den vielen Schildern zu Ehren von Kaisern und Königen.

Im Angesicht des auf einer Anhöhe gelegenen Dorfes Aldingen wendet sich mein Weg dem Herzen des Heubergs zu.

Aus Aldingen stammte der Reformator der Stadt Bern, Berthold Haller, ein Freund Melanchthons. Seinen Vaterort führten die Herzoge von Württemberg, die ihn im 15. Jahrhundert durch Kauf erworben, der Reformation zu. —

Ich hatte mir die Dörfer am und auf dem Heuberg viel armseliger gedacht; denn in meiner Knabenzeit

redete man drunten im üppigen Kinzigtal nur mit Worten des Mitleids von den Bewohnern des Heubergs.

Ich fand aber durchweg malerisch gelegene Dörfer mit stattlichen Bauernhäusern, mit reinlichen, breiten Straßen und von Obstbäumen umgeben.

In Gosheim, das auf einem Bergsattel liegt, fand ich die Leute vor den Häusern fast alle am Holzmachen, in der Jahreszeit, in welcher die Landleute sonst überall ans Heumachen denken.

Aber die Gosheimer laß' ich mir deshalb doch nicht schelten; denn wer mitten im Sommer an den Winter denkt, ist jedenfalls ein vorsichtiger Mann.

Im Herzen des Heubergs, von hohen, waldigen Bergen umgeben, liegt reizvoll der Hauptort dieses Gebietes, Wehingen. Ich dachte bei der Durchfahrt an einen braven Mann, der hier bei seinem Onkel Pfarrer aufgewachsen ist und in Freiburg schon über 40 Jahre lang den Gymnasisten jene Kunst beizubringen versucht, welche Studenten am liebsten beim Bier ausüben, den Gesang.

Einen kräckeren Mann hat der ganze Heuberg im 19. Jahrhundert sicher nicht gesehen, als ihn, den Musikdirektor Belz. —

Das tief in den Gebirgsstock einschneidende, waldige Beeratälchen zieht von Wehingen weg rasch bergab

und ist so malerisch, daß es mich wundert, warum Wehingen nicht längst als Luftkurort berühmt ist.

Ich freute mich ob der schönen Fahrt durch das tannengrüne Tal, als ein kurzes Gewitter losbrach und uns zwang, in einer kleinen Brauerei in dem malerisch gelegenen Dörflein Reichenbach Schutz zu suchen.

Raum war ich eingetreten und hatte für den Josef „Stoff“ bestellt, als die junge Wirtin mir den Namen gab und sagte, sie habe eben im „Heuberger Boten“ gelesen, daß ich um den Weg sei.

Die steckbriefartige Verfolgung hat also begonnen, und sie begleitete mich auf der ganzen Reise.

Es ist das vom schriftstellerischen Gesichtspunkte aus nicht angenehm, weil die Leute vorsichtig und zurückhaltend werden, wenn sie wissen, daß „so ein Schmierer“ im Lande ist. Sie wollen nicht „ins Buch kommen“.

Die Bierwirtin in Reichenbach gab dem Josef einen guten Stoff, mir ein Glas vortrefflicher kalter Milch, und die Pferde bekamen Brot. Dann fuhren wir, der Himmel lachte schon wieder, weiter talabwärts.

Die Gegend wird immer schöner; schattige Seitentälchen öffnen sich, und zwischen den steilen Waldbergen schauen weiße Felsenkronen hervor.

Das Dörfchen Egesheim liegt besonders schön

und hat rechts oben noch den Schmuck einer alten Burgruine.

Nun kommt lange nichts mehr als Wald und Wiese und einzelne Gehöfte, und dann gelangen wir nach Bärental, dem ersten schwäbischen Dorf im Lande der hohenzollernschen Preußen.

Es ist aber was Rechts, dieses Ortchen; seine Lage in felsigem, engem Waldtal macht es dazu, und heute geben ihm die Abendsonne und die in den Hausgärtchen blühenden Pfingstrosen einen besonderen Glanz.

Zu Anfang des 18. Jahrhunderts stiftete ein Student der Theologie namens Beck in dieser Einsamkeit eine kleine Sekte.

Er wurde, als die Sache ruchbar wurde und er nicht nachließ, gegen die Unfehlbarkeit der Kirche und gegen die Verehrung der Heiligen aufzutreten, gefesselt nach Wien geführt. Das Haus Oesterreich hatte die hohe Gerichtsbarkeit in der Gegend.

Der preußische und der englische Gesandte nahmen sich in Wien des protestantischen Theologen an und machten ihn frei. Er wurde aber auf ewige Zeiten aus den österreichischen Erblanden verbannt und zog mit seinen wenigen Anhängern ins Württembergische, wo sie in Wurmberg mit flüchtigen Waldensern eine Gemeinde gründeten, deren erster Pfarrer der Studiosus Beck selber war. —

Es geht durch Wald bergauf, aus dem Beeratal heraus. Auf der Höhe angekommen, schaue ich über ein gewaltiges Meer von Tannentwäldern hin.

Es fiel mir ein, daß sie gerade heute in Sigmaringen drunten den Besitzer all dieser herrlichen Waldungen, den Fürsten von Hohenzollern, begraben haben.

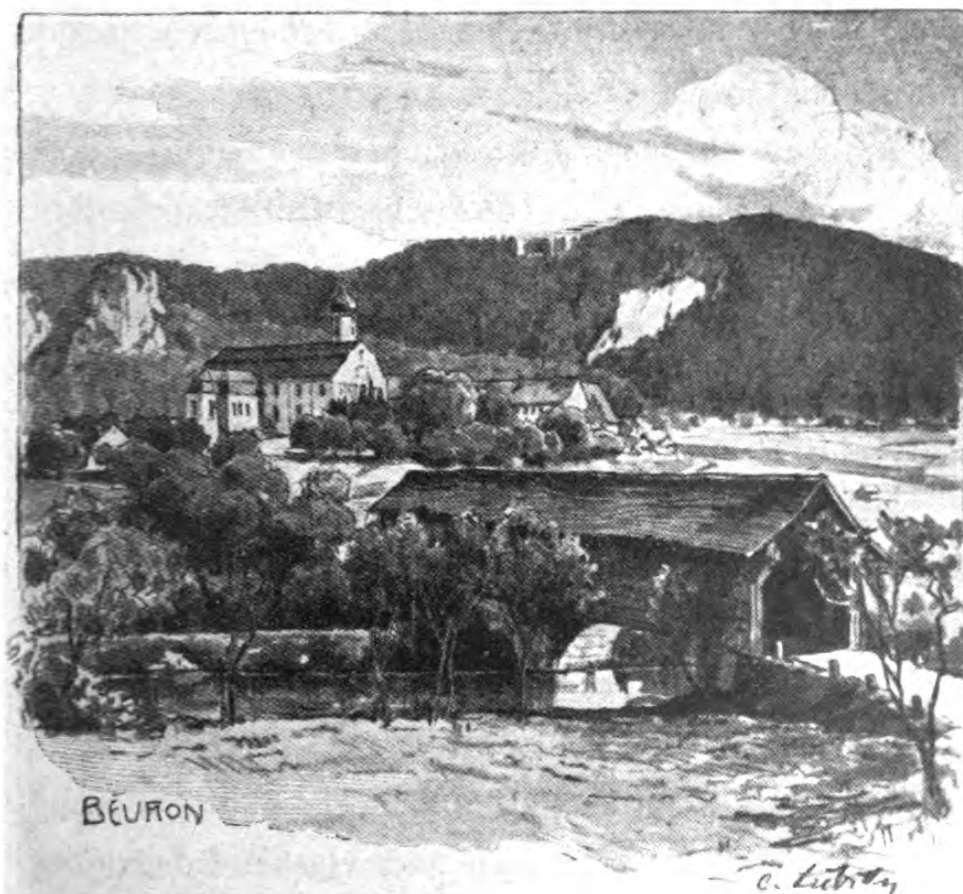
Während die Menschen drunten im Donautale trauerten um den wirklich guten Fürsten, lachte die Natur im Abendsonnenschein, lachte über den hohen Tannenforsten und in den tiefen, grünen Triften.

Was kümmert sie sich um Menschenleid! Sie geht ihren Gang in Sturm und Wetter, in Sonnenschein und Zephyrsäufeln, in Erdbeben und Überschwemmungen, ohne die geringste Rücksicht auf die Menschlein zu nehmen, deren Wohl und Weh ihr im einzelnen und im ganzen so viel und so wenig zu Herzen geht, wie das Wohl und Weh eines Ameisenhaufens. —

Durch Wald führt's weiter abwärts; Wald und immer wieder Wald, und da dieser sich endlich lichtet, schauen die weißen Kalkfelsen des Donautales zu mir herauf, und in der von Felsen und Wald umgebenen Tiefe zeigt sich das stille Heiligtum des Klosters Beuron.

Um acht Uhr des Abends bin ich an der Klosterpforte, und es empfängt mich der feine Gastmeister, Pater Odilo Wolff, ein Bruder des ebenso feinen

Paters Bonifazius, der anno 1873, da ich das erste Mal im Kloster war, als Gastmeister funktioniert hat, jetzt aber in einem Kloster in Italien als Prior lebt. Beide sind Kölner Kinder.



Durch schön gewölbte und schön gemalte Klostergänge führte mich der Gastmeister in Räume, die für einen alten Demokraten viel zu schön waren und die ehemals die Neugründerin des Klosters, die Fürstin Katharina von Hohenzollern, bewohnt hat.

Als es Nacht geworden war, begleitete mich der Pater Odilo in die dunkle Klosterkirche und in ihr in die neuerbaute Gnadenkapelle.

Er ließ das elektrische Licht, dessen sich, wie ich auf meiner Reise wiederholt bemerkte, die heutigen Mönche jeder Regel mit Vorliebe bedienen, in die finstern Räume strahlen.

Ich war im höchsten Grade überrascht und glaubte mich in der Hofkapelle eines byzantinischen Kaisers zu befinden. Die Architektur, die goldenen Wandmalereien, die Marmoraltäre — alles erinnerte in Stil und Tracht an die altchristliche Zeit in ihrem kaiserlichen Glanze.

Was den Mönchen von Beuron doppelt zur Ehre gereicht, ist der Umstand, daß der malerische und plastische Schmuck dieser herrlichen Marienkapelle, auch die Arbeiten der Goldschmiedekunst, von ihnen selbst herrührt.

Wer kennen lernen will, was Mönche heutzutage in Kunst zu leisten vermögen nach eigener Schule, der schaue sich die Gnadenkapelle in Beuron an.

Da findet sich die echte Kunst, jene Kunst, die zum Herzen spricht und die den Menschen über die Arm-seligkeit dieses Lebens hinaushebt. Und diese Kunst ist es, die schließlich allein einen Wert hat.

Am 17. Juni.

Beuron ist eine alte Klosterstätte. Die Augustiner-Chorherren saßen hier von 1075—1803, in welchem Jahre das Stift durch den berüchtigten Reichsdeputationshauptschluß, einen Raubakt größten Stiles, aufgehoben und dem Landesherrn, dem Fürsten von Hohenzollern-Sigmaringen, überwiesen wurde.

Im Jahre 1862 hat die Fürstin-Witwe Katharina von Hohenzollern das alte Heiligtum wieder zu neuem Leben erweckt und den Benediktinern unter dem Prior und spätern Abt Maurus Wolter übergeben.

Wolter, dessen Geist und Energie ebenso groß war, wie seine Frömmigkeit, und den ich noch persönlich gekannt habe, wurde nun der Vater und Stifter der Beuroner Benediktiner-Kongregation, die als Muster mönchischen Lebens berühmt ist und auch auswärts Filialklöster von gleicher Güte gegründet hat.

1875 vertrieb der Kulturkampf die stillen Mönche aus dem Donautale, und erst das Jahr 1887 führte sie wieder dahin zurück.

Der Erzabt Maurus starb drei Jahre später, und an seine Stelle trat sein Bruder und Mitbegründer, P. Placidus Wolter, der heute noch im Amte ist.

Im Kloster leben zur Zeit 70 Patres und Kleriker und 80 Brüder. Unter den ersteren sind nur noch drei,

die schon hier gewesen sind, als ich anno 1873 das erstemal in Beuron war.

Während ich heute in dem für Gäste eingerichteten kleinen Refektorium allein frühstückte, kam auch der Pater Ansgar Böllmann, der Dichter von Beuron, mich zu begrüßen. Er brachte mir auch einen Band der von ihm redigierten Monatschrift für religiöse Dichtung, „Gottesminne“ betitelt, zum Geschenke mit.

Ich ging daheim die Dichtungen etwas durch und fand, daß die Dichter und Dichterinnen alle sicher Gott minnen, d. i. lieben, daß aber die meisten von ihnen von der Göttin Poesie nicht geliebt werden.

Es lassen sich überhaupt in unserer Zeit viele Dichterstimmen vernehmen, aber es sind mehr Stimmen als Dichter.

Zu den besseren Sachen der Gottesminne gehören noch die ihres lebenswürdigen und bescheidenen Herausgebers. —

Ich besuchte diesen Morgen den mir bisher fremden Erzabt. Er ist ein hoher Siebziger mit einem sehr feinen, aber sehr energischen Prälatenkopf, ein richtiger Erzabt, wenn man bei Erz an Metall denkt.

Sein Gespräch verrät einen Mann von tiefster Glaubensglut und von ernstester Lebensauffassung. Ich möchte für meine Person nicht als Mönch unter seinem

Krummstab stehen. Für Leute meiner Qualität wäre er sicher ein sehr „strammer Herr“.

Auch den Prior, P. Gregor Molitor, ein Sigmaringer Kind, sah ich. Er ist ein noch sehr junger Herr, kaum vierzig Jahre alt, aber sein Kopf völlig aus dem Holz und in der Art geschnitten, aus welchem und wie man Abte schneiden sollte für das 20. Jahrhundert.

Im Konventamt, das berühmt ist durch den Choralgesang der Beuroner Mönche, machte ich an mir die gleiche Erfahrung, wie in Einsiedeln.

Als ich diesen Gesang vor 32 Jahren das erstemal hörte, wurde ich zu Tränen gerührt; heute ließ er mich kalt, und ich kam mir vor wie ein alter, knorriger Weidenstock, aus dem der Tau des Himmels keine grünen Zweige mehr hervorzulocken vermag. —

Was mir aber diesmal in Beuron imponierte, waren die Werkstätten der Maler, der Bildhauer, der Ziseleure und Goldschmiede, der Buchdrucker, Lithographen und Buchbinder.

Als ich zum ersten Male hier war, befand sich die Beuroner Kunstschule noch in den Windeln; heute steht sie in voller Blüte.

Die Fürstin Katharina hatte zur Ausmalung einer Feldkapelle drei Maler, Lenz, Wüger und Steiner, berufen, die nach Vollendung ihrer Arbeit als Mönche

ins Kloster traten und die Beuroner Kunstschule ins Leben riefen.

Das Ideal dieser Schule ist: Wiederbelebung der altchristlichen Kunst.

Die Beuroner Künstler wurden und werden vielfach darob getadelt, daß sie nicht fortschrittlich malen, sondern zurückgehen in eine längst vergangene Kunstperiode.

„So hat man früher gemalt,“ sagen die heutigen Künstler, „aber so malt man und soll man heutzutage nicht mehr malen.“

Die Beuroner aber fragen: „Was soll die kirchliche Malerei?“ und sie sagen sich: „Sie soll den Gläubigen in seiner religiösen Stimmung befriedigen, erheben und stärken.“

Und diesen Zweck haben sie erreicht. Des Volkes Stimme ist hier Gottes Stimme. Man frage das Volk, die Wallfahrer, ob ihnen die Malereien in der Beuroner Klosterkirche gefallen, und man wird nur eine Stimme des Lobes hören.

Man schmücke einmal Kirchen im „Jugendstil“, und das Volk wird seinen Abscheu darüber kundgeben.

Die Beuroner malen für die Religion und ihre Bekenner und nicht für ausübende Künstler und für gebildete und halbgebildete Kunstkenner.

In ihren Bildern ist, wie in denen der alten christ-

lichen Künstler des 15. und 16. Jahrhunderts, eine Seele, die zu einem spricht, auch wenn der Leib „verzeichnet“ wäre.

Mir haben vom religiösen Standpunkte aus die Bilder der Beuroner, mit denen sie Kirche und Kapellen und die Klostergänge ausgemalt haben, diesmal viel besser gefallen, als bei meinem ersten Aufenthalt, wo ich die Malereien in der Kapelle St. Maurus im Felde gesehen habe. —

Was mir gar nicht gefiel in Beuron, war das Essen im Refektorium. Da sitzen die Gäste in der Mitte des Saales an einem isolierten Tisch, den ringsum die Tische der Mönche umstehen. Ich kam mir vor wie ein alter Truthahn, den man auf dem Serbierbrett mitten in die Eßgesellschaft hineingestellt hat. Ich würde um keinen Preis mehr hier speisen.

Gefallen hat mir die Stille beim Mahle, die so streng ist, daß jeder Mönch, der mit Messer, Gabel oder Teller ein Geräusch macht, alsbald vor dem kleinen Abtstische niederknien muß, bis der Abbas ihn mit einer Handbewegung wieder in Gnaden an seinen Platz zurückzukehren heißt. —

Um die dritte Stunde des Nachmittags verließ ich, nachdem ich noch den Gastgeber meiner alljährlich hierher pilgernden Schwester, den Sternwirt Schurr, besucht, das Gotteshaus mit Bewunderung über seine

einfache Bornehmheit und seine echt mönchische Zucht, aber auch mit dem Bewußtsein, daß ich es hier nicht bleibend aushalten könnte.

Einsiedler sein auf einer Höhe dieses herrlichen Waldtales, das ließ ich mir gefallen, aber nimmermehr ein Zusammenleben mit vielen Religiosen unter strenger Disziplin. —

Im Jugendlande der Donau ist die Strecke von Beuron bis Sigmaringen zweifellos die an Naturschönheiten hervorragendste. Der Fluß aber, der greifenhaft leblos dahinschleicht, trägt zu diesen Schönheiten am wenigsten bei. Es sind die vielgestaltigen Kalkfelsen an seinen Ufern hin, die auf ihnen ins Licht ragenden Burgen und die lichtgrünen Wälder, die den Reiz der Gegend ausmachen.

Den Löwenanteil nehmen gleich unterhalb Beuron rechts die Burg Wildenstein, links Werentwag in Anspruch. Auf schroffen Felsen wohl erhalten sich erhebend, zeigen sie, daß sie nicht im Jugendstil erbaut sind, sondern einer Zeit angehören, die in alledweg noch Poesie im Leib hatte.

Auf Werentwag (auch Werbenwag genannt) lebte einst ein leibhafter Minnesänger.

Die Ritter von Werbenwag waren Dienstleute der benachbarten Grafen von Hohenberg. Einer von ihnen, Hugo, der um die Mitte des 13. Jahrhunderts hier hauste, zählt zu den Minnesängern.

Von ihm besitzen wir noch neun Minnelieder an eine spröde Dame, die das, was er zum Preis ihrer Schön-



heit gefungen, dadurch lohnte, daß sie einem andern, einem Ritter im Frankenland, hold war.

Hugo droht ihr, sie wegen ihres Undanks gegen seinen Dienst und Sang beim König Konrad und beim Papst zu verklagen. Sie macht sich aber nichts daraus und verbietet ihm, von ihr zu singen.

Schließlich gewinnt er der Spröden Herz doch noch, weil er nicht aufhört, sie zu verherrlichen.

Die alte Komödie, die von den Wibervölkern ewig neu gespielt wird. —

Ein schönes Mailied von ihm will ich, modern übertragen, hierhersetzen:

Süßer Mai, dein Freudespenden
Soll uns froh willkommen sein;
Schöne Blumen aller Enden
Bringt uns her dein lichter Schein.
Ja, du warst es, der die Welt verschönte
Und entfrönte
Vögelein.

Süße Weisen hört man singen
Die geliebte Nachtigall
Und im Walde laut erklingen
Ihren wonniglichen Schall.
Seht den Saal, der Sommers sie umschlossen,
Aufersprossen
Überall.

Wie geizigten trübe Mienen
Alleweil' uns Jungen nun?
Wonn' und Lust ist uns erschienen,

Lassen wir die Sorgen ruh'n.
 Ja, die Leute sollen froh wir stimmen
 Und den grimmen
 Groll vertun. —

Von dem originellen Grafen Gottfried von Zimmern, der auf dem Wildenstein hauste, habe ich in den „Dürren Blättern“ erzählt.

Es wird kaum ein schöneres Landschaftsbild im kleinen geben als das Donautal mit Wildenstein und Werentwag und unter dem letzteren die Kapelle St. Maurus im Felde.

Aber auch auf dem ganzen Wege hin, auf dem die Territorien von Preussisch-Hohenzollern und Baden fast mit jedem Dorfe wechseln, hatte ich meine helle Freude an der Natur.

Sie gleicht hier durchaus dem malerischen Birstal im schweizerischen Jura. Die Kalksteinfelsen treten, wie dort, überall burgartig auf über Wald und Fluß und Wiese.

An der Straße hin leuchten ganze Flächen von roten Mohnblumen, und auf dem stillen Fluß wiegen sich schwermütig schön gelbe Wasserrosen.

Die württembergische Regierung, welche von Ulm herauf die Donautalbahn gebaut, hat es übers Herz gebracht, das herrliche Felsental bei dem badischen Dorfe Gutenstein so gründlich durch eine eiserne Kastenbrücke

zu verschänden, daß es einem Schwabenstreich im schlimmsten Sinne gleicht.

Ich habe bisher immer geglaubt, die badischen Ingenieure hätten das Patent, die Natur durch schandbare Eisenkonstruktionen zu verunstalten. Auf dieser Reise machte ich aber die Erfahrung, daß die Württemberger und die Bayern diese so wenig ruhmvolle Kunst fast noch besser verstehen. —

Da wo das Donautal sich weitet und seine Romantik aufhört oder sich wenigstens stark mildert, liegt das Dörfchen Laiz.

Hier ließ ich kurz halten und besuchte einen meiner ehemaligen Kooperatoren, Schach, einen Sigmaringer, der an einem Hügel eine kleine Villa als Pfarrhaus besitzt im Weichbild seiner Vaterstadt.

Wenige Minuten nachher fuhr ich in die fürstlich hohenzollernsche Residenz Sigmaringen ein. Eine kleine, aber feine Residenz, in der man überall noch Zeichen der Trauer und des Trauerzugs um den gestern beigesehten Fürsten sah.

Auch bei einem spätern Gang durch die kleine Stadt konnte ich in den Mienen der Bewohner eine aufrichtige Trauer lesen.

Der Verstorbene war beliebt, weil er ein leutseliger, wohlthätiger Mann gewesen ist, der jeder Not zu Hilfe kam. Ich schließe daraus, daß er auch ein

gescheiter Fürst war, denn das Gescheiteste, was ein solcher in einer Zeit, wie die unsrige, tun kann, ist, sich populär zu machen durch Herablassung und Wohltun.

Das mildert den Haß der „Enterbten“ und schafft gute Freunde für die Zukunft, die den Fürsten einige sehr unwillkommene Überraschungen bringen dürfte.

Aber einen Trost haben die Prinzen und Prinzlein, die nach der Katastrophe noch übrig sein werden — den Trost, daß man sie bald da bald dort wieder auf ihre Throne setzen wird. Auf die Dauer halten es, die braven Schweizer ausgenommen, die Europäer so wenig aus, ohne Fürsten zu sein, als eine Herde kultivierter Rühre ohne Melker und Hirten.

Ein Beispiel liefern eben die Norweger. Sie hatten den Mut, einen König abzusetzen, aber gleich darauf die unaussprechliche Schwachköpfigkeit, um ein Prinzlein dieses abgesetzten Königs zu bitten. Und da sie dieses Prinzlein nicht zugesagt bekommen haben, denken sie ernstlich daran, ihren Thron im Hausierweg bei anderen „fürstlichen Häusern“ an den Mann zu bringen.

Ich habe bisher geglaubt, in Norwegen wohne ein freies Volk; nun kann ich aber sagen: „Auch ihr seid Knechte, die ohne einen prinzlichen Herrn nicht leben können!“ Und das heißt man freie Männer sein im 20. Jahrhundert! —

In meinem „Abendläuten“ spreche ich von einem

Pfarrer in Rippoldsau am Fuße des Schwarzwaldberges Kniebis und sage, der Mann habe das ausgesprochene Zeug zu einem Hofpfarrer.

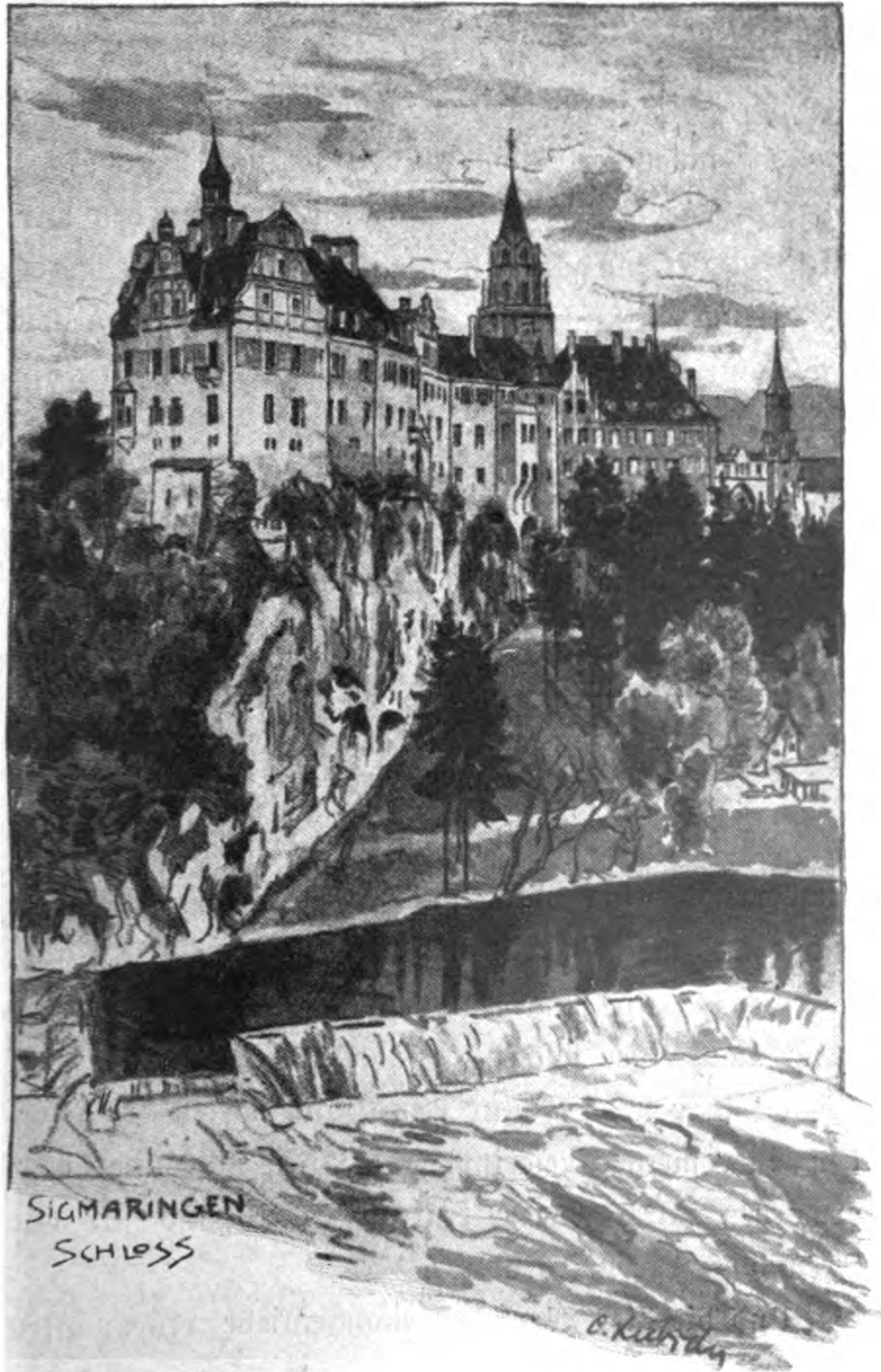
Und richtig ist er heute seit Jahren Residenzpfarrer in Sigmaringen. Bei ihm stieg ich ab. Er hat äußerlich ein großes Haus, innen aber nur viele armselige Stiegen und keine Zimmer.

Abgesehen davon, daß ich zu einem Residenzpfarrer noch weniger taugte als ein Kapuziner zu einem Seiltänzer, möchte ich allein um der Wohnung willen nicht Pfarrer in Sigmaringen sein.

Pfarrer Reiser ist Dichter und zwar kein schlechter, und als solcher sieht er über so armselige irdische Dinge hinweg oder verklärt sie mit dem Heiligenschein der Poesie. Darum ist er auch mit solch einer alten Hütte zufrieden.

Ich hielt es bei Tag nicht lange in ihr aus und machte mit dem Pfarrer noch einen Gang durch die Stadt, welche seit den einundzwanzig Jahren, die ich nicht mehr hier war, ganz moderne Villenstraßen angelegt hat.

Ihr Hauptschmuck ist und bleibt aber das auf einem von der Donau aufsteigenden Felsen thronende Schloß der Fürsten von Hohenzollern, das noch früh mittelalterliche, aber auch sehr schöne Renaissance-Architektur aufweist und in hohem Grade imposant und malerisch wirkt.



Unter dem Schloß steht die schon im 15. Jahrhundert zur Pfarrkirche erhobene Schloßkirche, die heute ein Barockbau mittelmäßiger Kunst ist.

Die schönste Aussicht über Stadt und Land bietet eine Terrasse hinter dem fürstlichen Marstall, den wir durchquerten, um dahin zu gelangen. Die schönen Pferde des verstorbenen Fürsten ließen sich ihren Hafer schmecken und ahnten nicht, daß man gestern ihren Herrn in die Totengruft geführt hat.

Das gehört auch zu den Vorzügen des Tieres vor dem Menschen, daß ihm manche jener seelischen Schmerzen erspart bleiben, von denen wir massenhaft heimge-
sucht werden.

Überhaupt würde, wenn im Tod beider Los das gleiche wäre, das Tier in vieler Hinsicht unendlich besser daran sein, als der Mensch. —

Heimgekehrt, fand ich zum Nachtessen mein Lieblingsgericht, eine dicke, saure Milch. Der Pfarrer wußte aus meinen „Alpenrosen“, daß ich diese Milch liebe, und hatte seine Haushälterin und Base beauftragt, nach einer solchen zu fahnden.

Es war schwer. Nur eine fand sich in den Händen einer meiner Leserinnen, die für sich eine solche erworben hatte. Gerne trat sie dieselbe ab für den Freund — der Wibervölker.

Und die dies Werk der Nächstenliebe einem alten

katholischen Pfarrer gegenüber geübt hat, ist eine Protestantin. Ihr gilt sicher ein Teil des Lohnes einer barmherzigen Samaritanerin.

Mir war es eigentlich leid, daß es so kam, aber zurückschicken durfte ich die Gabe auch nicht. Ich genoß sie jedoch mit Andacht und will hier öffentlich Dank sagen der liebenswürdigen Leserin, die aus Herrenberg im Lande Württemberg stammen soll und ihres Zeichens Haushälterin bei einem Fräulein ist. Daß auch dieses die Genehmigung zu diesem Opfer gab, zeigt, wie hochherzig die Damentwelt gegen unsereinen ist.

Am 18. Juni.

Als ich diesen Morgen von der Kirche herabkam, begrüßte mich die dem Pfarrhaus gegenüber wohnende Wirtin, eine schneidige, junge Frau, wie einen alten Bekannten.

Unsere Bekanntschaft datiert, wie sie mir erklärte, daher, daß ich sie vor dreißig Jahren getauft hätte. Ihr Geburtsort liegt eine Stunde landeinwärts von meinem früheren Pfarrdorf am Bodensee.

Der dortige Pfarrer sei, als die heutige Wirtin zur Welt gekommen, abwesend gewesen, und da habe man mich geholt zum Tausen, weil in jener Gegend die Eltern ihre Kinder nach alter, schöner Sitte möglichst bald getauft wissen wollen.

Ich hatte keine Ahnung mehr von diesem Vorgang, aber ich glaubte der Frau, die ihn von ihren Eltern oft gehört hat, aufs Wort und freute mich der Erneuerung unserer Bekanntschaft. —

Es hatte in der Nacht wieder geregnet, und in erfrischter, sonniger Morgenluft fuhr ich über die Donaubrücke meines Weges weiter.

Auf einem Hochplateau treffe ich einen Schäfer mit seiner Herde. Es ist Sonntagmorgen, und an einem solchen kommt einem ein Schäfer poetischer vor, als sonst, namentlich seitdem Uhland des Schäfers Sonntaglied gesungen und Kreuzer es komponiert hat.

Ich ließ deshalb etwas halten bei dem Mann, der allein war auf weiter Flur, während die Morgenglocken von Dorf und Stadt ihm ihre Grüße zusandten.

Er dient dem Pächter eines fürstlichen Hofes und klagt wie alle Schäfer der Neuzeit, daß es ihnen so schwer gemacht werde, wenn sie mit ihren Herden über die Landstraßen ziehen müßten. „Die neumodischen Lumpenfuhrwerke,“ meinte er, „läßt man fahren, die Schäfer aber fuchst man.“

Daß der Mann die Automobile so gut charakterisierte, freute mich. Ich gab ihm vollen Beifall und sagte ihm, wenn die großen Herren und die Geldproben Schafe hüten müßten und die Schäfer in den Lumpenfuhrwerken über die Straße rasen würden, dann wäre

es umgekehrt der Fall, die Schafherden könnten ungestört wandern und weiden, wo sie wollten, die Schäfer aber in den Lumpenfuhrwerken würde man fuchsen.

Jetzt wurde der brave Mann ein Prophet und sprach: „Ihr hont recht; aber es goht so furt, bis alles drunter und drüber goht; no kimmet die große und die kleine Herre alle unter den Wagen.“

Sprach's und, freudigen Beifall ihm abermals zollend, gab ich dem Schäfer die Rechte und fuhr hinab ins stille Saucherttal.

Malerisch grüßt aus seiner Tiefe die Burg Hornstein, der Stammsitz eines alten, weitverzweigten, heute noch blühenden Dienstmannengeschlechts der Grafen von Beringen.

Gleich darauf erscheint, einsam in einer Mulde gelegen, das Dorf Bingen. Die Kirche liegt reizvoll auf einer Anhöhe auf dem linken Ufer des Flößchens und ziemlich weit ab von meinem Weg.

Der Pfarrer Josef Stopper ist ein Studien- und Altersgenosse von mir, und in seiner Kirche befinden sich Bilder von dem berühmten Ulmer Meister Bartholomäus Zeitblom.

Aber ich mußte darauf verzichten, den Pfarrer und die Kunstwerke zu sehen. Es war Gottesdienst und, bis der aus wäre, konnte und wollte ich nicht warten.

Ich entdeckte in dem Dorfe, das ganz ausgestorben

schien, weil alles in der Kirche sich befand, mit Mühe einen alten Mann, dem ich einen Gruß aufschrieb für den Pfarrer. —

Hinter Bingen geht's bald bergauf und durch Wald aus dem Saucherttale heraus.

Vorher sah ich in dem kleinen Dörfchen Hitzkofen etwas mir Neues. Die Palmen von der Weihe am Palmsonntag hatten die Leute, wie im Schwarzwald auch, am Haus oder Stall angebracht. Das Neue daran war mir, daß sie die Palmbüschel durchweg mit Oftereiern geziert hatten. —

Auf der Höhe angekommen, grüßt der Bussen herüber, der gemütliche Schwabenberg, der das ganze Donauland hier oben beherrscht.

Ich fahre abwärts einer großen, waldumfäumten Mulde zu, in der drei Dörfer gar lieblich ganz nahe beisammen liegen: Wilflingen, Langenenslingen und Andelfingen; das erste und das dritte württembergisch und das mittlere und größte preußisch.

Wilflingen steht jedenfalls auf der Höhe der Zeit, denn ich sah die Bauernburschen mit dem Scheitel in der Mitte und die Maidle, nach der neusten Art frisiert, in sonntäglicher Städtletracht vor den Häusern stehen.

Das Schloß der Familie Schenk von Stauffenberg erinnert allein noch an die gute alte Zeit.

Die Schenken von Stauffenberg lieferten im 18. Jahr-

hundert noch einen ziemlich tüchtigen Fürstbischof nach Konstanz.

Aus dem Städteldorf Langenenslingen mit einer neuen gotischen Kirche stammt ein bedeutender Mann der Reformationszeit, Michael Helding, eines Müllers Sohn. Er war der letzte Bischof von Merseburg im Lande Sachsen und Kaiser Karls V. wirklicher Rat.

Er verfaßte auch im Auftrag dieses Kaisers mit noch zwei andern das berühmte „Augsburger Interim“, d. h. den Entwurf für Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse und Wiedervereinigung der Konfessionen.

Helding zeigte sich dabei sehr nachgiebig und keineswegs als Feind der Reformation.

1549 ward er Bischof von Merseburg; allein die meisten Gläubigen und Untertanen bekannten sich zum Protestantismus, und er war nur Nutznießer der reichen Stiftsgüter. Die hellen Sachsen hielten ihn gar für einen Zauberer und Teufelskünstler. 1561 starb er in Wien und liegt im Stefansdom begraben. —

Aus Andelfingen nahm ich unweit seines Dorfes einen Bauersmann mit, der hinüberwollte ins Donauried und Schilf anschauen, das ihm als Streu in seinen Stall angeboten worden war. Ich fragte ihn auch nach dem ökonomischen und sozialen Unterschied zwischen den preußisch-schwäbischen und den württembergisch-schwäbischen Bauern, die hier so nahe beisammen wohnen.

Der Mann ist württembergischer „Untertan“, aber was sagt er? „Die preußischen Bauern sind in allemweg besser daran als wir.“

In meinem Innern frug's bei diesen Worten: „Ist kein Lufanus da, der den wackeren Württemberger für den roten Adlerorden IV. Klasse empfiehlt?“ —

Dann zeigte mir der Mann noch, uns gegenüber gegen Süden in der Niederung gelegen, die architektonisch bedeutsamen Gebäude des ehemaligen, reichen Zisterzienserinnen - Klosters Heiligkreuztal, in dem einst die edlen Herren und Ritter der Gegend gerne ihre Töchter unterbrachten und sich selber begraben ließen.

Die guten Klosterfrauen waren viel geplagt, als die hohenzollernschen Grafen nach dem Aussterben der Grafen von Werdenberg 1534 die Herrschaften Sigmaringen und Beringen und die Klostervogtei in Heiligkreuztal von Kaiser Karl V. als Lehen erhielten.

Namentlich hatten die Frauen von dem Wildstand der Herren Vögte viel zu leiden.

Die Jagdsünden der kleinen und großen Herren vor der französischen Revolution waren überhaupt himmelschreiend, und sie wären es wohl heute noch, wenn die genannte Revolution den tyrannischen, niederträchtigen Absolutismus nicht auch diesseits des Rheins gebrochen hätte.

So wie es z. B. der berühmte „alte Deffauer“ trieb, der ein Bauernschinder erster Güte war, machten es im 18. Jahrhundert noch viele seiner Standesgenossen; selbst die geistlichen Fürsten waren nicht besser. Und das Sprichwort: „Unter dem Krummstab ist gut wohnen“, hat, soweit es sich auf Fürstbischöfe bezieht, sicher kein Bürger und kein Bauer erfunden.

Am besten hatten es unter den fürstbischöflichen Krummstäben die Adelligen, weil von ihren Angehörigen die Stäbe selbst geführt wurden und so manche Familie zu großem Reichtum gekommen ist. Auch besetzten sie durchweg die fetten Domherrenpfründen. —

Dem Deffauer mußten seine Bauern die Jagdhunde gratis füttern und für sie haften bei harter Strafe und bei Treibjagden vierzehn Tage lang alles liegen lassen und Treiberdienste leisten.

Wer von ihnen ein Wild, das Schaden gemacht hatte, tötete, kam lebenslänglich ins Zuchthaus.

Ganz ähnlich hatten es die württembergischen Bauern unter den Herzogen jener Zeit.

Noch unter dem ersten König Friedrich von Württemberg durften die armen Bauern nachts bloß wachen gegen das in ihre Saaten einbrechende Wild, aber bei-
leibe, bei hoher Strafe keine die Wildschweine und Hirsche schädigende Waffe anwenden.

Noch 1815 mußten in einem einzigen Oberamt in

einem Monat 21584 Bauern und 3237 Pferde Jagdfrondienste leisten! —

Nächst der Bauernschinderei trieben die Herren jener Tage die Soldatenschinderei und =Verkauferei am ausgiebigsten. Die Bauernburschen wurden wie Wilde in ihren Dörfern überfallen und zum Militär gepreßt und wie Vieh an die Engländer und Holländer verkauft.

Wenn die Eltern sich beschwerten, jammerten und wehklagten, kamen Vater und Mutter ins Zuchthaus, und der Vater wurde daselbst in Eisen gelegt.

Die Landgrafen von Hessen-Kassel stunden in der Richtung in erster Linie; dann kamen die Herzoge von Württemberg.

Daß diese Gemeinheiten nach und nach aufhören mußten, verdanken wir, was man nicht oft genug sagen kann, abermals den Blutmenschen der französischen Revolution, denen man ob der Segnungen, die sie brachten, alle ihre Sünden verzeihen muß; um so mehr, als die Menschheit von den Zeiten der christlichen Märtyrer an allzeit durch Blut und Tränen den Weg zur Freiheit hat suchen müssen. —

Vor Mittag bin ich in Riedlingen, das sich, von dem linken Donauufer aus gesehen, von weitem schon als malerisch gruppierte, kleine, alte Stadt präsentiert.

Hier verließ mich der Preußenlober, der übrigens ein biederer Mann war, dem ich jedes Wort geglaubt habe.

Wiederum wie vor fünf Jahren auf „verlassenen Wegen“ stieg ich in der Post ab. Kaum hatte ich den Wagen verlassen, als mich ein Herr begrüßte. Es war der Hauptmann a. D. Miller, dessen Pensionierung, wegen der er sich in die Öffentlichkeit flüchtete, seiner Zeit viel von sich reden machte.

Ich kannte ihn bis jetzt persönlich nicht. Er lebt in seiner Vaterstadt und schriftstelt und hat eben eine gute Monographie über den letzten Hohenstaufen Konradin veröffentlicht.

In seiner Begleitung ging ich noch durch einige Straßen und Gassen.

Wer Riedlingen in seiner alten, leider verwahrlosten Schönheit sehen will, der muß einzelne hintere Gassen durchstreifen.

Da fand ich alte, wunderbare Holzhäuser aus dem 16. und 17. Jahrhundert, die, dem Zerfall preisgegeben, kaum mehr bewohnt sind. Auch die mir auf Dörfern und in alten Städtchen so sympathischen Düngerhaufen vor den Häusern sah ich da noch und freute mich ihres Daseins.

In der Post traf ich noch die gleiche Kellnerin, die mich bei meinem letzten Hiersein bedient und sofort wieder erkannt hatte.

Da ich in Gasthäusern nichts weniger liebe, als das gemeinsame Essen, das in Landstädtchen mit den obligaten

Geschäftsreisenden und den ledigen Beamten vor sich geht, so ließ ich mir in dem Schreibzimmer des ledigen Posthalters Mennet mein Essen allein geben.

Württemberg scheint das Land der ledigen Posthalter zu sein; denn schon in Spaichingen traf ich einen Junggesellen als solchen. Es ist eben in unseren Tagen, wo die Wibervölker nichts mehr arbeiten wollen, schwer, Wirtsfrauen zu finden. —

Während des Essens kam, nachdem er angefragt, ein junger, netter Herr und bat mich, ihm doch eine Postkarte an seine Braut mit meinem Namen zu versehen.

Man muß verliebten Leuten keinen ehrbaren Wunsch versagen, und drum tat ich auch dem Bittsteller den Gefallen. Ob er aber auch seiner Braut einen Gefallen getan mit meinem Namen, weiß ich nicht. —

Als ich von meinem Mittagsschlafchen wieder herabkam, traf ich einen jungen geistlichen Professor Fürst, der in Riedlingen angestellt ist, eben meine „Alpenrosen“ gelesen hat und den Dornenfabrikanten sehen wollte.

Ich habe bei diesem Sehen jedenfalls mehr profitiert, als er; denn ich fand in ihm einen Schwaben erster Güte, elektrisch hellen Geistes, für den Riedlingen entschieden zu klein ist, um sein Licht leuchten zu lassen.

Auch eine alte Tyrolerin brachte der Posthalter in mein Esszimmer. Sie kommt schon achtundvierzig Jahre

nach Riedlingen auf den Jahrmart, der morgen stattfindet, ist aus dem Zillertal und, wie sich herausstellte, eine Freundin und Verwandte der Frau Ruppachter, der ich vor fünfundvierzig Jahren am Münsterplatz in Freiburg die Winterhandschuhe meiner Studentenzeit abkaufte..

Sie starb erst im vorigen Jahr, meine Lieferantin, die in jener fernen Zeit die schönste Tyrolerin war, die man sehen konnte.

Ihr Sohn, der in Amerika Pfarrer und Leseer von mir geworden ist, hat mich kürzlich besucht. —

Die Strecke von Riedlingen bis nach Munderkingen ist auf der diesmaligen Fahrt die einzige, die ich schon einmal gefahren bin, als ich auf „verlassenen Wegen“ übers Land zog.

Und doch fielen mir heute zwei Dinge auf, die ich damals nicht beachtet habe, einmal der reizvolle, barockstilige Kirchturm des Dorfes Unlingen und dann oberhalb des Klosters Obermarchtal ein gemauerter „Bildstock“ an der Landstraße.

In diesem sitzt hinter einem Holzgitter in einer Nische der Heiland als Spottfigur der Soldaten bei der Kreuzigung mit Dornenkrone und Zepter. Es ist eine grobe Bildhauerarbeit, aber Haltung und Miene des verhöhnten Gottmenschen ist ebenso einfach als ergreifend dargestellt. —

Schon um fünf Uhr des Abends war ich in meinem Quartier bei den barmherzigen Schwestern in Untermarchtal, die mir die gleichen behaglichen Zimmer, wie vor fünf Jahren, bereit gestellt hatten.

Aber manches hat sich seitdem geändert. Damals war ich krank, als ich ankam; heute traf ich den frommen Superior in hohem Grade nervenkrank, abgearbeitet, müde und arbeitsunfähig.

Den Pfarrer Strahl von Untermarchtal, den großen Rechenkünstler, hat kürzlich, am 31. Mai, der Tod geholt, dem auch die Geistlichen, die in jenen Tagen als Pensionäre hier weilten, schon seit Jahr und Tag verfallen sind.

Nur Reverend Rehm, der Beichtvater des Hauses, ist noch jung und frisch, wie ehemals. Er lud mich ein, mit ihm noch einen Gang zu machen auf eine nahe Anhöhe, auf der seit meiner letzten Anwesenheit eine großartige Anstalt errichtet wurde.

Ich mußte staunen über das gewaltige Gebäude, das innerhalb zweier Jahre hier oben entstanden. Ich glaubte, ein amerikanisches Riesenhotel in einer Millionenstadt vor mir zu sehen.

Mein Staunen wuchs, als ich die Innenräume betrat — licht und hoch und geräumig und einfach und doch vornehm.

Ich fragte nach dem Manne, der den Plan gemacht,

und hörte, es sei der offizielle Baumeister des württembergischen Oberamts Ehingen und heiße Buch.

Die staatlichen Architekten sind in der Regel keine Hegenmeister, aber der Oberamtsbaumeister von Ehingen ist trotz des kleinen Bezirkes, in dem er wirkt, ein Meister in seinem Fach. Ich kam aus dem Staunen über seine Leistung nicht heraus.

Die Kirche, in den östlichen Flügel eingebaut, ist ein wahrer Himmelsaal und das ganze Haus mit allen Bequemlichkeiten und gesundheitlichen Erfordernissen der Neuzeit eingerichtet. Es ist des Guten und des Schönen fast zu viel.

Der östliche Flügel soll franken Ordensschwestern als Erholungsheim dienen, und denen ist es wohl zu gönnen, wenn sie einmal in einem Palast wohnen dürfen. Nur sollte man diese Schwestern sich erholen lassen, ehe sie krank sind; was leider nicht geschieht.

Ich würde deshalb, da ihre Obern das nicht einsehen, wünschen, daß der Staat, wie er Fabrikinspektionen für Frauenarbeit errichtet hat, auch Inspektionen für die Ordens- und Krankenhäuser einführe, um zu überwachen, ob die Schwestern den frühen Tod nicht durch Überarbeitung holen.

Der Mittelbau mit einer Front von 33 Metern ist für pensionierte Geistliche reserviert. Auch denen gehört was Rechts; denn es ist traurig genug, daß sie

eine so geringe Pension haben, die sie zwingt, solche Anstalten aufzusuchen.

Der westliche Flügel ist von verwahrlosten Kindern und gefallen Mädchen besetzt. Für diese sind aber die Räume zu schön, nicht weil sie es nicht verdienen oder weil sie arme Teufel sind, sondern weil sie wieder in die Welt zurück müssen, um ihr Brot zu suchen.

Wenn sie dann als Dienstboten in armseligen Dachkammern wohnen sollen, werden sie unzufrieden sein.

Ich würde diesen Mädchen abseits ein einfaches Haus gebaut und diesen Flügel zu einem Ferienhaus für die gesunden Schwestern gemacht haben. —

Ich besuchte die Räume der Kinder und der Mädchen. Ich fand sie, streng getrennt, weil es Sonntag war, mit Singen und Beten beschäftigt. Alle aber zeigten in ihrem Blick einen Stich ins Leichtsinrige, an dem sie sicherlich nicht selbst schuld sind, sondern den sie aus den Windeln mitgebracht haben.

Ich hatte tiefes Mitleid mit diesen unschuldigen Opfern der Sünden ihrer Eltern und Voreltern. —

Totmüde kam ich heim, legte mich auf ein Sofa und öffnete die Fenster. Wieder hörte ich, wie vor fünf Jahren, die Donau rauschen und von den duftenden Akazien die Vögel singen, wohl die Enkel derer, die mir damals am 26. und 27. Juni 1900 gesungen haben.

Als ich mich etwas ausgeruht, brachte mir die

Schwester Achatia eine herrliche gestockte Milch und befriedigte so meine leiblichen Bedürfnisse aufs beste.

Es gefiel mir so gut in den stillen, lichten Räumen, daß ich einige Zeit schwankte, ob ich nicht einen Rasttag hier machen sollte. Doch der ewige Jude in mir siegte, und es ward beschlossen, morgen weiter zu fahren, weil es mir eigentlich am wohlsten ist auf der Landstraße und im rollenden Wagen.

Am 19. Juni.

Ein herrlicher Sommertag lacht zu den Fenstern herein, keine Wolke zeigt sich am blauen Himmel, und die Donau, viel lebhafter als weiter oben, sendet ihre im Morgenlichte glitzernden Wellen lustig talab.

„Eja, das Reisen ist schön,“ sagte ich mir laut und bestellte den Wagen zur Weiterfahrt.

Eben wollte ich von dannen, als der Beichtvater mir vier Fräulein anmeldete, mit denen er seit gestern abend telephonisch konspiriert hat, ohne mir nur ein Wort zu sagen.

Sie hatten, unweit Riedlingen daheim, gestern nachmittag gehört, ich sei in dieser Stadt gewesen, aber wieder talabwärts gefahren. Sie dachten sich wohl, ich würde wieder in Untermarchtal nächtigen, und telephonierten dahin, ob sie mich heute frühe noch treffen könnten.

Der Beichtvater hatte ihnen das zugesagt, machte mir aber erst Mitteilung, als die „Damen“ angekommen waren.

Der griechische Dichter Hesiod nimmt bekanntlich nur drei Grazien an, alle drei Töchter des Obergottes Zeus und der Eurhnome, und nennt sie Euphrosyne (die Frohsinnige), Aglaia (die Glänzende) und Thalia (die Blühende). Aber sein Dichterkollege Hermesianax sagt, es gebe vier Grazien, und nannte die vierte Peitho (die Redselige).

So traten auch bei mir in Untermarchtal vier schwäbische, blutjunge Grazien ein, frohsinnig, blühend, heiter und redselig und wollten den Alten vom Schwarzwald, dessen grobe Bücher sie im Donauried gelesen haben, begrüßen und sehen. Grob, wie er in den Büchern ist, war er auch diesen Grazien gegenüber und vergaß es ganz, ihnen Stühle anzubieten; eine Sünde, die ihm erst einfiel, als er Untermarchtal schon weit hinter sich hatte.

Ihre Namen und ihren Wohnort kann ich hier wohl nicht nennen, nachdem ich sie zu den schwäbischen Grazien erkoren habe, sonst würden sie mit Liebes- und Heiratsanträgen überschwemmt werden.

Die Vornamen aber will ich nennen: Emma, Maria, Paula und Pauline — und ihren Wohnort noch näher andeuten: er liegt zwischen Riedlingen

und Mengen im Lande der württembergischen Schwaben. —

Als ich im ehemaligen Schloßhof in den Wagen steigen wollte, kam noch eine fünfte junge Dame und begrüßte mich als die Tochter des Lehrers und Dichters Fink von Haigerloch, dessen ich in „Verlassene Wege“ gedacht. Ich fragte, ob sie hier die Haushaltungsschule besuche. Da lachte sie und meinte, sie sei ja schon seit Jahren verheiratet und habe Kinder.

Ich hatte ihr höchstens achtzehn Jahre zugehört. Sie muß darum als fünfte Grazie gezählt werden wegen ihrer unbefiegbaren Jugend und Kindlichkeit.

Unter den guten Reisewünschen von fünf schwäbischen Grazien und einigen frommen barmherzigen Schwestern fuhr ich ab; sicher, daß die Fahrt gut enden müsse, was auch eintraf. —

Der Weg verläßt gleich jenseits der Donaubrücke den Fluß und zieht einer gewaltigen, welligen Hochebene zu.

Die Saaten neigen sich weithin im frischen Sommermorgenwind, und die Lerchen jubeln über ihnen so zahlreich dem reinen Blau des Himmels zu, daß ein Mensch, der mehr innere Freude hätte und jünger wäre als unsereiner, sicher auch jauchzen würde.

Auf dieser Hochebene, auf der ich keinem Dorf begegnete, müssen gesunde Leute wohnen; denn ich sah

Männer beim Grasmähen mit der dampfenden Tabakspfeife im Mund.

Wer bei dieser schweren Arbeit noch rauchen kann, muß einen guten Brustkasten haben.

Nach mehr als einstündigem Fahren näherte ich mich wieder dem Donautal und komme in das eine Viertelstunde vom Flusse entfernte Oberamtsstädtle Ehingen. Dieses würde sich, an und auf einem Hügel gelegen, mit drei flotten, alten Kirchtürmen recht malerisch präsentieren, wenn nicht drei riesige Fabrik-schöte den guten Eindruck gewaltig beeinträchtigten.

Ich fahre durch die Unterstadt, welche schöne, alte Häuser aufweist, die am Abend elektrisch beleuchtet werden. Ich bemerkte dabei, daß die Ehinger Wirte durchweg nur redende Schilder haben ohne jede Inschrift. Da sieht man flott konstruierte Adler, Löwen, Störchen und Sonnen, die da verkünden, daß sie einem Wirtshaus vorstehen.

Alles in allem genommen, und soweit ich es gesehen, ist Ehingen eines der schönsten schwäbischen Städtle, die ich kennen gelernt habe. —

Weiter geht's wieder auf welligem Hochland, bald auf, bald ab. Auf den Feldern und vor den einzelnen Gehöften sah ich von hier an und ziemlich weit nach Bayern hinein Bauern mit meist weißen Schürzen angetan bei der Arbeit.

Es sieht das nicht sehr männlich aus. Wenn ich es aber machen könnte, müßten alle diejenigen Weibermänner unserer Tage, die sich von den Wibervölkern



am Arm durch die Straße schleppen lassen, in ihren Büreaus, Comptoirs und Kasernen, also bei der Arbeit und beim Dienst, aber auch beim Spaziergang mit der

Männin, Schürzen anziehen, wie diese schwäbischen Bauern sie tragen. —

Es wimmelt heute von Landleuten auf den Gefilden zwischen Ehingen und Oberdischingen. Sie mähen, heuen, ackern. Zwischenhinein sieht man auch einen Schäfer mit seiner Herde.

Friede und Stille ruht über ihrer Arbeit, die sich viel poetischer ausnimmt und viel wohltuender wirkt als das Rasseln der Fabrikmaschinen. —

Oberdischingen ist ein Städtle-Dorf mit einer breiten Stadtstraße und überraschend großen Gebäuden und einer Kirche im griechischen Rotundenstil.

Des Löwenwirts Johanna, ein frisches, helläugiges Schwabenmädle, mit dem ich vor dem Wirtshaus redete, während der Josef drinnen sein Bier trank und die Pferde ihr Brot verzehrten, hat mir die Ursache dieser Überraschung erklärt.

Ein Graf Ludwig Schenk von Castell hat in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts seine Residenz in Dischingen, das seit dem Ausgang des 17. Jahrhunderts seinem Geschlechte gehörte, aufgeschlagen und alle hervorragenden Gebäude aufgeführt.

Heute gehört das Rittergut dem Hause Fugger, das hier eine große Brauerei betreibt.

Als mein Kutscher herauskam und eine Sobrede auf das gute Bier hielt, meinte die Johanna, daß der

Verbrauch desselben in letzter Zeit doch abnehme. Es kämen, seitdem man auf den Kanzeln gegen den Alkohol predige, viele Leute und verlangten Limonade. Neulich sei Firmung in Oberdischingen gewesen und den Firmlingen von den Pfarrern das Biertrinken verboten und nur Limonade erlaubt worden. Alle hätten das Verbot gehalten und nur Zitronenwasser getrunken.

Mir kam alsbald der Gedanke, ob die hochwürdigen Herren, welche bei der Feier tätig waren und mitwirkten, beim Festessen auch Limonade getrunken haben und ihren Schäflein mit gutem Beispiel vorgegangen sein mögen? Ich bezweifle es. —

Ich bin der letzte, der den Verwüstungen des Alkohols sein Auge verschließt, aber ich bin auch nicht dafür, daß man das Kind mit dem Bade ausschüttet und vom Übermaß geistiger Getränke gleich auf völlige Enthaltfamkeit übergeht.

Man predige Mäßigkeit, und man wird für die Dauer viel mehr erreichen, als mit völliger Temperenzlerei.

Es gibt nicht bloß ansteckende Bazillen bei den leiblichen Krankheiten, auch bei geistigen Verirrungen und bei sozialen Heilmitteln wirken Bazillen mit.

Ein solcher Bazillus ist die Emanzipation der Weiber; eine Seuche, von der zahllose Männlein und Weiblein angesteckt sind.

Ähnlich fliegt jetzt auch ein „bacillus antialco-

holicus“ in der Luft herum, von dem Arzte, denen der Alkohol ehemals ein Heilmittel war, geistliche und weltliche Leute infiziert sind.

So haben wir jetzt in den „besseren Ständen“ ziemlich viele Temperenzler, wie denn die Kulturmenschen epidemischen und ansteckenden Krankheiten am meisten ausgesetzt sind.

Mit der Miene des Märtyrers sagen einem die Leute, daß sie dem Alkohol entsagt haben und sich wohl befinden, wie noch nie. Alles in der Einbildung.

Es gibt Dinge, die man nie und nimmermehr im großen und ganzen aus der menschlichen Gesellschaft wird verbannen können, selbst wenn alle Ärzte und alle Pfarrer zusammenstehen, und zu diesen Dingen gehören: das Trinken geistiger Getränke, das Tanzen und die Geschlechtsliebe. —

Wir nähern uns dem Ried der Donau, drum heißt das erste kleine Dorf unterhalb Dischingen Donaurieden. Seine Kirche steht reizvoll auf einer Anhöhe; der Turm, unten gotisch und oben barock, sieht trotzdem famos aus.

Die Donau tritt für kurze Zeit wieder in Sicht, verschwindet aber bald darauf hinter Busch und Wald.

In Erbach, das noch malerischer wirkt, weil die Kirche auf ihrem Hügel noch ein Schloß bei sich hat,

laß ich ein Wirtsschild „zum Straßenmichel“; ein Titel, der mir viel besser gefiel als die vielen neu-modischen, die man im deutschen Reich jetzt lesen kann. —

In der Ferne zeigt sich, aus der Donauebene sich abhebend, schon das Ulmer Münster. Die Straße zieht durch ein ödes Torfried.

In einer Torfgrube stand unweit des Wegs ein Mann, stach die Torfbrote heraus und warf sie einzeln einer Frau zu, die sie in einen Karren lud. Das ging so schnell und gewandt — die Frau verfehlte nie, das Torfstück, das durch die Luft ihr zuflog, zu fassen — daß ich beiden einige Zeit mit Bewunderung zuschaute.

Links tritt nun obstreiches Hügel land in Sicht, rechts zieht die Donau zwischen waldigen Ufern dahin; über ihnen erhebt sich einsam die ehemalige Benediktiner-Abtei Wiblingen, heute eine Kaserne. Vom Ende des 11. bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts eine Stätte der Kultur und der Frömmigkeit, dient sie jetzt dem Militarismus. Auch ein Fortschritt! —

Die Festungswerke von Ulm sind gefallen, und an ihrer Stelle erhebt sich eine neue Stadt. Aber in die Altstadt führt mich eine 1904 über die Blau fertiggestellte, mit dem württembergischen Wappen gezierte Gitterbrücke, die das Grauenshafteste in dem jetzt so beliebten Eisen-Genre ist, was ich je gesehen.

Die Schwaben machen sonst viel weniger dumme

Streiche als andere Deutsche; aber diese eiserne Brücke ist abermals ein Schwabenschtreich schlimmster Sorte, viel schlimmer noch als der oben genannte im Donautal.

Wenn es in Ulm einmal zu einer sozialdemokratischen Revolution kommen sollte, möchte ich den Genossen jetzt schon empfehlen, so sie mit der bestehenden Gesellschaft und Ordnung aufräumen, in erster Linie diese Brücke in die Luft zu sprengen. —

Ehedem galt der Ulmer Spatz als schildbürgerliches Wahrzeichen der alten Reichsstadt.

Die Spatzengeschichte ist aber ein wahrer Geniestreich gegen diese Bitterbrücke.

In jenen Tagen, in welchen man jeder besseren Stadt einen Schwabenschtreich andichtete, schob man den Ulmern den folgenden zu:

Sie wollten eines Tages einen Balken Bauholz zu einem Stadttor hineintransportieren. Da sie denselben wagrecht dahertrugen, kamen sie damit nicht durchs Tor. Sie berieten nun lange, wie die Sache zu machen wäre.

Da flog ein Spatz mit einem Strohhalm für sein Nest, einen verlassenen Schwalbenhorst, dem Tore zu. Er hatte den Halm quer in seinem Schnabel, drehte ihn aber, als er damit in die Öffnung des Nestes hineinschlupfen wollte.

Jetzt ging den guten Ulmern ein Licht auf. Sie

machten es mit ihrem Balken, wie der Spatz mit seinem Palm, und brachten ihn glücklich in ihre Stadt. —

Im Hotel Baumstark, gleich am Anfang der Altstadt, wollte ich Mittag machen. Hier erwartete mich einer schriftlichen Vereinbarung gemäß der Militärpfarrer Efferer.

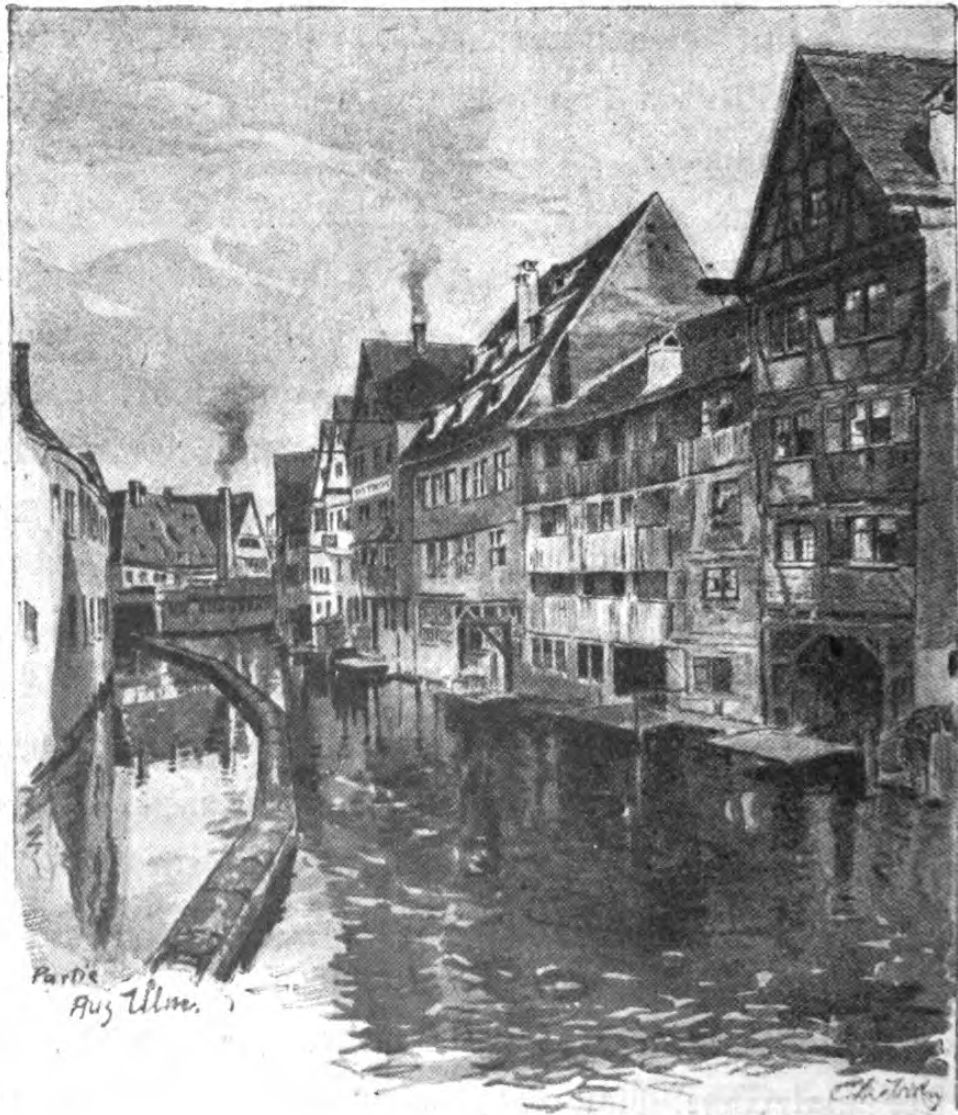
Er hatte sich mir, da er von meiner Reise gehört, ehe ich sie angetreten, als Führer in Ulm angeboten, obwohl wir uns bisher persönlich fremd waren. Und ein Führer war mir nötig. Trotzdem ich früher schon dreimal in Ulm gewesen, war mir heute alles neu, weil ich seit mehr denn dreißig Jahren die Stadt nicht mehr im Innern gesehen hatte.

Wir traten unsere Beschau noch vor Tisch an. Zuerst wollte ich das restaurierte Münster sehen. So lob- und preiswürdig es ist, daß man diesen herrlichen Bau aus der Blütezeit der Stadt vor dem Zerfall bewahrt und ausgebaut hat, so gefiel mir sein Äußeres doch nicht. Es ist viel zu unruhig; überall krabbelt's von steinernen Krabben bis hinauf zur Turmspitze.

Was mir aber so wohl gefiel, wie noch nie, ist der malerische Platz um das Münster und sind die vielen schönen Giebelhäuser in der Altstadt. Schade, daß ihr Holzwerk vielfach unter dem Verputz begraben liegt.

• Überall schaut einen die stolze Zeit der ehemaligen

Reichsstadt an. Aber die Blütezeit Ulms war längst vorüber, als die städtische Republik für immer versank,



wenn nicht die Sozialdemokraten wieder einmal eine solche gründen.

Die veränderten Handelswege, der dreißigjährige

Krieg und ganz besonders der Überfall des reichsverrätherischen Kurfürsten Max Emanuel von Bayern haben den Wohlstand der einst reichen Stadt zu Grabe getragen.

Emanuel nahm als Verbündeter der Franzosen 1702 Ulm durch Ueberrumpelung, und er und die Franzosen beuteten und raubten die Bürgerschaft fast zwei Jahre lang aufs schmählteste aus.

Als aber hundert Jahre später die Bayern mit französischer Erlaubnis die Stadt wieder besetzten, waren die besseren Bürger und die regierenden Patrizier der Republik schon so degeneriert, daß sie das Aufhören ihrer Souveränität nicht mehr fühlten.

Sie machten gleich nach dem Einzug einen Ball mit, den die bayerischen Offiziere ihnen gaben, und revanchierten sich mit einem solchen.

Nachher sangen sie noch ein Tebeum im Münster und hielten ein Dankfest, weil sie so glücklich gewesen, bayerisch geworden zu sein!

Solche Gesellschaft ist würdig jeder Knechtschaft; darum gab ihnen Napoleon 1810 auch einen strengeren Herrn, indem er Ulm dem König „Herodes“ von Württemberg zudiktierte.

Der dicke Friedrich wußte, welche Sprache man in Paris reden müsse, um zu einer Landesvergrößerung zu kommen.

Er hatte schon 1803, wo ihm viele reiche Abteien

und alte Reichsstädte in Schwaben zugesprochen wurden, die Maitressen Talleyrands und den schamlosen Land- und Leute-Verschacherer Mathieu, den Sekretär Talleyrands, zu gewinnen gewußt. Mathieu bekam von ihm eine jährliche Rente von 8000 Louisdor.

So wurden damals in Paris deutsche Bürger und Bauern gekauft und verkauft. —

Der Garnisonspfarrer und ich fuhren vom Münsterweg hinaus zur neuen, katholischen Garnisonkirche, die in den letzten Jahren von Baudirektor Meckel in Freiburg in gotischem Stile ausgeführt wurde, ein Miniaturbau dem Münster gegenüber, aber ein Kabinettstück in der Architektur und in der inneren Ausschmückung. Eine schönere Kirche dieses Stiles habe ich noch nie gesehen.

Leider muß auf militärische Anordnung hin die Kirche nach jedem Gottesdienst geschlossen werden. Ich will nicht glauben, daß der Neid über ein so glänzendes katholisches Gotteshaus diesen Befehl diktiert hat.

Was würden die alten Ulmer Ratsherren, die, nachdem das Luthertum Staatsreligion in der Reichsstadt geworden war, den Papisten jede Religionsübung verboten haben, was würden sie sagen, wenn sie heute diese katholische Kirche sähen?

Nach dem dreißigjährigen Kriege wurde den Katholiken das Messelesen und das Taufen wieder gestattet, nicht aber das Predigen. —

Mir kam heute, als ich durch die Straßen der Stadt fuhr, eine Jugenderinnerung.

In meiner Knabenzeit ging im ganzen badischen Oberland der Spruch: „Uff'n, er isch von Ulm!“

Das war das einzige, was ich in jener Zeit von Ulm wußte, und wenn zwei Buben einander „verschlugen“, riefen die zuschauenden Altersgenossen jedem der Kämpfenden zu: „Uff'n, er isch von Ulm!“

Der Ausspruch stammt aus der Zeit des schmalkaldischen Krieges, in welchem die Ulmer und andere Städte unter Anführung des Sebastian Schärtlin von Burtenbach die Ehrenberger Klause in Tyrol gestürmt hatten.

Als der Kaiser über den schmalkaldischen Bund gesiegt, sollten die Ulmer 100 000 Gulden bezahlen. Sie verhandelten deshalb in Prag, und ihr Syndikus, der Jurist Ulrich Zasius, schrieb von da an den Rat, bei den Verhandlungen heiße es: „Auf ihn, er ist von Ulm!“

Die Ulmer mußten zahlen und noch 200 Zentner Pulver zum Krieg gegen die Türken liefern. —

Auf dem Rückweg zum Hotel sah ich auch ein neues, großartiges Gerichtshaus, auf dessen Freitreppe zwei mächtige steinerne Löwen liegen. Sie sind wohl Sinnbilder der Unparteilichkeit und Gerechtigkeit der Justiz.

Leider fressen diese Justiz-Löwen heutzutage nur Ratten und Mäuse, d. h. kleine Diebe und Verbrecher; den größten Spitzbuben, den Völkerausaugern, den Völker-

mördern und den Völkervergiftern kommt die offizielle Gerechtigkeit nicht bei.

Doch schon Christus der Herr hat auf die irdische Gerechtigkeit nicht viel gegeben und direkt abgeraten, sich an sie zu wenden. Er sagt einmal: „Wenn dein Bruder mit dir vor Gericht streiten will wegen deines Rocks, so gib ihm lieber auch gleich den Mantel“, d. h. laß es nicht auf eine gerichtliche Entscheidung ankommen und leide eher freiwillig noch größeres Unrecht.

Manche, die sonst nicht besonders bibelgläubig sind, werden wenigstens dieser Stelle beipflichten. —

Beim Essen, das ich mit meinem Begleiter allein in einem Nebenzimmer einnahm, lernte ich auch die Familie des Hoteliers Höneß kennen, von der mir besonders die Frau auffiel.

Sie hatte, eine ältere Frau, ein so vornehmes, feingeistiges Gesicht, wie man es bei ihrem Geschlecht nicht oft findet. Dabei sprach eine ungemeine Energie aus ihren Zügen.

Sie ist eine Müllerstochter aus Wiblingen, gehört aber auch in die Zunft der nervösen Menschen und hat schon viel gelitten.

Daß sie eine Ausnahme unter ihresgleichen ist, beweist auch die Tatsache, daß sie ihren Mann, der vorher einen Weinhandel betrieb, veranlaßte, das Hotel zu kaufen, damit sie mehr zu arbeiten habe.

Die eigene Haushaltung mit einer Anzahl Kinder gab ihr nicht Beschäftigung genug.

Derartige Hausfrauen gehören in den Städten zu den weißen Raben. Drum verließ ich das Hotel Baumstark mit gehörigem Respekt vor der Frau Höneß und zog von der schönen Stadt Ulm weiter, im Hinausfahren mich immer wieder freuend der vielen Gebäude aus der Zeit der Republik, die einst als Führerin die schwäbischen Städte zu einem mächtigen Bunde gegen den Übermut des Adels vereinigte.

Zu bedauern ist nur, daß diese Stadt bei ihrem Ausgang mich auf einer ebenso scheußlichen Eisenlastenbrücke entließ, wie sie mich bei der Einfahrt empfangen hatte.

So ist eine alte Perle eingefaßt mit gemeinen Eisenstäben, und das ist unverantwortlich. —

Den ersten Ort in Bayern, Neu-Ulm, fand ich öde und langweilig, wie alle Orte, die im Rayon einer Reichsfestung und im Schatten von Kasernen entstanden sind.

Welliges, weites Fruchtländ, an dessen Rändern heitere Dörfer liegen, nimmt mich auf. Namentlich winkt von einem Hügel herab malerisch das Dorf Oberelchingen. Von ihm trug der Marschall Ney den Titel Herzog von Elchingen, nachdem er am 14. Oktober 1805 durch die Erstürmung von Oberelchingen die Einschließung der österreichischen Armee in Ulm entschieden hatte.

Wenige Tage später übergab der General Mack, der viel mehr Esel als Schuft war, sich mit Mann und Maus den Franzosen.

Napoleon I. weilte vom 18.—22. Oktober 1805 im Kloster Elchingen und dekretierte von hier aus dem Haus Habsburg den Verlust der österreichischen Vorlande. —

Was mir an den bayerischen Landstraßen sofort gefiel, war der Mangel an Staub trotz der Trockenheit. Ich hatte auf der ganzen Rundfahrt nicht drei Stunden durch Staub zu leiden.

Das Straßenmaterial scheint schweren Steinkalibers zu sein, und bleibt deshalb der Staub ruhiger liegen.

Bei Merfingen liegt einsam an der Landstraße eine große Brauerei mit ausgedehnter Landwirtschaft. Hier ließ ich den Josef das erste bayerische Bier verkosten, und von hier an begann sein täglicher Lobgesang auf diesen Gerstensaft und zwar crescendo und in all den Tonarten, die einem durstigen Kutscher zu Gebot stehen.

Während er seine ersten Züge tat, betrachtete ich in dem Stalle das herrliche Milchvieh des Bierbrauers. Etwa 70 Stück Montafoner Kühe und Rinder stunden hier, ein Tier prächtiger als das andere; lauter dunkelbraune Schönheiten.

Durch die Stalltüren flogen Hunderte von Schwalben aus und ein. Ihre Nester hatten sie im Stalle selbst. Ich staunte über den Dienst, den die Kühe und Rinder

und die Schwalben einander leisteten. Die Letztern fangen die Fliegen weg, welche die ersteren anziehen und von denen sie geplagt werden.

Der Vorgang gäbe eine Belehrung ab für die Lösung der sozialen Frage unter den Menschen. —

Bald merkte ich, daß in Bayern an den Straßen sogar Grenzsteine existieren zwischen den einzelnen Bezirksämtern, so daß Einheimische und Fremde wissen, wo das eine Paschalik anfängt und das andere aufhört.

Mir scheint diese Aufmerksamkeit stark nach Bureaokratismus zu riechen. —

Zwischen Unterfahlheim und Leipheim komme ich, das erstemal auf der Fahrt, durch meinen Lieblingswald, durch einen lichten Birkenhain. Die weißen Stämme leuchten prächtig in der Abendsonne.

Haben wir den reizenden Hain passiert, so erhebt aus der Ebene mit Macht sein Haupt der alte, einem breiten Obelisken ähnliche Kirchturm von Leipheim. Neben ihm ziert den Hügel, an und auf dem das Städtchen liegt, ein verwittertes Schloß mit Wehrtürmen.

So malerisch Leipheim von ferne wirkt, so verrostet und veraltet ist es, wenn man durch seine Straßen fährt — ein vereinsamtes Bauernstädtle, aber, wohl mit Hilfe der nahen Donau, mit elektrischem Lichte versehen.

Weil mir der Kirchturm von weitem so imponiert hatte, wollte ich auch die Kirche sehen, stieg deshalb am Fuße des Hügels aus und schritt die Staffeln hinauf.

Aber ich fand alle Türen des reichen, gotischen, aber verwahrlosten Baues geschlossen. Als ich ununterrichteter Sache wieder herabgekommen war, fragte ich einen alten Mann, der aus einem Fenster schaute, warum denn die Kirche geschlossen sei. Er meinte lakonisch: „Siea isch ma ebe protestantisch.“

Leipheim stand einst, wie mancher andere Ort um Ulm rum, unter der Herrschaft der Reichsstadt, die ihre Untertanen alle protestantisierte. Leipheim aber war es vorher schon.

Die Leipheimer Bürger schlossen sich im Bauernkrieg samt ihrem Pfarrer dem „Baltringer Haufen“ an, und Leipheim wurde der Mittelpunkt der Bewegung an der Donau unterhalb Ulm.

Am 4. April 1525 schlug der Bauerntöter Jörg von Waldburg, auch im Namen und Auftrag der Philister von Ulm, die Bauern und tötete deren einige Tausend.

Der brave Pfarrer Jakob Wehe von Leipheim, der zugleich auch als erster der ulmischen Geistlichen sich der Reformation angeschlossen hatte, wurde mit acht Bauernführern enthauptet.

Er starb standhaft und wurde zugleich ein Mär-

threr des neuen Glaubens, dem die Ulmer sich bald darauf selbst angeschlossen.

Die Leipheimer wurden zur Strafe für die Teilnahme am Bauernaufstand ihrer Mauern und Tore beraubt und mußten durch Kontribution sich von der Plünderung der waldburgischen Bauernmörder lösen.

Der Rat von Ulm verurteilte sie außerdem noch dazu, den Bauern des ulmischen Dorfes Nerenstetten, die den Aufstand nicht mitgemacht, alljährlich auf Martini „ein gut feißt Kalb und sechzig Kreuzer für Wein“ zu einem Schmause zu liefern. —

Die Leipheimer haben heute eine verwitterte Stadt, aber sie selber sind saubere Leute. So sah ich einen Mann, der seine Sauche ins Feld führte, mit tadellos weißer Schürze auf dem Güllenfaß sitzen.

Hier mußten wir das erstemal Pflasterzoll bezahlen, ein Ding, das man in Baden nur noch in den Oktroi-Städten und im profitlichen Lande der Preußen kennt, und das uns durch ganz Bayern begleitete.

Da mein Kutscher und ich auf die Sache nicht eingefahren waren, zogen wir fast regelmäßig an den Zolleinnehmern vorbei.

Es sind dies in den kleinen Orten meist seßhafte Handwerker, Schuhmacher oder Schneider, die von der Gemeinde den Pflasterzoll in Pacht haben und von ihren Weibern und Kindern einziehen lassen.

Bald rief uns ein altes Weib, bald sprang uns ein Knabe nach und verlangte das Pflastergeld, da man so feltene Vögel, wie heutzutage fremde Zweispänner sind, nicht gerne laufen ließ.

Der Betrag schwankt in den einzelnen Orten und beträgt bald 10, bald 12 und bisweilen 20 Pfennig.

Ich bin ein Freund alter Einrichtungen, darum war ich jeweils den nachspringenden Buben und den nachrufenden Weibern gar nicht gram und bezahlte gerne die Kleinigkeit, die dem einzelnen nicht weh tut und der Gemeinde eine schöne Summe ausmacht.

Dabei erheben die Bayern den Pflasterzoll nicht umsonst; sie haben in der That überall ein Pflaster, das bei uns in vielen Städtchen längst nicht mehr existiert. —

Gleich unterhalb Leipheim schaut eine andere, größere Hügelstadt aus der fruchtbaren Ebene auf — die alte Römerkolonie Guntia, heute Günzburg. In einer halben Stunde bin ich dort.

An der Grenze des Reichs, da wo die Günz in die Donau fließt, ein Kastell anzulegen, war bei den Römern natürlich.

Kaiser Klaudius soll das getan haben; allein diesem Halbtrottel fiel das sicher nicht von selber ein, wie überhaupt diejenigen Fürsten, die aus eigenem Denken heraus für Land und Leute sorgen, allzeit zu zählen gewesen sind.

Das „Castrum Suintia“ war von dalmatinischen Soldaten bewacht, die durch die Völkertwanderung vertrieben wurden. Auch die römischen Bauten bei diesem Donauübergang sanken damals in den Staub.

Erst im 11. Jahrhundert tritt der Ort als Guncenburch urkundlich wieder auf. Kaiser Heinrich IV. urkundete hier 1085.

Zu Anfang des 14. Jahrhunderts wird die Stadt österreichisch und ein Teil der Markgrafschaft Burgau und bald deren Hauptort.

Die österreichischen Herzoge jener Zeit sind bekannt durch ihre stete Geldnot. Ihre Kriege mit den freiheitsdurstigen Schweizern kosteten ein Heidengeld, zu dem die Verpfändungssummen der schwäbischen Städte, die dadurch oft andere Herren bekamen, beitragen mußten.

Erst als der Sohn des Erzherzogs Ferdinand und der Philippine Welfer 1605 Markgraf von Burgau geworden war, blieb die Stadt zwei Jahrhunderte lang ständig in österreichischen Händen.

Markgraf Karl baute ein neues Schloß an Stelle des alten und residierte daselbst; einer seiner Edelknaben war der im dreißigjährigen Krieg viel genannte spätere General Piccolomini.

Karl starb aber schon 1618 kinderlos in Überlingen am Bodensee, wohin er sich zur Erholung begeben hatte.

Unter den österreichischen Prinzen, die nun folgten und zugleich Herren von Tyrol und den vorderösterreichischen Landen waren, befanden sich in einem Zwischenraum von dreißig Jahren zwei Bischöfe, denen man von Rom aus erlaubt hatte, „auszuspringen“ und zu heiraten.

1626 wurde Herr von Günzburg und der Markgraffschaft der Erzherzog Leopold, bisher Fürstbischof von Passau und Straßburg, und 1662 sein Sohn Sigmund, bisher Bischof von Augsburg, Trient und Gurck.

Leopold hatte eine Italienerin geheiratet aus dem Hause Medici und Sigmund eine Pfalzgräfin von Bayern-Sulzbach. Die letztere Verbindung wurde zuerst in Sulzbach durch den stellvertretenden Oberhofmeister des Erzherzog-Bischofs vollzogen; aber ehe die Gatten sich sahen, hatte ein Schlag den Bischof getötet.

Es war schon ein Unfug, indem Rom es zuließ, daß im 17. und 18. Jahrhundert Prinzenknaben von Osterreich und Bayern die besten Bistümer zu Hauf inne hatten; schlimmer war es noch, daß man ihnen zu heiraten gestattete unter dem Vorwand, die erlauchte Rasse sei am Aussterben.

Einem Bauernsohn, der Pfarrer und dessen Stamm am Ausgehen wäre, würde so was nie gestattet. Sein Gesuch würde als das eines verkommenen Priesters angesehen und mit Hohn abgewiesen werden. Und doch

sind meines Erachtens tüchtige Bauernfamilien ein größerer Segen und wichtigerer Faktor in der menschlichen Gesellschaft, als Fürsten und Prinzen; denn ohne diese können, wenn es sein muß, selbst die Knechtseligen leben, ohne Bauern aber niemand.

Es wäre die Aufhebung des Zölibats im vorliegenden Falle mit den bischöflichen Prinzen nicht einmal nötig gewesen, da die steierischen Habsburger, die den deutschen Kaiserthron in Erbpacht hatten, noch florierten und die andern anno 1665 beerbten, bis Napoleon ihnen die Markgrafschaft Burgau nahm und dem Kurfürsten von Bayern zuwies.

Diese gnädige Verleihung durch den Sohn der Revolution verdiente dieser Kurfürst nebst dem Königstitel und andern reichlichen Zuweisungen durch etwas, was man heute Verrat an Kaiser und Reich nennen würde.

Als Osterreich und der Kaiser sich der dritten Koalition gegen Frankreich angeschlossen und mit Rußland sich verbündet hatten, machte der Kurfürst von Bayern durch seinen Minister Montgelas einen „vorläufigen Vertrag“, soll heißen Verrat, mit den Franzosen, dem die süddeutschen Kleinstaaten bald beitraten.

Sie alle vereinigten sich bald darauf, von Napoleon dazu gedrängt, von Wien aus gewarnt, zu dem schönen Rheinbund, der den deutschen Kaiser zwang, das heilige römische Reich deutscher Nation aufzulösen, und übten

so tatsächlichen Verrat an dem allerdings verlotterten Reiche. Sie steckten begierig die Königskronen, die sonstigen Standeserhöhungen und die fetten Gebietsbrocken ein, die ihnen Napoleon und sein Minister Talleyrand zuwarfen, verließen aber den Franzosenkaiser alsbald, nachdem er ein geschlagener Mann war.

Das alles geschah natürlich nur vonseiten der Fürsten und ihrer Helfershelfer und schadete beiden nichts. Wenn ein gemeiner Mann oder Soldat ähnlich handelt und mit Sack und Pack zum Feind übergeht, wird er wegen Infamie erschossen.

In Wahrheit, die Welt und ihr Erfolg gehörten allezeit und in alleweg dem Unrecht, der Lüge, der Gewalt, dem Verrat und der gemeinen Gefinnung im großen und im diplomatischen Stil. —

Die lieben Preußen waren anno 1805 neutral geblieben und hatten schmunzelnd zugeschaut, wie Rußland und Osterreich bei Austerlitz unterlagen. Ein Jahr darauf bekamen sie bei Jena und Auerstädt die wohlverdiente Quittung für ihre Neutralität.

Daß Napoleon zu gleicher Zeit die deutschen Fürsten seiner Gefolgschaft zu Souveränen gemacht und sie der Machtsphäre des Kaisers entzogen hat, geschah natürlich alles in der Absicht, Deutschland zu schwächen.

So sind unsere Fürsten von heute Souveräne von französischer Revolutionsgnade und auf Kosten der Kaiser-

macht, deren Beamte und Lehensträger die einzelnen Fürsten ehedem gewesen waren. —

Ich politisiere und bin schon längst in dem feierlich stillen Günzburg eingefahren, das heute mit Leib und Seele bayerisch ist, obwohl es durch den Übergang an Bayern seine ganze Zukunft verloren hat.

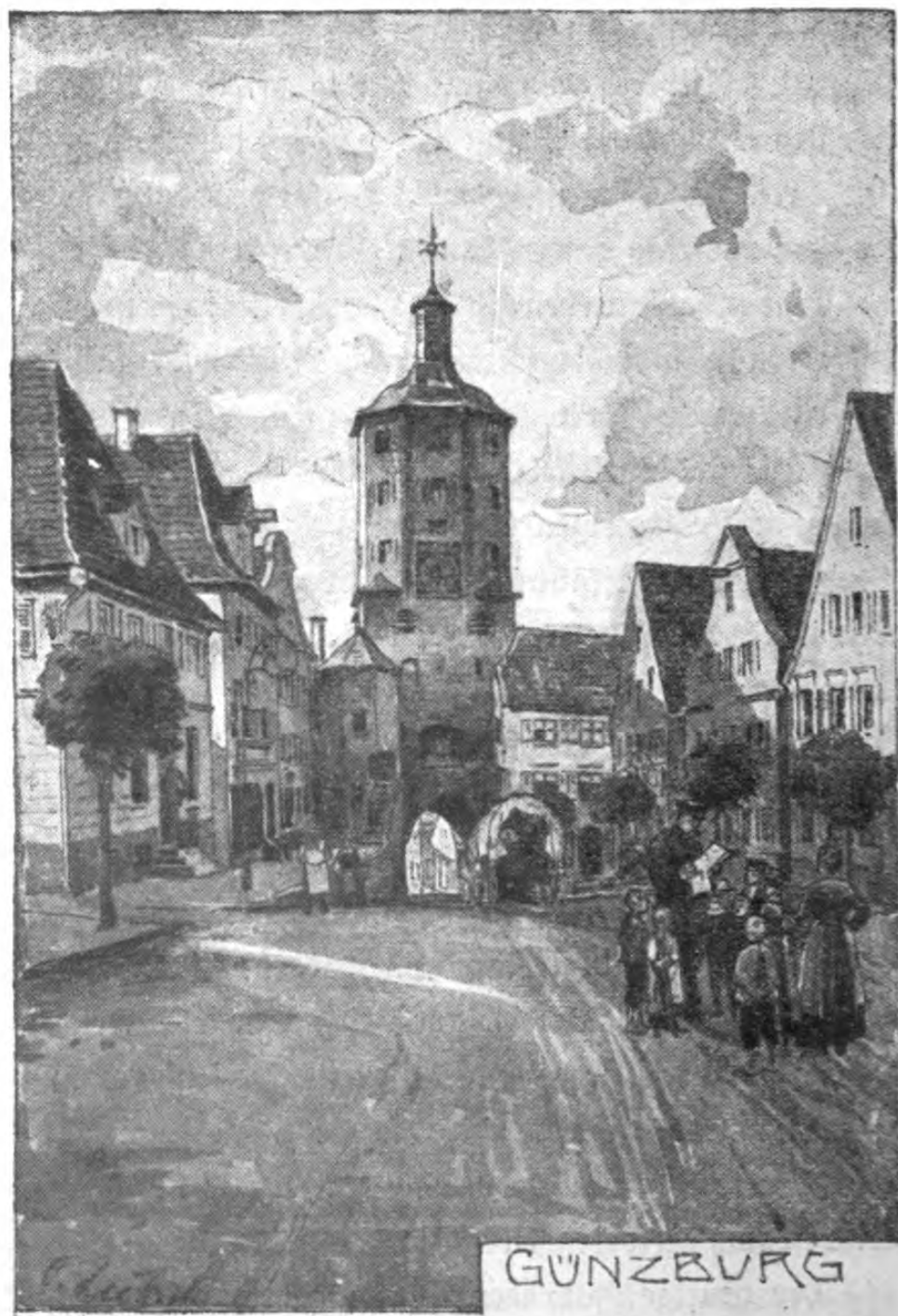
Es war damals eben erst, nachdem Freiburg aufgehört hatte, Hauptstadt der österreichischen Vorlande zu sein, an seine Stelle getreten und wurde unter Bayern eine Provinzialstadt dritten Ranges; was die alten Günzburger mit Schmerzen ertrugen.

Günzburg zerfällt in eine obere und eine untere Stadt. In der letztern liegt das Pfarrhaus, wo ich mir Quartier gemacht hatte, ein stattlicher Bau, der aus dem Umbau eines ehemaligen „Schlössels“ entstanden ist.

Schon der Marschall Ney nahm hier sein Quartier, nachdem er die Österreicher am 9. Oktober 1805 nach blutigem Gefecht aus Günzburg vertrieben hatte.

Hier besuchte ihn Napoleon, der oben im Schlosse wohnte. Der damalige Pfarrer Feuchtmeier, welcher französisch sprach und vom Kaiser in eine Unterredung gezogen wurde, schrieb über diesen: „Er ist ein abstoßender und hochmütiger Mann gewesen, der keinen Widerspruch zu ertragen schien.“ —

Der heutige Pfarrherr von Günzburg, Wille, kam eben, als ich ausgestiegen war, über die nahe Günz-



brücke von der Oberstadt herunter. Er hatte einen Kapuziner-Neupriester empfangen und in seine Wohnung begleitet, was in dem gut katholischen Bayern mit vieler Feierlichkeit geschieht.

Der Pfarrer von Günzburg besitzt nicht bloß ein Palais und einen Parkgarten, sondern er hat auch einige umliegende Pfarreien, abwechselnd mit dem Bischof von Augsburg, zu besetzen.

Die Pfarrer gehören bekanntlich zum „gemeinen Volk“ der Hierarchie, die, wie das Bauernvolk in der materiellen, in der religiösen Welt die Hauptrolle spielen und alles erhalten müssen.

Sie sind aber trotzdem wie die Bauern nach oben von einer Gutmütigkeit, die ans Unglaubliche grenzt und die Geduld weit übertrifft.

So überläßt der jeweilige Pfarrer von Günzburg sein Patronatsrecht dem Bischof, während der umgekehrte Fall nie vorkommen wird. —

Ich machte mit dem Pfarrherrn und seinem Helfer noch einen Gang in die Oberstadt, den ich ob der dabei gehaltenen Nervenüberreizung lange zu bereuen hatte.

Aber wie staunte ich, als ich, auf der Höhe angekommen, durch das alte Stadttor schritt. Da lag vor mir eine breite, lange Straße mit den saubersten und elegantesten Häusern, einzelne wahre Kabinettstücke des Barockstiles. Doch lag eine Todesstille über dem Ganzen.

Und an dieser Vereinsamung ist mit seinen Siegen der Korse Napoleon schuld! —

Durch eine Seitenstraße führte man mich zur Frauenkirche, einem flotten, glänzenden Barockbau aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Was mir noch mehr auffiel, als die Schönheit dieses Baues, ist der Preis, um den er erstellt und verziert wurde. Der Architekt erhielt für seinen Plan 168 Gulden, der Maurer und Zimmermann etwas über 9000 und der Maler der famosen Freskobilder an der Decke 400 Gulden.

Ganz nahe der Kirche befindet sich das Erziehungs-Institut der „englischen Fräulein“, die schon bald 150 Jahre hier wirken.

Diese englischen Fräulein haben in Bayern eine Menge Anstalten, wohl die meisten ihres Ordens.

Sie gingen aus dem Überrest der anno 1609 von der Engländerin Marie Ward gestifteten Jesuitinnen hervor.

Diese wurden, vorab ihre Stifterin, so unbotmäßig gegen die geistlichen Oberen, daß der Papst sie 1631 aufhob und die Miß Ward nach Rom in „freie Haft“ kommen ließ.

Die neue Gründung hatte ganz andere Regeln, die aber in Rom auf Schwierigkeiten stießen; wie denn die Päpste mit diesen Ordensdamen sich viel zu beschäftigen hatten.

Es mußte ihnen extra verboten werden, die unbotmäßige Engländerin Ward als Selige zu verehren.

Sie hatten aber auch viel von den weltlichen Regierungen zu leiden in den Zeiten der französischen Revolution und der religiösen Aufklärung.

Heute wirken sie zweifellos segensreich, und ich habe Schülerinnen von ihnen auf der Reise getroffen, die ihren Lehrerinnen alle Ehre machen.

Auch in einem ihrer Klöster bin ich, wie wir später sehen werden, gewesen und habe, wenn auch keine „Engel“ unter den englischen Damen, so doch heitere, fromme, kindliche Seelen gefunden, die mir durchweg den besten Eindruck als Religiosinnen, Lehrerinnen und Erzieherinnen zurückließen. —

Bei der Frauenkirche hatte sich uns noch der Stadtprediger Haas angeschlossen, ein junger, feiner Herr, der jeder Hofkanzel Ehre machen dürfte.

In Bayern hat fast jede Stadt, groß und klein, und manchmal auch ein bedeutender Marktflecken seinen Stadt- oder Pfarrprediger. Der verkündet jeden Sonntag das Wort Gottes, während der Pfarrer an Feiertagen zu predigen hat und die jungen Helfer nur, wenn der Pfarrer ihnen einen Festtag abgibt.

Ich halte das nicht für praktisch; einmal müssen die Gläubigen jeden Sonntag den gleichen Prediger hören, während noch andere Geistliche im Ort vor-

handen sind, die sie auch gerne zur Abwechslung hören möchten, und dann lernen die jungen Vikare und Kooperatoren das Predigen nicht.

In Günzburg ist es insoferne anders, als der Stadtprediger in der Frauenkirche in der Oberstadt amtet, der Pfarrer aber in der Unterstadt, wo die Pfarrkirche ist, jeden Sonntag zu predigen hat.

Dann hat Günzburg noch, wie man es in Bayern oft findet, einen geistlichen Chorregenten, der in seinem heutigen Vertreter den imponierenden Namen Preinfalk trägt.

Im bayerischen Klerus muß es von musikalischen Talenten wimmeln; was wohl von dem Bierkonsum herkommen mag, der bekanntlich gemütliche Leute macht. Musik und Gesang aber sind Gaben des Gemüts. —

Wieder unten beim Pfarrhaus angekommen, trafen wir den Musik- und Chordirektor Preinfalk, den auch seine Jugend zum Singen und Musizieren befähigt. Wir trafen aber auch einen meiner Günzburger Leser, den Schneidermeister Hipp und den Verbreiter meiner bäuerlichen Muse, den Buchhändler Hug. Beide sind für meine Bücher zu gut; denn der Schneidermeister hat den ausgesprochenen Gesichtstypus eines Zwölfahnenkindes, und der Buchhändler sollte seinem Außern nach sich nur mit dem Vertrieb von klassischen Schriften abgeben. —

Ich war heute zu weit gegangen. Infolgedessen hatte ich eine schlechte Nacht und befand mich, wie schon angedeutet, die nächste Zeit in jenem Zustande, der mich so oft schon einer alten Geige ähnlich gemacht hat, bei der alle Saiten gesprungen sind. —

Am Abend bewunderte ich noch den Magen des Vikars Kigel, der nach seinem Krug Bier noch tapfer Erdbeeren aß. Im schwäbischen Bayern trägt der Vikar in einer Stadt den stolzen Namen Stadtkaplan, und in Württemberg hat es gar Stadtpfarrverweser; Titel, die schließlich gerade so gescheit oder gerade so dumm lauten, wie Stadtpfarrer.

Am 20. Juni.

Die Pfarrkirche von Günzburg, die unweit der Wohnung des Pfarrers auf einem freien Platz steht und die ich vor meiner Weiterreise zum Gottesdienst besuchte, hat einen interessanten, kolossalen Turm.

Er ist in seinem Untergeschoß noch der alte Turm, den die Römer nahe der Mündung der Günz in die Donau zum Schutze der Brücke errichtet haben.

Die Kirche selbst ist in ihrer Grundlage noch romanisch, was sich auch an den oberen Teilen des Turmes zeigt. Später wurde sie gotifiziert, noch später barockifiziert und vor zwanzig Jahren wieder in die Gotik geleitet.

Sie besitzt ein herrliches Bild auf Goldgrund, den englischen Gruß darstellend, aus der Ulmer Schule.

Der Stadtkaplan half mir packen, und noch vor zehn Uhr fuhr ich matt und müde von dannen, der Oberstadt zu. Hätte ich gestern abend gewußt, daß mein Weg ohnedies durch diese zöge, so würde ich mir die Überanstrengung und ihre Folgen erspart haben.

Ich kehrte, oben angekommen, noch in der schmalen Frauengasse ein beim Schneidermeister Hipp, der mir eine Sehenswürdigkeit zeigen wollte.

In einem kleinen Häuschen wohnt der schon graue Hagestolz mit seiner betagten Mutter. Er zeigte mir in einem niedrigen Stübchen des zweiten Stockes ein Kunstwerk seltenster Art, ein Bild aus Tuch in verschiedenen Farben zusammengesetzt.

Es stellt Moses dar, wie er von Gott die zehn Gebote erhält, und hat zum Verfertiger den Großvater unseres Schneiders.

Der Schneider-Großvater brauchte dazu zwei Jahre seiner freien Zeit und 728 Stückchen verschiedenfarbigen Tuchs und verkaufte sein Kunstwerk, an dem man keinen einzigen Nadelstich sieht, nicht, obwohl er das Geld nötig hätte brauchen können und Käufer da waren.

Der Tuchkünstler malte aber auch mit Farben. Ich sah von ihm recht gute Porträts seiner Eltern, in Aquarell ausgeführt.

Sein Enkel, der heutige Schneider Hipp, den ich gestern schon bewundert hatte, kam mir diesen Morgen noch viel vornehmer vor. Er hat nicht bloß das Profil eines Fürstabts in einem adeligen Kloster des Mittelalters; er schaut auch geistig so hervorragend aus, wie nicht viele Adelskinder. —

Durch die schöne Hauptstraße, in der eben ein kleiner Wochenmarkt sich abspielte, verließ ich die vornehme Oberstadt Günzburg, fuhr hinab an die Donau und hinüber auf deren linkes Ufer.

Der Weg verließ dieses Ufer aber gleich und zog durch ein melancholisches, mit Laubholz unterbrochenes, weites Ried. Aber dieses Ried mit seinen blumigen Matten, seinen goldenen Repszefeldern und den über ihnen in den Morgen hinein jubelnden Lerchen ist im Sonnenlichte auch schön.

Doch einsam ist die Gegend. Rebhühner springen über die stille Straße, an der kein Dörflein liegt; ein Zeichen, daß die Tierchen hier von den Menschen nicht oft gestört werden.

Nach langer Fahrt tauchte das altbayerische Städtchen Gundelfingen aus der Ebene auf, ein malerisches, vereinsamtes Landstädtchen.

Ich hatte meine helle Freude an dem mit vier Türmen, alten Toren und stilvollen, verwitterten Häusern gezierten Ort.

Die Gundelfinger hielten 1462 für ihren kriegslustigen Herzog Ludwig den Reichen tapfer eine harte Belagerung durch das Reichsheer aus und sollen heute noch nicht wenig stolz darauf sein — für das Haus Wittelsbach haben leiden und bluten zu können.

Die Beute jenes Krieges zahlten die wehrlosen Bauern in ihren offenen Dörfern, welche letztere zu Hunderten verbrannt wurden. Die Gundelfinger aber bekamen als Lohn vom Herzog ein — Wappen.

Sie feierten anno 1862 das vierhundertjährige Gedächtnis mit großem Pomp und noch größeren Huldigungen an das angestammte Fürstenhaus. Der deutsche Bürger ist ja von unerschöpflicher Gutmütigkeit und Gedankenarmut in der Richtung. —

An der romanisch-gotischen Pfarrkirche befindet sich noch das Grabdenkmal eines 1674 hier gestorbenen Herrn Johann Baptist de Becaria, dem auf dem Grabstein nachgesagt wird, er sei dem Geblüte der römischen Kaiser Carus und Numerianus entsprossen.

Seines Geschlechtes Stammfisz Plurs bei Chiavenna im Kanton Tessin war anno 1618, im Geburtsjahr Becarias, durch einen Bergsturz vom Erdboden verschwunden samt den meisten Einwohnern, und der Kaiserpröbbling hatte sich später in Gundelfingen angekauft. —

Vor dem reizvollen, stillen Städtchen draußen traf ich einen jüngern Geistlichen, einen flotten Mann mit

Zylinder, Handschuhen und Parasol auf der glühenden Landstraße, offenbar des gleichen Weges ziehend wie ich.

Ich lud ihn ein zum Mitfahren. Er nahm an und stellte sich als Pfarrer von Gundelfingen vor, der zur Kapitels-Konferenz nach Lauingen wollte.

Diese Konferenzen sind in Bayern in der Regel erst am Nachmittag und im Hause des Dekans. Man findet deshalb in jedem Stadtpfarrhaus einen eigenen Konferenzsaal.

Wenn ich so jung und Pfarrer von Gundelfingen wäre, wie mein Begleiter, und hätte kein Fuhrwerk bekommen können, würde ich den Zylinder daheim gelassen haben und per Rad nach Lauingen gefahren sein.

Doch in der Diözese Augsburg soll das Radfahren nicht gerne gesehen werden vom Bischof. Dieser habe den Ausspruch getan: „Wer von meinen Geistlichen radelt, der radelt an der Pfarrei vorüber“, d. h. er bekommt keine bischöfliche Pfarrpfründe.

Es gibt Dinge, die sich heutzutage selbst der allzeit gehorsamste und untertänigste niedere Klerus nicht mehr verbieten läßt.

Zu diesen gehört auch das Radfahren, und ich sah heute noch mehr als ein Zweirad in einem Pfarrhause der Diözese Augsburg.

Ich sehe nicht ein, warum Geistliche ohne Sutane und Cingulum und ohne Sport zu treiben sich des

Kadß nicht bedienen sollten als eines billigen Dienstrosses, mit dem sie in die auswärtigen Kirchen und Schulen und zu ihren Nachbarn radeln.

Es gibt in geistlichen Kreisen manchen gefährlicheren und weniger achtbaren Radfahrer als die radelnden Kapläne und Pfarrverweser — Leute, die, wie der Radfahrer, nach oben sich bücken und nach unten treten.

Diese schaden dem Ansehen und der Sache der Kirche viel mehr als die eigentlichen Velozipedisten.

Man hat mir kürzlich aus sicherster Quelle gesagt, daß es in Rom einzelne Kardinäle — ich könnte Namen nennen — gebe, die sich des Mordfuhrwerks, Automobil genannt, bedienen. Wenn das der Fall ist, so dürfen die einfachen Priester sicher auch radfahren. —

Der Weg von Gundelfingen nach Lauingen beträgt nicht viel mehr als eine Stunde zu Fuß und führt wieder der Donau zu, an deren steilem Ufer hinauf sich Lauingen erhebt.

Ist das ein flottes, altes Städtle, dieses Lauingen, der Geburtsort eines der berühmtesten Männer des Mittelalters, des Dominikaner-Mönchs Alberts des Großen!

Gleich am Eingang liegt die frühgotische Pfarrkirche. Ich betrat sie und staunte über die gewaltigen Raumverhältnisse dieser Hallenkirche. Namentlich fiel mir ihre Höhe auf.

In ihr findet sich eine Fürstengruft, in der eine Anzahl Herzoge von der Linie Zweibrücken-Neuburg und ihre Familien begraben sind.

Ihr Erbauer, Herzog Wolfgang, der erste Zweibrücker, dem das Fürstentum Neuburg, zu dem Lauingen zählte, 1559 zugefallen war, fand selbst seinen Platz nicht in dieser Gruft.

Er war ein so eifriger Anhänger der Reformation, daß er auf eigene Faust gegen den Willen des Kaisers und selbst protestantischer Fürsten den Hugenotten in Frankreich ein geworbenes Heer von 16000 Mann zuführte und damit bis an die Loire vordrang.

Er erlag aber bald den Anstrengungen des Feldzugs und starb 1569 in Neffun bei Limoges. —

Der stolzen Pfarrkirche, die auf der Höhe des Uferhügels liegt, gegenüber, der Donau zu, steht das alte, mit gewaltigen Rundtürmen bewehrte, zerfallende Schloß der bayerischen Herzoge, die oft hier aus- und einritten und von denen Georg der Reiche von der Landshuter Linie öfters hier residierte.

Je weiter man in die kleine Stadt hineinkommt, um so mehr überraschen einen ihre groß angelegten Häuser, die noch an die Zeiten erinnern, da Lauingen einen blühenden Handel mit Wein, Baumwoll- und Leinewaren hatte.

Die Blüte des Städtchens sank, als die reichen Leute auswanderten, weil der katholisch gewordene Herzog Wolfgang Wilhelm (1614—1653) die durch den Pfalzgrafen Otto Heinrich eingeführte Reformation wieder unterdrückt hatte.

Gundelfingen und Lauingen waren bis dahin siebenzig Jahre lang protestantisch gewesen und kehrten ungerne zur alten Religion zurück. Ihre Nachkommen wurden aber mit der Zeit wieder eifrige Katholiken.

Merkwürdigerweise trat der Mann, welcher dem Herzog Wolfgang Wilhelm in der Gegenreformation am meisten beigegeben war, später selbst zum Protestantismus über.

Es war dies Wolfgang's Hofprediger, der Jesuit Jakob Reiching, ein Patriziersohn aus Nürnberg, ein gewandter Prediger und ein höchst gebildeter Mann.

Er hatte 1617 auch in Lauingen durch seine Bekehrungsreden die Herzen vieler erobert.

Drei Jahre später entwich er mit einer Hofdame, einem Fräulein von Welfer, aus Neuburg, wurde protestantisch, heiratete die Welfer und starb 1638 als Professor und Superintendent in Tübingen. —

Daß noch am Ende des 18. Jahrhunderts eine wohlhabende, stolze Bürgerschaft in Lauingen gewohnt hat, das zeigt am besten das in jener Zeit gebaute Rathhaus, das reinste Schloß im Barockstil, wie es sicher

keine Stadt in deutschen Landen mit kaum 4000 Einwohnern aufzuweisen haben dürfte.

Günzburg hat mir gewiß gut gefallen, aber Lauingen gefiel mir noch besser.



Vor dem glänzenden Rathaus steht ein etwas kleines, aber gut geratenes Erzstandbild des größten Sohnes der Stadt, des Albertus Magnus, im Dominikanerhabit. Es wurde ihm etwas spät, erst im Jahre 1881, errichtet.

Berühmten und nicht berühmten Fürsten setzen in Deutschland Städte und Untertanen auf ihre eigenen Kosten möglichst bald Denkmäler. Für solche Monumente aber, die Fürsten des Geistes dienen sollen, muß man Betteln gehen, wie es eben jetzt zu einem Denkmal für den großen Dichter Eichendorff geschieht. —

Albert der Große ward 1193 in Lauingen geboren als Sohn eines Herrn von Bollstädt, der Richter in der Stadt war.

Er studierte in Italien, besonders in Padua, und trat dort auch in den Orden der Dominikaner ein.

Als er nach Deutschland zurückkam, wurde er Lehrmeister bei seinen Ordensbrüdern in Köln, wo, von seinem Ruf als Gelehrter angezogen, der später noch berühmtere italienische Grafensohn Thomas von Aquino ihn aufsuchte und sein Schüler wurde.

Um 1245 kam Albert als Universitätslehrer nach Paris; nach Köln zurückgekehrt, wurde er Provinzial seines Ordens und 1260 Bischof von Regensburg, eine Würde, die er nach zwei Jahren niederlegte, nach Köln in sein Kloster sich zurückzog und nur den Wissenschaften lebte bis zu seinem ums Jahr 1280 erfolgten Tod.

Was ihm am meisten Ruhm in der damaligen Welt verschaffte und in Lied und Sage ihn feiern ließ, war nicht seine Theologie, sondern seine erstaunlichen Kenntnisse in Mechanik, in Physik und in den Naturwissenschaften.

Er galt ob seiner Produktionen in diesen Fächern seinen Zeitgenossen als ein Zauberer und Teufelskünstler.

Auch als Architekt war er berühmt und gesucht, und man bringt ihn in Verbindung mit dem Bau der Dome in Köln und Freiburg.

Seine gedruckten Werke umfassen 21 Folianten und sind 1651 in Lyon erschienen. Ich wollte aber lieber in einem Gefängnis Düten machen, als diese Folianten durchlesen.

Wer kennen lernen will, wie weit die Wissenschaft und der Geist des Menschen sich entwickelt haben seit sechs Jahrhunderten, der lese nur einmal in einem solch alten Folianten. Es wird ihm vorkommen, als wate er bei Nacht und Nebel in einem Urwald.

Besonders die Theologie jener scholastisch-aristotelischen Zeit ist mir völlig ungenießbar, und zu den Lichtseiten der Reformation gehört es zweifellos, daß sie den menschlichen Geist aus den engen, schablonenhaften Banden der Scholastik frei gemacht hat. —

Dem berühmten Lauinger wird auch ein Buch über die „Geheimnisse der Frauen“ zugeschrieben. Leider konnte ich dasselbe nicht aufreiben, sonst würde ich meinen Leserinnen daraus erzählen und nachweisen, daß die Wibervölker zu allen Zeiten die gleichen Geheimnisse gehabt haben. —

Beim Rathaus ging's den Hügel hinunter und zum Gasthaus zu den „drei Mohnen“, einem großen, ehemaligen Handels- und Expeditionshaus.

Der junge Wirt ist ein Landsmann, aus Gerichtstetten im badischen Unterland; es scheint ihm aber hier nicht besonders zu behagen, da wenig Verkehr in der stillen Stadt ist. —

Ehe ich am Nachmittag dieselbe verließ, fuhr ich auch noch hinab an die Donau und über die Brücke aufs rechte Ufer. Von hier aus gesehen, machen die alte, turmreiche, auf und an einem Uferhügel gelegene Stadt und der stattliche Fluß ein prächtig Bild.

Über die Donaubrücke zogen so viele Heutwagen der Stadt zu, wie ich es noch nie gesehen; es war eine förmliche Prozession, und ich mußte lange warten, bis sie drüben war, um als letzter auch hinüberzukommen.

Die alte Handels- und Residenzstadt Lauingen scheint diesen Heutwagen nach ein richtiges Bauernstädtle geworden zu sein, was ihr zweifellos nicht zur Unehre gereicht; schön und malerisch bleibt sie doch.

Mitten in der Stadt steht einsam ein mächtiger, bemalter Turm, den ein Patrizier Imhof im 15. Jahrhundert zum Andenken an einen von ihm getöteten Feind hat erbauen lassen.

Der Turmwächter hatte die Pflicht, jeden ein- und fort-fahrenden fremden Herrn mit seinem Horn „anzublasen“

Diese schöne Sitte hat aufgehört, und wurde mir demgemäß das Blasen nicht mehr zu teil. Heute schreien einem die Zolleinnehmer nach, so man ohne zu zahlen vorbeifährt. —

Die Städte Gundelfingen, Lauingen und Dillingen liegen sehr nahe beieinander, und man könnte in zwei guten Stunden alle drei zu Fuß passieren.

In der weiten, fruchtbaren Ebene, in der die Städte etwas erhöht liegen, sieht man nach dem Verlassen der einen sofort die andere aus dem flachen Lande sich erheben. Und da die drei Städte an Türmen reich sind, wirkt ihr Bild malerisch auch in der Ebene.

Namentlich ist dies bei Dillingen der Fall, das von ferne schon mit einem Wald von Türmen zu uns heraufgrüßt. Es ist mit seinen 6000 Einwohnern auch keine Stadt im eigentlichen Sinn, aber es wirkt wie eine solche.

Seinen Ursprung verdankt es der Burg der Grafen von Dillingen, in deren Schutz es nach und nach entstanden ist. Diesem Grafengeschlecht entstammte auch ein berühmter Mann, der vor Albert dem Großen eine Leuchte seiner Zeit war, der Bischof Ulrich von Augsburg.

Der letzte Sprößling dieses Hauses, Hartmann V., war ebenfalls Bischof von Augsburg und vermachte 1258 sein väterliches Erbe, vorab Stadt und Schloß Dillingen, dem Bistum Augsburg, und beide blieben

ihm, bis sie anno 1802 durch Napoleons Gnade bayerisch wurden.

Die Bischöfe von Augsburg residierten schon vom 14. Jahrhundert an zeitweilig in Dillingen und schlugen dann, nachdem in den folgenden Jahrhunderten die



politischen und
religiösen Kämpfe der freien
Städte den geistlichen Fürsten

nicht hold waren, ihren Sitz bleibend im Schloß zu Dillingen auf.

Der schuldenreiche Bischof und Kardinal Truchseß von Waldburg meinte gar, „er wisse auf Erden keinen Ort, wo er lieber wäre, als in Dillingen“. In dem Punkt war der Mann bescheiden.

Er ist übrigens der Gründer der Jesuiten-Universität in Dillingen, die von ihrer Gründung bis zur Aufhebung des Ordens drei Jahrhunderte lang berühmt war in allen katholischen Ländern und nach welcher Studenten aller Stände, besonders auch Adelige, zogen.

Die Adelligen hatten in Dillingen in der Kirche und bei Festlichkeiten den Vortritt und den Vorrang, selbst vor den Professoren. Aber die Jesuiten erniedrigten sich nie so weit, daß sie, wie es anderorts geschah, z. B. auch in Freiburg i. B., adelige Studentenknaben um ihres Prinzen- oder Grafentitels willen zu Rektoren der Universität ernannten.

Ich bin überzeugt, daß, wenn ein heutiges Prinzlein, so auf einer deutschen Universität sich „ausbildet“, d. h. einige Kollegstunden absitzt, es darauf ablegen wollte, Rektor bezw. Prorektor zu werden, die Leuchten der modernen Wissenschaft und der voraussetzungslosen Forschung mit Vergnügen dem Wunsche nachkämen. —

Mit dem Übergang an Bayern sank Dillingen zu einer einfachen Provinzialstadt herab.

Das heutige Gymnasium für Philosophie und Theologie konnte die Universität nicht ersetzen, und das Landgericht und ein „gnädigst“ hierher verlegtes Chevauxlegers-Regiment waren ein schlechtes Entgelt für das Aufhören als Residenz eines Reichsfürsten.



Man sieht es dem gewaltigen alten Schloß und den vielen stattlichen Gebäuden aus dem 17. und 18. Jahrhundert unschwer an, daß sie bessere Tage gesehen haben und trauern um die Vergangenheit.

Selbst aus der vornehmen, alten Lindenallee, die zur Stadt führt, kann man es herausfühlen, daß sie einst der Eingang war zu einer lebendigeren und bedeutenderen Stadt. —

Es war noch nicht sechs Uhr, als ich diese Allee passierte und in die alte Bischofsresidenz einfuhr.

Gleich aus einem der ersten Häuser trat der Stadtpfarrer und geistliche Rat Niedermair, mein Quartierherr.

Ich stieg aus, und wir gingen zu Fuß in das nahe Palais, das man hier Pfarrhaus heißt, das aber, besonders in seiner innern Ausstattung und Einrichtung, jeder Bischofsresidenz Ehre machen würde.

Pferde und Kutscher logierten gerade nebenan in der „Sonne“. Ich ließ aber noch nicht ausspannen, weil ich die Stadt erst durchfahren wollte. Zu Fuß zu gehen wäre mir infolge der Günzburger Überanstrengung unmöglich gewesen.

Um Detailstudien zu machen in Kirchen, Schlössern und Klöstern, reise ich nicht. Mir ist die Fahrt auf der Landstraße die Hauptsache, und in den Städten und Dörfern lasse ich in der Regel alles so an mir vorüber-

ziehen, wie die Saatsfelder und Kartoffeläcker an offenem Wege hin.

Nur an einem Hause in Ingolstadt, das wie Lauingen an und auf einer Uferhalde der Donau liegt, machte ich Halt auf besonderen Wunsch meines Begleiters, des geistlichen Rats Niedermair.

Er ist Vorstand der Anstalt für taubstumme Mädchen. Vor fünfzig Jahren hat ein Professor Wagner am Gynceum diese Anstalt, die heute verschiedene Filiale im Lande hat, gegründet.

Sein heutiger Nachfolger als Direktor, Niedermair, hat eben ein neues, großartiges Gebäude erstellt, das mir fast zu großartig ist und einem modernen Schloß gleicht.

In den unteren Räumen werden die Kinder gebildet zum Sprechen, Lesen, Schreiben zc., und in den oberen lernen sie die Versorgung fürs Leben. Namentlich wird eine großartige Paramentenstickerei von ihnen betrieben.

Mir fiel, im Gegensatz zu den verwahrlosten Kindern in Untermarchtal, der sanfte, gutmütige Blick dieser armen Kinder auf.

Was mich noch mehr in Staunen setzte, war das Glück und die Zufriedenheit, die diesen Unglücklichen allen aus dem Gesicht leuchtete.

Wem Gott ein Amt gibt, sagte ich mir, dem gibt er auch die Kraft. Diese Taubstummen haben das Amt,

denen, die sprechen und hören können, zu predigen, welche hohe Gaben Sprache und Gehör sind, und sie zum Dank dafür aufzufordern. Zu diesem schweren Amt berufen, haben sie die Gnade, trotzdem heiter und fröhlich zu sein.

Was mir noch gefiel im Hause, war die reizende Tracht der Franziskanerinnen und ihrer Novizinnen, die diese armen Kinder lehren und verpflegen.

Die Frauen tragen schwarzen Habit mit ebensolchem, langem Skapuliertuch und um die Hüften einen weißwollenen Gürtel. Haupt und Hals und ein Teil der Schultern sind in ein blendend weißes, gefälteltes „Hülltuch“ eingefast, das dem Gesicht ein reizendes Oval gibt. Auf dem Kopfe ist noch ein schwarzer Schleier, über die Schultern hinabreichend. Die Novizinnen haben die gleiche Tracht, nur ist bei ihnen der Schleier weiß, was sich noch viel schöner macht.

Bei einer Nonne bemerkte ich einen einfachen goldenen Ring am Finger und erfuhr, es erhalte am Tage der Ablegung ihrer ewigen Gelübde jede einen solchen Ring und den dürfe sie, wenn der Jahrestag der Profess wieder komme, jeweils acht Tage lang tragen; ebenso an Ostern, Weihnachten, Pfingsten und am Feste des Namens Jesu.

Dies gefiel mir abermals. Den armen Schwestern, welche ihr Leben in einem mühseligen und entsagungs-

reichen Dienst hinbringen, eine kindliche Freude zu machen, ihnen eine malerische Tracht und zeitweilig einen Ring an den Finger zu geben, halte ich für sehr vernünftig.

Sie müssen sonst so viel entbehren, diese Töchter des hl. Franziskus, daß es nur recht und billig ist, der weiblichen Eitelkeit einige unschuldige Zugeständnisse zu machen. —

Überall fand ich auf der Fahrt durch die Stadt in den Gebäuden Zeugen einer großen Vergangenheit, und die heutigen Dillinger halten in allemweg Ordnung. Sauberkeit und Reinlichkeit begegnen einem überall. Verwahrlost erscheint nur das mächtige bischöfliche Schloß mit seinen verschiedenen Baustilen, Türmen, Toren und Zinnen.

Merkwürdige Wibervölker scheinen in Dillingen zu wohnen, denn auf einem Firmenschild las ich den Namen einer Kaufmännin, die sich Jeannette nennt und diesen Vornamen offenbar schöner findet, als das gemeine, schwäbische Wort Johanna.

Auch hinab an die Donau und über den Fluß hinüber fuhren wir, auf daß ich das malerische Stadtbild von jeder Seite gesehen. Hochbefriedigt kehrte ich in das Pfarrpalais zurück.

Diesmal sah ich in der Hausflur ein paar Zweiräder stehen; ihre Besitzer, die mir der Pfarrherr nannte, mußten während meiner Fahrt durch die Stadt angekommen sein.

Daß der Hausherr diesen Stahlrossen Unterkunft gewährte und kein Wort des Tadelß an ihrer Gegenwart fand, bewies mir, daß er königlicher geistlicher Rat sei.

Es gibt nämlich in Bayern zweierlei geistliche Räte, königliche und bischöfliche. Die letzteren gelten, wie ich zu bemerken glaubte, in geistlichen, die ersteren in weltlichen Kreisen mehr. Es bekommen diesen Titel von kirchlicher Seite natürlich nur die gefinnungstüchtigen und allzeit getreuen Diener der Kirchenbehörde, während die Regierung die toleranten, friedfertigen und politisch nicht anrühigen Pfarrer mit dem obigen Titel auszeichnet.

Wer in Bayern im Publikum als ordentlicher Pfarrer gelten will, der muß in gewissen Jahren geistlicher Rat irgend einer Observanz oder Bezirksschulinspektor sein.

Unserer würde es in Bayern sicher weder zum bischöflichen, noch zum königlichen geistlichen Rat und auch nicht zum Bezirksschulinspektor gebracht haben, da er beiden Behörden, der einen politisch und der andern religiös, zu demokratisch wäre. —

Ein bischöflicher geistlicher Rat dürfte in der Diözese Augsburg den Stahlrossen, die der Bischof versempt hat, keinen Stall gewähren, sonst wäre er meines Erachtens seines Titels nicht würdig. —

Ich kam auf meiner Fahrt zu geistlichen Räten jeder Art, aber alle waren liebe Leute und bildeten sich auf ihren Titel gar nichts ein.

Bei mir daheim, wo diese Titel noch neu sind, gibt es geistliche Räte, die sich fühlen wie ehemalige Prinzen-Kardinäle. Ich habe aber jedesmal eine Freude, wenn ich einem solch' Glücklichen begegne und ihm den wohlverdienten Titel geben kann. --

Nicht vergessen darf ich am heutigen Abend die alte Köchin im Pfarrhaus. Sie holte mir in der Nachbarschaft zwei saure Milchen, um deren Güte willen allein ich Dillingen nicht vergessen werde.

Wenn die Milch der theologischen Weisheit, die in dem ehemaligen großartigen Universitätsgebäude der Jesuiten den jungen Priesteramtskandidaten der Diözese Augsburg gereicht wird, ebenso gut ist, dann wohl ihnen. —

Am Abend leistete mir der junge Kaplan Demleitner noch Hilfsdienste beim Auspacken und kurze Zeit stille Gesellschaft. Weil ich zum voraus wußte, daß ich bei meinem dermaligen Nervenzustand nicht schlafen würde, nahm ich gleich ein Schlafmittel, und ehe die nahe Kirchenuhr elf Uhr geschlagen, war ich eingeschlafen.

Am 21. Juni.

Als ich diesen Morgen bei der Weiterfahrt über das sonnige, taufrische, weite, ebene Land hinsah, be-

griff ich, warum in Kriegszeiten die Heeresfäden in der Donauebene auf- und abwogten und warum hier so entscheidende Schlachten geschlagen wurden.

Es begegneten mir auch heute Kriegsleute, Chevaux-legers, die in verschiedenen Abteilungen von einer Morgenübung heimkehrten. Pferde und Reiter sahen gut aus, namentlich aber die ersteren, die scheint's größere Rationen bekommen als die königlich preussischen Dienstpferde, die sich durch besondere Magerkeit auszeichnen.

In dem in der Ebene gelegenen Dorfe Steinheim sah ich einige wenige Strohdächer, die mich erquickend an die gute, alte Zeit erinnerten.

Gleich darauf erscheint das Städtchen Höchstädt auf leicht gewellter, gewaltiger Ebene, etwas abseits der Donau.

Auch Höchstädt ist ein interessantes, altes Städtle, wie alle seine bisher genannten Nachbarinnen. Namentlich imponiert das der Donau zu auf einer Anhöhe gelegene Schloß, das einen bedeutenden Umfang hat.

Es war einst der Wittwensitz der Mutter des katholisch gewordenen Herzogs Wolfgang, und diese setzte seinen Bestrebungen, die Stadt wieder katholisch zu machen, die größten Hindernisse entgegen. Nach ihrem Tod mußten die Höchstädter aber wider ihren Willen doch katholisch werden, was schwer hielt.

In aller Welt aber ist das Städtchen bekannt durch die Schlachten, die in seiner Umgebung geschlagen wurden.

Schon 1081 schlug hier der Gegenkönig Heinrichs IV., Hermann von Luxemburg, des Königs Heer unter Friedrich von Schwaben. 1703 besiegte der große Reichsverräter und Kurfürst Emanuel von Bayern die Kaiserlichen, wurde aber ein Jahr darauf von den Engländern und Osterreichern auf dem gleichen Schlachtfeld so gründlich niedergeworfen, daß er mit seinen lieben Franzosen das Land verlassen und nach Frankreich flüchten mußte.

Die Engländer nennen diese Schlacht nach dem weiter unten liegenden Dorfe Blindheim, das ihr General Marlborough erstürmte und so den Ausschlag gab; wofür er den nach diesem Dorfe benannten Herzogstitel bekam.

Im Jahre 1800 siegte hier wieder der General Moreau über die Osterreichern.

Die beiden Schlachten bei Höchstädt 1703 und 1704 haben mehr denn 40000 Menschen das Leben gekostet, und der ganze dreizehnjährige Krieg raffte Hunderttausende hin und verwüstete die schönsten Provinzen des deutschen Reiches. Und warum? Weil zwei Prinzelein, ein österreichisches und ein französisches, sich um den erledigten Thron von Spanien stritten. Das deutsche Reich und das deutsche Volk aber zahlten schließlich die Beche. Ist das nicht himmelschreiend?

Noch himmelschreiender aber ist es, daß auch heutzutage noch solche Kriege um solche Bagatelle-Prinzen-Angelegenheiten möglich wären, weil in den monarchischen Staaten Europas der Monarch über Krieg und Frieden entscheidet.

So herrlich weit haben es die europäischen Völker an Freiheit und Selbstherrschaft in den 200 Jahren, die seit dem spanischen Erbfolgekrieg verstrichen sind, gebracht. Und dabei hat man noch den Mut, von Fortschritt zu reden und das Wort Freiheit auf die Zunge zu nehmen! —

Heute sah ich auf dem Schlachtfeld um Höchstädt das schönste Friedensbild. Wolkenlos der Himmel und auf Erden friedliche Menschen an der Arbeit; Lerchen jubeln; lustige Staren umspringen die Mähder und die Heuer; Gänse in ganzen Regimentern rücken von den umliegenden Dörfern auf der Weide an; am Bache fängt ihre Hirtin, vergnügt im Grase liegend, und weit hin leuchten die weißen Schürzen der Bauern.

Nur ich war grimmiger Stimmung, weil ich an die Leiden der Völker dachte, die das Blut ihrer Söhne hier vergießen lassen mußten im Familieninteresse frivolster und herrschsüchtiger Fürsten. —

Auch mein Kutscher hatte Blut gerochen. Er hatte in Dillingen das ausgezeichnete Bier in der Frühe schon versucht und lechzte, als wir Höchstädt, in dem es

ein Gasthaus zur „Stadt Ruba“ gibt, passiert, ohne anzuhalten, wieder nach Gerstenblut.

Aber erst zehn Kilometer unterhalb Höchstädt ließ ich ihn seinen Durst stillen in dem abseits der Straße in der Ebene erhöht liegenden Dorfe Tapfheim, das viele strohgedeckte Häuser zieren.

Außerhalb des Dorfes in der Schloßbrauerei sollte, wie ein Bauer uns gesagt, ein gutes Bier gemacht werden.

Einsam liegt das alte Schloßchen, eine ehemalige Tiefburg mit Graben und Wasser, das heute noch das Ganze umgibt. Brauerei und Ökonomiegebäude befinden sich außerhalb der Insel in der Nähe. Eine Brücke führt hinüber in das „Bierschloß“.

Ehedem hausten hier die Ritter von Tapfheim, Dienstmannen der Hohenstaufen, mit denen sie nach Italien zogen.

Die heutige Burgfrau ist eine junge, frische Brauerin, mit der ich mich auf der Brücke zu ihrer Burg unterhielt, während der Josef drinnen in der Ritterkemenate in Bier schwelgte; denn das war gut und kostete die Maß nur 22 Pfennig. —

Bei den nur durch ein Bächlein getrennten kleinen Dörfern Münster und Erlingshofen sprangen zwei Mädchen von 9—12 Jahren lange dem Wagen nach. Ich ließ schließlich halten und nahm sie in denselben auf.

Sie strahlten vor Freude und fuhren ziemlich weit mit hinab, bis sie an einem Felde aussteigen wollten, in dem sie Unkraut ausstechen sollten.

Ich staunte über die ungenierte Gesprächigkeit der Kinder um so mehr, als sie mir sagten, sie bekämen nach der Arbeit am Abend jedes eine halbe Bier.

Das bayerische Bier scheint demnach keine schläfrigen, sondern aufgeweckte Kinder zu machen. —

Es ist schon hohe Mittagszeit, als ich mich durch eine langweilige Pappelallee der Stadt Donauwörth näherte.

Die alte, vielumstrittene Reichsstadt lehnt sich malerisch an die Höhen an, die der schwäbisch-fränkische Jura als Ausläufer an die Donau vorgeschoben hat, und wird von der Donau und der Würnitz, die hier mündet, umfaßt.

Auf der Höhe nehmen das ganze Stadtbild die großen, barockstiligen Klostergebäude von Heilig-Kreuz und die gotische Pfarrkirche für sich in Anspruch.

Ich hatte den Bibliothekar Traber, den ich, wie sich heute ergab, mit seinem mir brieflich bekannten Vorgänger verwechselt, gebeten, mir in der Stadt ein Mittagessen zu bestellen und in deren Weichbild mich zu empfangen, damit ich wüßte, wo ich abzustiegen hätte.

Kurz vor der Stadt kam mir ein stattlicher Mann entgegen mit bis auf die Schulter herabfallenden Haaren. Er erinnerte mich im Außern viel an den vor fünfzig

Jahren viel genannten Gesundheitsapostel Ernst Mahner. Er erinnerte mich aber auch an die Zeit, da ich als Studentlein in Rastatt gerade so lange Haare getragen habe und ebenso mancher meiner Mitschüler.

Heutzutage fällt es einem auf, wenn jemand so lange Haarsträhnen wachsen läßt, und doch ist es ein Zeichen von stolzem Haarwuchs, während jetzt die Kahlköpfigkeit im Schwunge ist bei jung und alt.

Eraber, ein Schweizer, imponierte mir durch sein ruhiges Wesen. Hinter ruhigen Leuten steckt in der Regel viel mehr Gediegenheit als in unruhigen und zapfeligen. Ich liebe derartige Leute auch deshalb, weil sie mich nicht zu vielem Reden reizen, was mich anstrengt.

Ich litt immer noch an meiner in Günzburg gehaltenen Müdigkeit und wollte drum in Donauwörth möglichst wenig Dinge im Detail sehen.

Aber das in katholischen Kreisen Deutschlands viel genannte „Cassianeum“, an dem mein Tischgenosse Bibliothekar ist, wollte ich am Nachmittag doch besuchen.

Aber wie staunte ich, da wir durch die breite Reichsstraße den Hügel hinauffuhren, auf dem es gelegen ist. Da steht, enge aneinander geschichtet, eine Menge schmucker Häuser voll altertümlichen Reizes aus dem 16. bis zum 18. Jahrhundert. Da stehen noch die ehemaligen Patrizierhäuser neben den stattlichen Wohnungen der wohlhabenden Gewerbsleute, eines malerischer als das andere.



Da steht auch, wohl der schönste Profanbau der Stadt, die gotische Markthalle mit dem Tanzsaal der ehemaligen Reichsstädter.

Hier feierte am 8. März 1500 Kaiser Max mit den Bürgern, ihren Frauen und Töchtern die in Gent erfolgte Geburt seines Enkels, des nachmaligen, berühmten Kaisers Karl V., welche Botschaft den Großvater in Donauwörth erreicht hatte. —

Weiter oben kommt die Pfarrkirche, ein spätgotischer Backsteinbau mit überaus flottem, malerischem Turm.

Keine Stadt mit nicht viel über 4000 Einwohnern wird eine so lichte, lebensfrohe und reizvolle Hauptstraße aufweisen können, wie Donauwörth.

Da, wo die Reichsstraße, auf der Höhe angelangt, in die Klostersgasse übergeht, steht noch ein altes Fuggerhaus im Renaissancestil mit hohen, zackigen Giebeln und erinnert an das im 16. Jahrhundert so gewaltig gestiegene Augsburger Patriziergeschlecht der Fugger.

Aus Augsburg waren auch die ersten Sendlinge der Reformation nach Donauwörth gekommen, die nun auch hier gegen die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts energisch durchgeführt wurde. Im Anfang des 17. Jahrhunderts waren nur noch wenige arme katholische Familien in der Stadt.

Als die Donauwörther Protestanten aber am Markustag 1606 die Prozession der Klosterherren von Heilig-

kreuz und der Katholiken gewaltsam stürten, kam die Stadt in die Reichsacht.

Diese vollzog mit Vergnügen der Herzog und Kurfürst Max von Bayern, der bei dieser Gelegenheit die schon längst zwischen dem Reiche und seinem Hause strittige Stadt dem letztern wieder einverleibte.

Ronradin, der Letzte der Hohenstaufen, hatte nämlich schon 1263 in seinem Testamente seine Stadt Donauwörth dem Herzog Ludwig II. von Bayern, seinem Oheim, testamentarisch vermacht.

Maximilian führte auch den Katholizismus nach und nach wieder ein, wenn auch unter dem Widerstreben der Bevölkerung, wie überall in der Nachbarschaft.

Als die Schweden 1632—34 die Stadt im Besiz hatten, wurden die meisten Bürger wieder protestantisch, mußten aber nach der Schlacht bei Nördlingen, welche die Schweden vertrieb, abermals katholisch werden.

Hüben und drüben wurden damals die Gewissen gedrückt, aber sicher ist, daß wir viel mehr Protestanten in Deutschland und Osterreich hätten, wenn man den Menschen jener Tage ihren freien Willen gelassen hätte. —

Von der Klostergasse geht's eben hinaus zum ehemaligen Kloster Heilig-Kreuz, dem heutigen Cassianeum.

Ein Graf Mangold von Werb, dessen Geschlecht auf der Burg Mangoldstein über dem Flecken Werb, dem heutigen Donauwörth, saß, war als Gesandter

des Kaisers Konrad II. 1027 in Konstantinopel gewesen. Er sollte mit dem Bischof Wernher von Straßburg beim oströmischen Kaiser Romanus um eine griechische Kaiserstochter anhalten für den Sohn Konrads, Heinrich.

Der Kaiser Roman schenkte dem schwäbischen Grafen eine Partikel des heiligen Kreuzes. Ihr zu Ehren gründete Mangold auf seiner Burg ein kleines Frauenkloster, das der Papst Leo IX. (Bruno, Graf von Dachsburg, ein Elsäffer) 1049, als Gast auf Mangoldstein wohnend, einweihete.

Mangolds Sohn verlegte das Kloster an die Stelle, wo es heute steht, und sein Enkel Mangold III. entfernte die Nonnen und besetzte das Gotteshaus um das Jahr 1100 mit 12 Benediktinern aus St. Blasien im Schwarzwald. Bis zum Jahre 1802 wirkte dieser Orden fortan in Heilig-Kreuz.

In diesem Jahre kam es mit vier anderen Klöstern an die Familie der Fürsten von Ottingen als Ersatz für eine jenseits des Rheins an Frankreich verlorene Herrschaft. Es war ja damals Mode, gestohlenen Gut mit anderem gestohlenen Gute glänzend zu bezahlen. Die Ottinger beeilten sich, alle diese Klöster sofort aufzuheben.

Im Jahr 1875 erwarb die ausgedehnten Gebäulichkeiten des Klosters samt der Kirche der Gründer des katholisch-pädagogischen Vereins in Bayern und Redakteur der katholischen Schulzeitung, Ludwig Muer,

für sein Cassianeum, das zu Ehren des hl. Lehrers und Märtyrers Cassianus so getauft wurde.

Daß der Märtyrer Cassian, der im vierten Jahrhundert unter Kaiser Diokletian in Imola (Italien) als Schullehrer wirkte, in diesem Namen verherrlicht wird, freut mich.

Er dozierte den heidnischen bösen Buben von Imola Lesen und Schreiben und war dabei streng und gottesfürchtig. Seine Schüler denunzierten ihn deshalb als einen Christen. Vor dem Untersuchungsrichter gestand er das zu und wurde, da er nicht abschwur, zum Tode verurteilt.

Das Urteil vollstreckten die bösen Buben selber, indem sie ihn mit den eisernen Griffeln, mit denen sie die Buchstaben ins Wachs gruben, zu Tod quälten.

Cassian, dessen Gedächtnis die Kirche am 13. August feiert, ist der einzige offizielle Märtyrer des Volksschullehrerstandes, der in früheren Zeiten Regionen von Märtyrern zählte.

Ludwig Auer, ein Lehrersohn aus der Oberpfalz und ehemals selbst Dorfschullehrer, gründete 1867 einen Verein „zur Beförderung von Erziehung und Unterricht im Geiste der katholischen Kirche und nach den Anforderungen unserer Zeit“.

Viele Anfeindungen und viele Hindernisse stellten sich der Gründung entgegen, die aus kleinen Anfängen

durch die Ausdauer und Energie Muer's sich entwickelte bis zum heutigen Cassianeum, welches alle die gewaltigen Klosterräume von Heilig-Kreuz mit seinen Instituten ausfüllt und einen weit geachteten Namen und einen weitgehenden Einfluß im katholischen Volke hat.

Dieses Cassianeum ist aber nicht etwa ein Produkt des obigen Vereins, sondern lediglich ein Erzeugnis des Direktors Muer, dem der Verein es überließ, auf seine Verantwortung hin mit Gottes Hilfe die Ziele des Vereins nach seiner Art zu fördern.

Was Muer nun aus eigener Kraft in Heilig-Kreuz ins Leben gerufen, ist folgendes:

Ein Pädagogium, d. i. ein Kollegium von 14 geistlichen und weltlichen Herren zum Studium der Erziehungskunst und deren Hilfswissenschaften und zur Herausgabe von Zeitschriften und Büchern für Erzieher, Volk und Jugend.

Ein Knabeninstitut mit fünf Jahreskursen.

Eine Erziehungsanstalt für Studenten des Progymnasiums in Donauwörth.

Eine Bibliothek von 50 000 Bänden und ein Museum für Naturkunde.

Eine Buchhandlung mit Buchdruckerei, Lithographie, Buchbinderei und Antiquariat.

Zeitschriften fürs Volk: Monika, Schutzengel, Notburga, deren jede zwischen 40 und 80 000 Abonnenten hat.

Außer diesen erscheinen noch: „Raphael“, illustrierte Zeitschrift für die reifere Jugend; „Stern der Jugend“, illustrierte Wochenschrift für Schüler höherer Lehranstalten; die katholische Schulzeitung u. a.

Sehr zahlreich sind auch die Verlagswerke des Cassianeums auf religiösem und erzieherischem Gebiet.

Auer, ein kleiner, untersehter Mann mit kurzgehaltenem, grauem Vollbart, mit großen, klugen Augen und energischen Zügen empfing mich am Eingang zu seinem Wohnhause und machte mir den Führer durch seine Anstalt.

Ich finde den Wunsch eines jeden Inhabers einer derartigen Anstalt, dem Fremdling alles zeigen zu wollen, begreiflich. Mir war aber die Erfüllung dieses Wunsches bei meinem damaligen Nervenzustand eine wahre Pein. Jeder Schritt, den ich machen mußte, tat mir weh, und zitternd von innerer Schwäche ging ich von Saal zu Saal, von Stockwerk zu Stockwerk.

In einem der herrlichen Schulsäle mit dem großartigen Blick in die gewaltige Ebene zwischen Donau und Lech traf ich einen Bekannten. Es ist der Präsekt des Knabeninstituts, Dürrmüller, ein biederer, bescheidener und sehr unterrichteter Schweizermann, der mich schon vor Jahren einmal in Freiburg besucht hat.

Er ist schon seit Dezennien im Cassianeum tätig und war lange Jahre Redakteur der „Monika“ und des „Schutzengels“.

Auch den Redakteur des „Raphael“ lernte ich kennen, Schmidinger, einen Borsarlberger, der mir, seinem feinen Diplomatenkopf nach zu urteilen, der geistvollste Mitarbeiter Auer's zu sein scheint.

Auer und seine Redakteure sind Selfmad-Männer, die sich ohne hohe Schulen lediglich auf Grund ihres gesunden Menschenverstandes zu tüchtigen Leuten heraufgearbeitet haben. Sie sind deshalb frei von den Sprüngen und den Dummheiten und Lächerlichkeiten, denen die Gelehrten von der hohen Zunft nicht selten verfallen. —

Das Los der Redakteure von Zeitungen und Zeitschriften bringt, abgesehen von anderen Schattenseiten ihres Standes, den Leuten wenig Ruhm, weil sie für die Vergessenheit arbeiten.

Es mag einer einen noch so geistreichen Zeitartikel, eine mit Mühe und Nachtarbeit geschaffene, vortreffliche Erzählung geschrieben und veröffentlicht haben, sobald das Blatt oder die Zeitschrift gelesen ist, fällt alles der Vergessenheit anheim. Das Andenken an den Verfasser und seine geistreiche, mühsame Arbeit hält kaum so lange an, als das schnell vergehende Papier, dem er sie anvertrauen mußte. —

Am besten gefiel mir die Kirche des Cassianeums, die ehemalige Klosterkirche, ein feiner Bau aus der besten Zeit des Barockstils, den Auer eben erst restaurieren ließ.

In ihr befindet sich das Grab der Herzogin Maria von Brabant, der Gemahlin Herzog Ludwigs II. von Bayern, der sie 1256 wegen vorgeblicher Untreue auf der Burg Mangoldstein, wo sie sich aufhielt, unschuldig enthaupten und im Kloster Heilig-Kreuz begraben ließ.

Als er ihre Unschuld erkannt hatte, stiftete er zur Sühne des Mords das Zisterzienserkloster Fürstfeld.

Große Herren sind bekanntlich im Punkte der ehlichen Treue gegen sich selbst allzeit sehr nachsichtig, ihren Frauen gegenüber aber sehr unversöhnlich und unerbittlich gewesen.

Wenn alle Herzoge und Fürsten, die in dem Punkte sich schon verschuldet haben, enthauptet worden wären, so würden die meisten Fürstengeschlechter längst ausgestorben sein, was sicher kein Unglück für die Völker wäre. Diese hätten dann lernen müssen, sich selbst zu regieren, und der Byzantinismus, der Servilismus und das Kullitum, diese Schandflecke der Menschentwürde, wären auch nicht mehr. —

Beneidet habe ich beim Scheiden aus dem muster-gültigen und großartigen Betrieb des Cassianeums seinen Gründer und Direktor ebensowenig, als seine Paladine und Redakteure. —

Ich fuhr durch die schöne Stadt wieder hinab an die Donau und über die Brücke auf das rechte Ufer des Flusses.

Ich hatte von dieser Seite aus einen guten Blick auf den am linken Ufer unterhalb der Stadt sich erhebenden Schellenberg, der am 2. Juli 1704 eine der blutigsten Schlachten des spanischen Erbfolgekriegs gesehen hat.

Die Bayern und Franzosen wurden nach furchtbar blutigem Kampfe von den Engländern unter Marlborough und den Kaiserlichen unter dem alten Ludwig von Baden völlig geschlagen und versprengt.

Viele Tausende ließen auch hier, wenige Wochen vor der Schlacht von Höchstädt, ihr Leben für einen Privatstreit zweier fürstlicher Häuser.

Das Viehvolk der Engländer stürmte dreimal vergeblich unter dem Schlachtruf: „Lang lebe die Königin!“ die bayerischen Schanzen und ließ unter diesem Ausruf zu Tausenden das Leben.

Während dessen saß die Königin Anna, eine Null, aber Mutter von sieben Kindern, ruhig in ihrem Palast zu London und freute sich ihres Lebens.

Der Kommandeur der Engländer, der berühmte Marlborough, ein Hofkuli ersten Ranges, hatte jedenfalls diesen schönen Schlachtruf erfunden und gegeben. Der brave, loyale Mann hatte aber in diesem Kriege so viel Unterschleife gemacht, daß er vor Beendigung desselben kassiert werden mußte. —

Meine Fahrt ging über eine ziemlich rauhe Ebene, aber aus dem Meere wallender und wogender Frucht-

felder blühten zahllose Katschrosen auf und belebten das Bild.

Am jenseitigen Ufer liegen an waldigen Höhen malerische Dörfer und Schlösser. Ich mußte aber diesseits meinen Weg fortsetzen, weil mein Nachtquartier in der alten Stadt Rain bestellt war und die gute Landstraße von Donauwörth an sich am rechten Ufer hinzieht.

Rain liegt kaum drei Stunden von Donauwörth entfernt auf einer Terrasse, die der Lech angeschwemmt hat und Lechrain heißt.

Es ist von der Donau viel weiter entfernt als vom Lech, den ich kurz vor Rain überschreite und welcher unfern seiner Mündung ein stattlicher Fluß ist, der mit seinen grauen Wassern imponierend dahersieht.

Anmutig wirkten heute in der Vorstadt die einfachen Häuser durch die in den kleinen Gärtchen vor ihnen blühenden Rosen.

Sobald man aber durch ein altes Thor ins Innere der Stadt gelangt, sieht man, daß Rain die Niobe ist unter den einst blühenden Städten an der Donau herunter. Den Rang in Vereinsamung, Verwitterung und Verrostung macht ihm höchstens Leipheim streitig, das aber nie so bedeutend war wie Rain und viel malerischer gelegen ist.

Rain jedoch, schon im 13. Jahrhundert eine Stadt, hatte einst einen blühenden Handel. Die Waren des Morgen- und Abendlandes stapelten hier von den Wasserwegen und Landstraßen her.

Die Verlegung der Handelswege durch die Entdeckung des Seewegs nach Ostindien und Amerika brachten auch der Blüte des kleinen Rain den Untergang, wie der Venedigs und Ulms.

Ferner war das Städtchen seit Anfang des 15. Jahrhunderts eine Festung und erlitt viele Belagerungen, namentlich im dreißigjährigen Kriege, der ihm vollends sein Todesurteil sprach.

Bei Rain holte Tilly, der die Armee des bayerischen Kurfürsten am rechten Ufer von Rain bis Augsburg aufgestellt hatte, nach dreitägigem Geschützkampf mit Gustav Adolf, der am linken Ufer stand, seine Todeswunde. Diese entschied am 15. April 1632 die Schlacht zu Gunsten der Schweden.

Nur noch die hohen, alten Häuser, namentlich das stattliche Rathaus, erinnern einen bei der Fahrt durch die Hauptstraße an eine Stadt; alles andere, auch die Menschen, machen den Eindruck eines Dorfes. —

Durch eine kurze Seitenstraße gelange ich zur Kirche und zum schlichten Pfarrhaus. Hier empfängt mich die lebhafteste, schneidige Köchin mit ungeheuchelter Freude wie einen alten Bekannten.

Gleich darauf eilt auch der alte Pfarrer aus einer Gasse daher; er ist in meinem Alter, sieht aber aus, wie einer, der schon vieles Ungemach erlebt und erfahren und mehr schlechte als gute Tage gehabt hat.

Und in der That erzählte er mir noch am Abend, er habe 45 Stellen innegehabt, ehe er vor wenig Jahren die keineswegs einträgliche Pfarrei in Rain erhalten habe.

Pfarrer Grafer scheint mir ein origineller Mann zu sein, und derartige Leute haben zu keiner Zeit prosperiert, weil sie sich nicht wie der große Haufen in die Schablone pressen lassen. —

An die Türe des kleinen Zimmers, in dem ich wohnen sollte, hatte die wackere Köchin einen Kranz von Rosen und anderen Blumen mit einem „Herzlich willkommen“ als Inschrift aufgehängt.

Und als ich darüber staunte, meinte sie, sie habe einmal vor Jahren ein Buch von mir gelesen und mich seitdem in ihr Herz geschlossen. Daß der letztere Akt mich noch mehr freute, als die Rosen an der Zimmertüre, wird jede Leserin begreifen. —

Ich ging mit dem Pfarrer noch in die Kirche. Es ist Vorabend vor dem Fronleichnamsfest und eine Andacht, die von Frauen spärlich besucht ist; einzelne von ihnen tragen das kleidsame Kopftuch, wie man es bis nach Oberösterreich hinunter auf dem Lande sehen kann.

Die Kirche, ein schöner gotischer Bau aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, zeigt in ihrer ganzen Anlage, daß sie aus der guten Zeit der Stadt Rain stammt, so wie ihr dermaliger Zustand an die armen Zeiten des Städtchens erinnert.

Neben der Kirche machte mich nachher der Pfarrer noch auf ein altes, finsterees Häuschen aufmerksam als das Geburtshaus der Gebrüder Franz, Ignaz und Vinzenz Bachner, dieses Dreigestirns am heiteren Himmel der Tonkunst.

Ihr Vater war ein blutarmer Uhrenmacher und zugleich Chordirigent in Rain gewesen. —

Daß Rain früher eine bedeutendere und wohlhabendere Stadt mit höheren Schulen und Stiftungen für Studenten gewesen ist, beweisen die hervorragenden Männer, welche aus ihm hervorgegangen sind:

So der Leibarzt Kaiser Maximilians I., Georg Lannstetter, Professor der Arznei- und Sternkunde in Wien; der Humanist Lagus, Abt von Ursberg; der Kapuziner und Freund des Philosophen Leibniz, P. Dionys, der Rainer, der 1549 als Hofprediger in Paris starb, und manche andere Gelehrte und kirchliche Würdenträger. —

In dem heute so stillen Rain ließ sich 1539 wegen Pestausbruchs auch die Universität Ingolstadt zeitweilig nieder. Sie hat vielleicht den Wissensdurst in Rain angefaßt. —

Am Abend saß ich noch lange bei dem philosophischen Pfarrer-Odyseus, der so viele Orte gesehen im bayerischen Schwaben und so mancher Menschen Sinn erforscht hat.

Was mich an ihm wunderte, ist seine Hoffnung, eines Tages noch einen besseren Posten zu bekommen, und hat er sein Herz schon auf eine bestimmte Pfarrei gerichtet.

Mir könnte man, selbst wenn ich gesund wäre, die Auswahl lassen zwischen allen kirchlichen Würden und Ämtern der Welt; es könnte mich keine und keines bestimmen, in meinen alten Tagen nochmals zu wandern, oder gar etwas anderes irgendwo anders zu werden und zu sein, als was ich jetzt bin. —

Am 22. Juni.

Die Kainer sind brave Leute. Sie haben diesen Morgen den Festtag so weit vom Pfarrhause weg angeschossen, daß mich ihre Böller gar nicht störten.

Ich ließ, ehe ich selbst in die Kirche ging, die Prozession an mir vorüber ziehen. Sie war durchaus ländlich einfach, und sah ich dabei, außer den Frauen und Mädchen, noch viele Bauern in der Volkstracht mit langen Röcken und Rohrstiefeln.

Im Pfarrhaus erschien gleich darauf die „Seelnonne“. So nennt man hierzuland gar schön die Frau, welche die Toten ankleidet, bei ihnen wacht und dem Pfarrer „die Leiche ansagt“. —

Als ich aus der Kirche kam, zog die Prozession wieder ein, während ich mich zur Weiterfahrt anschickte. Die Köchin half mir packen, wobei ich sie darauf aufmerksam machte, daß ich gerne etwas von meinen Sachen liegen lasse.

Da erzählte sie mir, daß vor wenig Jahren der Bischof von Augsburg die goldenen Knöpfe zu seinen Manschetten habe liegen lassen.

Das war mir völlig neu, daß die Bischöfe Manschetten tragen. Ich lachte bisher jeden meiner jungen Kapläne aus, wenn er solche Gigerl-Dinger trug, und nun hörte ich gar, daß ein Bischof, der früher Ordensmann und als solcher einmal mein Freund war, solche getragen.

Wenn ich ein Ordensmann wäre und es in der Schwäche so weit gebracht hätte, ein mir angebotenes Bistum zu übernehmen, so würde ich meinen Ordenshabit unter allen Umständen am Leibe behalten und das Bischofskreuz auf meine Kutte legen. Das sähe auf einer Franziskaner- oder Kapuzinerkutte und überhaupt auf jedem Ordenskleid nicht bloß demütig, sondern auch malerisch aus.

Wenn ich aber dem Papst einen Rat geben dürfte, so wäre es d e r, in Europa und bei den Kulturmenschen nie einen Ordensmann als Bischof zuzulassen, der nicht vorher längere Zeit in der Seelsorge gewesen ist, höch-

stens einen Jesuiten, welcher Orden bekanntlich Leute hat, die auf allen Sätteln reiten können.

Trotzdem sind die Jesuiten, und das lobe ich an ihnen, am wenigsten von allen Ordensleuten mitrahungrig.

Zu einem Bischof unserer Tage taugt kein Kloster- und Ordensmann, aber auch kein in der Seelsorge unerfahrener Professor, weil beide weder die Welt noch die Menschen, am wenigsten aber die Seelsorge im Volke kennen.

Zu einem Oberhirten paßt, wie ich schon öfters geäußert, nur einer, der vorher längere Zeit Hirte gewesen ist, d. i. ein Pfarrer.

Und wenn ich es machen könnte, müßten alle katholischen Pfarrer im gebildeten deutschen Reich zusammenstehen und, da man das Weihwassernehmen und das Bittschriftenmachen niemand verwehren kann, in Rom dahin vorstellig werden: erstens, daß keiner Bischof wird, der nicht Pfarrer war, und zweitens, daß jeder Bischof jeweils nur aus dem Seelsorge-Klerus der Diözese, welcher er vorstehen soll, genommen werden darf.

Es gibt in Deutschland keine Diözese, die so schlecht wäre, daß sie nicht einen Pfarrer hätte, der zum Bischof taugte.

Namentlich sollte der bayerische Klerus darauf bestehen, daß im Schwabenland nur ein Schwabe und im Frankenland nur ein Franke, in der Oberpfalz nur

ein Oberpfälzer und in der Rheinpfalz nur ein Rheinpfälzer den Bischofsstab führe.

Heute werden die Bischofsstige in Bayern vergeben auf allerlei Empfehlungen hin, selbst auf die von Prinzessinnen. Da wird heute ein Prinzenenerzieher Bischof, morgen ein höfischer Beichtvater, und übermorgen weiß der Kultusminister nichts Eiligeres und Gescheiteres zu tun, als daß er einen Professor, seinen besten Studienfreund, zum Erzbischof macht, und, was mich noch mehr wundert, der Studienfreund nimmt den Posten an, statt dem Minister-Freund zu sagen: „Ich danke Dir, aber wir zwei wollen uns nicht vor jedem ruhig und rechtlich denkenden Menschen blamieren.“

Aber so wird's gemacht, und der gute, niedere Klerus, den der jetzige Papst mit Recht die Säule der christlichen Religion genannt hat, kann dazu das Maul halten, Kraxfüße machen und die Hand küssen, während er jahraus jahrein die Hauptarbeit in alleweg besorgen und alle Bürde tragen muß. Wer aber die Bürde hat, soll auch die Würde haben; das ist nicht mehr als recht und billig.

Ja, heißt es, heutzutage muß ein Bischof ein hochgelehrter Mann sein. Nein, und abermals nein, ein Bischof muß ein praktischer Mann sein mit einem gefunden, von Gelehrtendüffel nicht verkehrten und verdrehten Menschenverstand!

Ich meine immer, es kommt die Zeit, wo die Priester und Verkündiger der christlichen Religion den Menschen nachlaufen und, wie die Heilsarmee, sie aufsuchen müssen auf den Straßen, auf den öffentlichen Plätzen und in den Wirtshäusern. Da nützt dann alle Gelehrsamkeit nichts mehr; da heißt es praktisch sein und schauen, wie man zum Ziele kommt.

Die Zukunft wird überhaupt diejenigen, die „auf den Thronen sitzen“, sei es auf geistlichen oder weltlichen, manches blaue Wunder sehen lassen und sie vor manches schwer zu lösende Rätsel stellen. —

Ich habe auf meiner Fahrt durch Bayern diese meine Ansichten oft geäußert und nirgends Widerspruch gefunden. Ich habe aber auch in diesem Lande, wenn nicht gerade viele Pfarrer kennen gelernt, so doch unter ihnen Leute genug, welche einen Bischofsitz würdig auszufüllen imstande wären. —

Vor Rain draußen nahm ich einen Bauer und ein Bauernmädchen in den Wagen auf, biedere Menschen, die auch noch herrlich in Volkstracht gekleidet waren.

Der Bauer Xaver Bleimeir trug noch Kniehosen, Rohrstiefel und vorab die silbernen Halbguldenstücke als Knöpfe am Rock.

Und erst die Jungfrau Marie Bach; sie trug ein braunseidenes Kleid mit blauseidener Schürze, am Hals

eine silberne Brosche aus Filigran, am Nieder eine silberne Kette und im Haar silberne Spangen.

Beide waren aus Mittelstetten, einer Filiale von Rain, und bei der Prozession gewesen. Sie sagten mir, daß die Volkstracht in ihrem Dorfe noch allgemein sei.

Leider hatte ich ihnen kaum mein Kompliment gemacht über die schöne Tracht, als Mittelstetten links, abseits der Straße, ins Gesichtsfeld trat und beide mich gleich darauf wieder verließen.

Ihr Dorf entsprach der Tracht; ich sah von weitem prächtige, strohgedeckte Bauernhäuser. —

Ich ziehe über eine fruchtbare, weite Hochebene, die ringsum in der Ferne von waldigen Hügeln begrenzt ist, unter denen heitere Dörfer liegen.

Auf meinem Wege komme ich zu dem auf einer kleinen Anhöhe gelegenen, von großer gotischer Kirche überragten Markt Burgheim, der auch sein Pflastergeld haben will. Die Straße ist noch mit dem Prozessions schmuck versehen, zu dem auch, was mir neu war, eine große Anzahl bayerischer Fahnen gehörten.

Hügel auf und Hügel ab geht's weiter; dazu belästigte mich heute noch ausnahmsweise der Staub.

In dem Dorfe Straß, das über einen Hügel hin liegt, ließ ich dem Kutscher ein Bier geben. Ich ging vor der Wirtschaft hin und her. Da traten einige

Bauern heraus, um den Heimweg nach einem benachbarten Dörfchen anzutreten.

Ich redete sie an und gratulierte ihnen zu ihrer schönen Tracht: Schwarze lederne Kniehosen, an den Röcken und Suppen reichlich halbe Guldenstücke und Zwanziger und die brennenden Pfeifen im Munde.

„Das sind noch Bauern vom alten Schlag — Gott segne sie!“ sprach ich. Und die Leute freuten sich meines Grußes. Und als ich zu einem jungen Burschen, der, offenbar der Sohn eines der Alten, modern gekleidet war, sagte, er sehe den andern gegenüber aus wie ein städtischer Hausknecht im Sonntagshäs — da lachten sie aus vollem Halse.

Auch hier nahm ich wahr, wie die Menschen in Bayern trotz des vielen Bieres geistig und körperlich lebhaft und beweglich sind.

Ich sah auch auf der ganzen Reise keine dicken Bauern. Es gibt meines Erachtens auf dem Schwarzwald mehr fette Bauern als in Bayern, wo ich auf dem Lande meist nur sehnige, magere Gestalten bemerkte.

Die bayerischen Bauern lassen scheint's durch tüchtige Arbeit auf ihren gut bebauten, großen Ländereien das Fettwerden nicht aufkommen.

Die Biergedehnten Bayern muß man in den Städten suchen, bei Leuten, die wenig oder gar nichts arbeiten oder eine sitzende Lebensweise führen.

Merkwürdigerweise und obwohl ich den Maßkrug überall traf in den Pfarrhäusern, sah ich nie einen dicken Pfarrer, wie man sie bei uns nicht selten antrifft.

„Fettwanst hat mageres Hirn,“ sagt Shakespeare; ein Wort, das in Bayern nicht zutrifft, trotzdem Gamsbrinus dort der erste Herrscher ist und Bier dick macht.

Mit Bezug auf das Wort des englischen Großdichters aber möchte ich sagen, daß ich mich nicht zu den Mageren am Leibe zähle und über 200 Pfund wiege, also wohl zu den Mageren am Geiste gehöre; was ich nur zu oft spüre und meine Leser und Leserinnen sicher auch. —

Hügel auf und Hügel ab geht's immer wieder weiter, bis wir in einen kleinen Wald kommen, der mir bei der Hitze und dem bisherigen Staub ein wahres Labfal wurde.

Raum habe ich den schattigen Wald hinter mir, als rechts eine weite, grüne Ebene sich aufstut und links das Donautal, welches seit Donautwörth mir entschwinden war, wieder sichtbar wird.

An den Uferhügeln hin zeigen sich zahlreiche Ortschaften, und aus dem Tal herauf grüßt das mächtige Schloß von Neuburg.

In starkem Gefäll geht's bergab, und bald bin ich in dem hübschen ehemaligen Residenzstädtchen Neuburg an der Donau.

Hier machte ich Mittag. Ich bin gewohnt, zu dieser Essenszeit Wein zu trinken. Aber da kommt man in Bayern allermeist schlecht an, namentlich ein alter Weinbauer wie ich, der, nachdem er längst seine eigenen Reben am Bodensee verkauft hat, stets nur selbst gepflegte, an der Quelle gekaufte Weine trinkt.

Auf dieser Fahrt mußte ich meist Weine der zweifelhaftesten Qualität trinken, und manche spotteten für eine Weinzunge jeder Geschmacksbeschreibung.

Ehe ich weiterfuhr, sah ich mir die Stadt noch etwas an. Sie ist mit ihren 8000 Einwohnern die größte der bis jetzt durchfahrenen bayerischen Donaustädte, die sauberste und eleganteste, aber auch die langweiligste.

Niemand als das heiße Sonnenlicht stund in den trefflich gepflasterten Straßen, über den regelmäßig gebauten, aber einförmigen, steinernen Häusern und über den im Jesuitenstil errichteten Kirchen, und Langweile gähnte auf den öffentlichen Plätzen.

Malerisch grüßt einzig das auf einem Hügel an der Donau gelegene, gewaltige Schloß der Pfalzgrafen und Kurfürsten von Neuburg.

Zu Anfang des 16. Jahrhunderts war für die Enkel des Herzogs Georg des Reichen von Landshut, die zwei Pfalzgräflein Otto und Philipp, ein eigenes Fürstentum Neuburg aus dem Erbe ihres Großvaters herausgeschnitten worden.

Es bestand von 1505 bis 1799. Die Herrschaften residierten aber selten beständig im Schlosse zu Neuburg, sondern meist nur vorübergehend, namentlich nachdem sie Kurfürsten von der Pfalz geworden waren. Von der Zeit an lebten sie sehr flott in Heidelberg, Düsseldorf und Mannheim und verachteten das kleine Neuburg. Ihre Wittwen aber beschloffen hier öfters ihre Tage.

Der letzte dieser Kurfürsten war der einst in Mannheim und Schwetzingen residierende Karl Theodor, der so gerne der „Edle“ genannt wird, aber in seiner Pfalz durch seine üppige, frivole Verschwendung, seine schamlose Geldmacherei und seine schändliche Beamten- und Maitressenwirtschaft solche Jammerzustände schuf, daß schließlich jeder neunzehnte Mensch ein Bettler war.

Man lobt diesen edlen Fürsten, weil er für Kunst und Wissenschaft viel getan habe. Aber alle diese Dinge haben keinen Wert, sondern werden ein Fluch, wenn sie mit dem Blutgeld eines von Lasten erdrückten Volkes gefördert werden.

Wenn man in Neuburg oben die brutale Zwingburg und unten die zahme, regelmäßig zugestuzte Stadt sieht, so meint man, der Geist des Absolutismus, der auf der Burg einst herrschte, lasse jetzt noch unten keinen heiteren Sinn und kein Leben aufkommen und habe sich als Gespenst der Langweile über das heutige Neuburg gelagert.

Ich war ordentlich froh, als mein Kutscher eingespannt hatte. Ich meinte, der eben genannte Absolutismus treibe den alten Demokraten mit Macht aus dem kleinen Fürstenthum. —

Über eine schöne, steinerne Brücke rücke ich auf das linke Donauufer und komme bald, vom Fluß abseits, in eine riesige, wellige Ebene, die aber, weil mit Weilern und Dörfern und Kirchen und Kapellen besät und von kleinen Wäldern unterbrochen, einen anlächt im warmen Lichte eines Sommerabends.

Dazu fährt ein erquickender Ostwind über's Land und macht das Reisen viel angenehmer als am Morgen.

Welle auf und Welle ab zieht der Weg über diese reizvolle Ebene hin. Gar schön liegt in einer Falte das Dörflein Irgertsheim mit seinen strohgedeckten Hütten, während sein Kirchlein auf einem Erdkamme ruht.

Aber es ist alles wie ausgestorben; die Frauen und Kinder sind wohl in der Kirche zu Ehren des Festes und die Männer im Bierhaus.

In weitem Bogen führt die Straße nach Ingolstadt, das mit seinen vielen Thürmen gleich unterhalb Irgertsheim zeitweilig majestätisch sichtbar wird.

Bei einem einsamen Wirtshaus „zur Gabel“ trinkt der Josef seine erste Nachmittagsmaß, und da sah ich in der Person des Wirts den einzigen recht dicken Bayern der ganzen Reise. Als mein Kutscher noch eine zweite

Maß vertilgte, da lobte ihn der Dicke und meinte: „Bier ist das gesündeste, was es auf der Welt gibt.“

Der Mann scheint zu glauben, was er sagt, denn sein Umfang ließ erkennen, daß er dem Gesündesten fleißig zuspricht.

Aber der Josef glaubt's auch, seitdem er in Bayern ist. —

Es sind schwach fünf Stunden von Neuburg nach Ingolstadt, aber das letztere ist, wie eben angedeutet, lange sichtbar, ehe man es erreicht, was namentlich dem Fußwanderer langweilig wird. Mir aber kam der Weg sehr kurz vor. Die Fahrt über die belebte, wellige Ebene, auf der wegen des Feiertags weithin kein Mensch sichtbar war, wirkte ungemein anziehend und wohlthuend auf mich. Man ruht dabei gar gut aus, und ein stiller Friede zieht durch die Seele.

Nur mit Mühe fand ich aber, wir hatten offenbar den rechten Weg verfehlt, den Eingang in die innere Festungsstadt und zum Pfarrhaus von St. Moriz.

Doch die Mühe wurde belohnt; ich fand schließlich ein wunderbar still gelegenes Pfarrpalais und ein fürstliches Quartier.

Am 23. Juni.

Das Pfarrhaus von St. Moriz liegt so versteckt hinter dem Rathaus und der Kirche, daß eine ländliche Pfarrwohnung kaum stiller sein kann.

Der Stadtpfarrer Werthmüller, der Typus eines soliden, seines Wissens sicheren Mannes, will trotzdem dieses schöne, stille Haus verlassen und als Domherr nach München ziehen.

Ich würde an seiner Stelle den lauschigen Winkel in Ingolstadt nicht aufgeben, selbst nicht, wenn ich Erzbischof von München werden könnte. Doch opfert er sich vielleicht für die Ehre seiner Diözese Eichstätt, während es für die Münchner Diözese keine Ehre ist, trotz ihres großen Gebietes einen Domherrn von auswärts beziehen zu müssen. —

In der frühgotischen, ältesten, dem hl. Moritz gewidmeten Kirche sah ich diesen Morgen zwei Sakristane mit Husarenschnurrbärten. Ich gehöre leider nicht zu den kirchlich korrekten Leuten, sondern zu jenen, denen die Ausnahmen lieber sind als die Geze und die Regeln, aber den Schnurrbärten würde ich bei Kirchendienern den Krieg erklären. Ihre Existenz an St. Moritz spricht aber sehr für die Toleranz des zukünftigen Domkapitulars, und das ist auch ein gutes Zeichen.

In St. Moritz befindet sich auch das Grab des Feldmarschalls Franz von Mercy, eines Lothringers, der im dreißigjährigen Kriege 1644 bei Freiburg gegen Turenne und Condé in einer großen Schlacht tapfer sich wehrte und 1645 bei Allersheim fiel.

Im 15. Jahrhundert war auch ein frommer Pfarrer

namens Ulmer an St. Moritz, durch dessen Fürbitte die Ingolstadter bis heute den Vorzug genießen sollen, daß bei ihnen nie mehr als ein Haus abbrennt. —

Gestern abend schon hatte mir der Spitalbenefiziat Schlecht, ein frischer Bayer, zugesagt, mich auf einer Fahrt durch die Stadt zu begleiten.

Eine solche Fahrt lohnt sich; denn Ingolstadt darf sich vor jedem Fremden in Ehren sehen lassen, trotzdem es schon seit 1539 Festung ist und Festungsstädte in der Regel nicht zu den lustigsten zählen, namentlich wenn sie in einer Ebene liegen.

Alte Tore, alte Schlösser, alte Kirchen aus der gotischen Bauzeit, elegante Häuser aus der Zeit des Renaissance- und des Barockstiles geben der Stadt ein recht vornehmes Aussehen.

Ingolstadt war wie Ulm in der Frankenzeit eine königlich-kaiserliche Villa, eine Pfalz mit großem Kammergut. Jene gute, alte Zeit kannte für die regierenden Fürsten noch keine Zivilliste. Drum hatten sie auf ihren Reisen eigene Pfalzen, in denen sie logierten, und Kammergüter, von deren Ertrag sie lebten.

Unter Karl, dem Großen, hatte Herzog Tassilo von Bajuvarien das Kammergut Ingolstadt zu Lehen, das unter Ludwig, dem Frommen, an das Kloster Niederaltaich kam und im 13. Jahrhundert an das Haus Wittelsbach.



Der erste Wittelsbacher, der in Ingolstadt seine Residenz aufschlug, war kein geringerer als der nach-

malige Kaiser Ludwig, der Bayer. Er wohnte hier von 1310 bis 1314; zum Kaiser erwählt, nahm er aber seinen Wohnsitz in München.

Ingolstadt mußte sich bis 1342 begnügen, nur noch zeitweilig Residenz der Herzoge von Bayern zu sein. Im genannten Jahre machte es Herzog Stefan, der Kneißel (wegen seiner kurzen, gedrungenen Gestalt), wieder zur Haupt- und Residenzstadt des ihm bei der Teilung mit seinen zwei Brüdern zugefallenen Gebietes.

Stefans und seines Sohnes Ludwig Zeit war jedenfalls die politische Glanzperiode der Donaufstadt; beide entfalteten großen Luxus, dem die Wittelsbacher ihres und der folgenden Jahrhunderte überhaupt gerne huldigten. Große Schulden waren deshalb nicht selten ihr Anteil und ihre Hinterlassenschaft.

Schon 1445 starb die Linie Ingolstadt aus; die Linie Landshut übernahm ihre Landesteile, und Ingolstadt hörte wieder auf, bleibend eine herzogliche Residenz zu sein.

Als Ersatz dafür gründete der zweite Herzog aus der Landshuter Linie in Ingolstadt 1472 eine Universität, die bald die berühmteste in Deutschland wurde und bis zum Jahre 1800 bestand.

Merkwürdigerweise verlor die Stadt im gleichen Jahre die Universität und die Festung, welche letztere jungfräulich, weil nie eingenommen, von den Franzosen

geschleift wurde, aber in den zwanziger und dreißiger Jahren als Reichsfestung ersten Ranges neu erstand.

Die Aufhebung der Universität war ein harter Schlag für die Stadt, der bleibend sich fühlbar machte; die Zeit ihres Ruhmes war dahin. Zeugen jener großen Vergangenheit sind noch die vielen Gebäude, die an die Zeit der Universität und der an ihr, neben weltlichen Professoren, lehrenden Jesuiten erinnern. —

Wir fuhren zunächst in die Unterstadt und zu der Franziskanerkirche, die, ein sehr prunkvoller Barockbau, für die armen Franziskaner viel zu schön wäre, wenn sie dieselbe selbst gebaut hätten.

Es haben dieselbe aber Augustiner-Mönche in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts hergestellt und mußten sie bei ihrer Aufhebung den Franziskanern überlassen.

Auf dem Weg von der Franziskanerkirche zur Frauenkirche ließ ich mir auch das Logenhaus der „Illuminaten“ zeigen, die einst mehr von sich reden machten und mehr Schüler hatten, als die Universität je gehabt.

Ihre ehemalige Loge ist ein lichter Barockbau inmitten einer Häuserreihe der Theresienstraße.

Ihr Stifter war ein geborener Ingolstadter, Adam Weißhaupt, der als Professor der Rechte an der Universität wirkte und als junger Mann im Jahre 1770

den Geheimbund der Illuminaten (der Erleuchteten) ins Leben rief.

Der Hauptgrundsatz sollte sein: „Nicht blinde Geburt soll über andere herrschen, sondern Tugend und Verstand.“ Dieser Satz war auf die Fürsten gemünzt, deren Absolutismus und Maitressenwirtschaft in jenem Jahrhundert Grund genug gab zu dieser Auslassung.

Auf religiösem Gebiet sollte eine Vernunftreligion, oder richtiger Freidenkerei, der christlichen und namentlich der katholischen entgegentreten. Grund dazu gab der Haß gegen die Jesuiten, die seit zwei Jahrhunderten einen allzugroßen Einfluß und oft auch religiösen Druck ausgeübt hatten.

Weißhaupt, ein Jesuitenzögling, gab seinem Orden ganz die Organisation, die der Jesuitenorden auch hatte.

Nebenbei liefen die Träume und Redensarten von Bruderliebe, Humanität und Hilfe für die leidende Menschheit.

Dieser Illuminatismus drang in alle Stände; selbst Fürsten und Bischöfe (Dalberg in Mainz) traten dem Bunde bei, der seine Mitglieder ihre Beichten über die innersten Geheimnisse dem Oberhaupt in Ingolstadt einschicken ließ und von ihnen die vollste Hingabe aller Kräfte und Fähigkeiten an den Orden und den blindesten Gehorsam gegen die Obern forderte.

Einen ganz vernünftigen Satz hatte Weißhaupt in seinen Ordensregeln, den nämlich, man müsse die Menschen lehren, reif zu werden, um der Fürsten entbehren zu können.

Dieser vernünftige Satz brachte schließlich durch Denunziation den Kurfürsten Karl Theodor, der selbst eine gute Beleuchtung für die Notwendigkeit der obigen Regel abgab, gegen den Orden auf.

Weißhaupt wurde 1785 seiner Professur entsetzt und floh zu seinem Bundesbruder, dem Herzog Ernst nach Gotha, wo er erst 1820 starb.

Der Illuminatismus aber spukte noch lange in den Köpfen; denn in jenen Tagen ging durch die Welt eine glühende Sehnsucht nach Freiheit, nach Abwerfung der Fesseln des kirchlichen und weltlichen Absolutismus.

Die amerikanischen Freiheitskriege hatten noch vor der französischen Revolution den Geist der Freiheit geweckt gegenüber den Bedrückungen und dem frivolen Leben geistlicher und weltlicher Fürsten und gegenüber dem engen Gesichtskreis, der in der kirchlichen Orthodorie beider christlichen Konfessionen sich geltend machte.

Diesem Geiste der Zeit trugen damals auch die Schriften unserer Klassiker Rechnung, wie Lessing (Nathan der Weise) und selbst Goethe (Werthers Leiden, Götz) und Schiller (Räuber, Don Carlos) in ihren ersten

Werken. Darum schlugen ihre Geistesprodukte auch so ein und hatten jenen gewaltigen Erfolg.

Man muß deshalb die Illuminaten beurteilen aus der Zeit heraus, in der sie gelebt haben, und dann wird man ihnen gerechter werden. Mancher, der heute über die Illuminaten schimpft, wäre sicher auch dabei gewesen, so er damals gelebt hätte, so sicher als unser-einer. —

Die Frauenkirche liegt auf einer kleinen Anhöhe in der Oberstadt und macht, ein gewaltiger, massiver, spätgotischer Backsteinbau mit zwei unausgebauten Türmen, einen in hohem Grade imponierenden, münsterartigen Eindruck.

Das Innere zeigt uns eine prächtige, dreischiffige Hallenkirche mit hohen, schlanken Säulen und zierlichen Netzgewölben. An den Seitenschiffen hin liegen erhöht vierzehn reizvolle Kapellen.

Das Ganze ist ein harmonisches Gebilde, auf das die Ingolstadter fast so stolz sein dürften wie die Ulmer auf ihr Münster, welches dem Meister der Frauenkirche auch als Vorbild gedient haben soll.

Aber schade, jammerschade ist es, daß dieser Kirche der ihrer herrlichen Architektur entsprechende malerische Schmuck an Wänden, Gewölben und Säulen fehlt. Alles, selbst die Säulen und die Gewölbe, ist weiß getüncht.

Großartig ist auch das Hochaltarwerk, eine Verbindung von Gotik und Renaissance, mit doppelten Flügeln und zahlreichen, kunstvollen, bildlichen Darstellungen.

Dasselbe ist eine Stiftung des Herzogs Albrecht V. aus dem Jahr 1572 und von zwei Münchner Bürgern, dem Maler Hans Müllich und dem Schreiner Hans Wiesreuter, herrlich ausgeführt.

Dieser Albrecht V. hat den Namen des Großmütigen, welchen Namen er zweifellos den von ihm sehr begünstigten Jesuiten verdankt, denen er in kurzer Zeit hintereinander Kollegien zu Ingolstadt, Dillingen und München errichtete und den größten Einfluß gewährte.

Eigentlich verdiente er den Namen des Prächtigen, weil er ungeheuern Aufwand machte für seine Feste, für seine Schlösser und für seine Vergnügungen. Nebenbei war das Land schwer belastet mit Steuern, und die armen Bauern litten die größte Not. Sie durften nicht einmal ihre Ackerfelder mit Zäunen umgeben, um die Hirsche und Rehe des Herzogs abzuhalten, und jeder Bauer, der sich an einem Wilde vergriff, wurde des Landes verwiesen oder gehenkt.

Von derartig großmütigen Fürsten bin ich kein Freund, auch wenn sie noch so prächtige Altäre und noch so viele Jesuitenklöster gegründet haben.

Sympathischer ist mir der eigentliche Stifter der Liebfrauenkirche, Herzog Ludwig mit dem Barte, der
Hans Jakob, Sonnige Tage.

am 25. Mai 1425 den Grundstein legte zu diesem herrlichen Bau und ihm außer den auf 40 000 Gulden gewerteten Kleinodien einen Geldbeitrag von 500 000 Gulden bestimmte und überwies.

Dieser Herzog war zweifellos der originellste und ritterlichste unter den alten Herzogen von Bayern. Er war der Sohn Stefans des Kneißels und jung schon ein wilder Haudegen.

Seine Schwester war an den König Karl VI. von Frankreich verheiratet, und er selbst weilte verschiedene Male jahrelang an dem Hof seines wahnsinnigen Schwagers.

Er wurde, da er sich zu Paris auch in die Staatsgeschäfte einmischte, in die Parteikämpfe jener Zeit verwickelt und hätte dabei fast das Leben eingebüßt.

Er heiratete in Paris auch eine französische Prinzessin, welche ihm seinen ungeratenen Sohn, Ludwig, den Buckligen, gebar und den er als kleines Kind in einem Korb mitnahm, als er Frankreich, schwer beladen mit Schätzen, verließ, um nach dem Tode seines Vaters 1413 von seiner Residenz Ingolstadt Besitz zu nehmen.

Er hielt hier glänzenden und geräuschvollen Hof. Mehr als 500 Leute von Adel umgaben ihn. Mild gegen Arme und leutselig gegen Niedere, war er stolz gegen seinesgleichen und deshalb bald in eine Menge von Fehden verwickelt mit seinen Vettern und Nachbarn.

Als er 1417 dem Konzil in Konstanz beiwohnte, wurde er wegen Landfriedensbruchs beim Kaiser verklagt und von seinem Vetter Heinrich, Herzog von Lands- hut, dem er öffentliche Vorwürfe gemacht hatte über eine nichtbezahlte Schuld, nächtlicherweile überfallen und schwer verwundet.

Hefrige Fehden mit diesem und mit dem Kurfürsten von Brandenburg, Friedrich von Zollern, der beim Kaiser für den Herzog von Lands- hut eintrat, waren die Folgen.

Den Schaden hatten, wie überall, wo die großen Herren streiten, die Bürger und die Bauern und damals noch die Klöster.

Ludwig und seine Feinde zerstörten sich gegenseitig die Städte, die Dörfer und die Klöster, bis Kaiser Sigis- mund 1422 einen Landfrieden zustande brachte.

Der Herzog von Ingolstadt hatte bei den Kämpfen am meisten eingebüßt und war von Freund und Feind verlassen. In dieser Zeit führte er, ein großer Freund der Religion und bei all seinem kriegerischen Wesen ein frommer Fürst, seine größte Tat aus, die Gründung der Liebfrauenkirche in Ingolstadt, die er zugleich als Grabkirche für sich und sein Geschlecht bestimmte.

Während des Baues, der bis 1439 rüstig voran- ging, errichtete der tapfere Herzog noch ein Haus für fünfzehn arme Pfründner, welche bestimmt sein

sollten, täglich an seinem Grabe zu beten. Sie durften sich zu Ehren St. Johann des Täufer's, „den man nennt den rauhen St. Johannsen“, den Bart nicht abnehmen lassen.

Ludwig's dritter Nachfolger hob diese Stiftung auf, weil ihr Zweck unerfüllbar wurde, da es dem ritterlichen Herzog versagt blieb, hier sein Grab zu finden.

Neben dem Bau der Frauenkirche verschönte Ludwig seine Residenzstadt und bewehrte ihre Ringmauern mit 100 Thürmen.

Krieg und Fehde aber blieb seine Hauptbeschäftigung, und wenn dies Geschäft nicht lief oder er dabei den kürzeren zog, so saß er düster und brütend auf seinen Schlössern zu Neuburg und Ingolstadt. Hatte er genug gebrütet, so fiel er wieder über seine Nachbarn her.

Seiner Feinde wurden immer mehr. Zu ihnen trat schließlich auch sein eigener Sohn, Ludwig, der Höder, den er zugunsten eines natürlichen, tüchtigen Sohnes zurückgesetzt hatte.

Als 1433 der Kaiser Sigismund aus Italien zurückkehrte, mußte sowohl er als die Kirchenversammlung zu Basel die schwersten Klagen gegen Ludwig im Bart entgegennehmen von den Herzogen von Bayern, von Reichsstädten, Bischöfen, Grafen, Äbten und Rittern, Klagen wegen gewalttätiger Befehdung und unbarmherziger Verwüstung.

Da der Herzog einer Vorladung, auf dem Konzil zu erscheinen, nicht statt gab, wurde er sowohl in den Kirchenbann, als auch in die Reichsacht getan und allen seinen Untertanen verboten, ihm noch Renten und Gülten auszubezahlen.

Ludwig gab nicht nach, dagegen erreichte sein Sohn Ludwig, der Höcker, durch einen Fußfall vor dem Kaiser zu Regensburg die Begnadigung, die aber ziemlich schwer bezahlt werden mußte.

Im Jahre 1438 schlug der eigene Sohn gegen den Vater los, und mit ihm verbündeten sich der Vetter-Herzog zu München-Landshut und Albrecht von Brandenburg. Der Sohn zog daraufhin von Stadt zu Stadt, von Schloß zu Schloß und plünderte des eigenen Vaters Besizungen.

1441 öffneten sogar die Ingolstadter Spießbürger dem ungeratenen Sohne freiwillig die Tore, worauf er gewaltfam den in der Frauenkirche hinterlegten Schatz des Vaters beraubte. Mit Recht beklagte sich der Vater über seinen Sohn und schrieb an die Landschaft: „Es hat der ungehorsame Sohn solche Übel an uns begangen, als seit Christi Geburt nicht erhört worden, daß solches ein Sohn an seinem Vater je getan habe.“

Die Landschaft, d. i. das Volk war auf Seite des Vaters, aber der größere Teil des Adels und der Geistlichkeit auf der des Sohnes.

Nach fünfjährigen Unruhen, vergeblichen Verhandlungen und Kriegen blieb dem von der Kirche immer noch gebannten Herzog nichts anderes übrig als das Schloß Neuburg. Hier wurde er von seinem eigenen Sohne, von Albrecht von Brandenburg und Heinrich von Landshut achtzehn Wochen lang belagert, bis er sich ergab.

Stolz ging der alte, 77 jährige Herzog den Schwertern seiner Feinde entgegen. Es wurde ihm alles genommen und seine Räte und Diener gefangen gesetzt.

Von Gefängnis zu Gefängnis geschleppt, starb er nach seinem Sohne 1447 auf dem Schloß in Burghausen.

Kaiser und Könige hatten sich um seine Befreiung bemüht und auch die Stände des Landes. Allein seine Feinde zitterten vor seiner Rache, verlangten Lösegeld und Sicherheiten, die der alte Haudegen unerbittlich verweigerte. Dem Albrecht von Brandenburg, in dessen Gewalt er war, antwortete er, als derselbe Lösegeld verlangte: „Nimm ein Schwert in deine Hand, stoße es mir durch den Leib und sprich: ‚Ich will Geld von euch‘; ebenso oft werde ich sagen, bis mir die Seel’ ausfährt: ‚Nein, denn du hast weder Recht noch Glimpf zu meinem Gut.“

Und ein andermal sprach er: „Nehmt meinen letzten Blutstropfen, aber meiner Feinde Geldhunger vergnüg’ ich mit keinem Pfennig.“

Selbst das Grab versagte man dem greisen Helden in seiner Frauenkirche und beerdigte ihn in dem Zisterzienserkloster Raithenhaslach, wo es später nicht mehr zu finden war. —

Das war Ludwig mit dem Barte, der Erbauer der Frauenkirche, ein Mann, der mein Wohlgefallen hat, weil er Mut und Charakter hatte und sich nicht beugte vor seinen Feinden, auch nicht im Unglück.

Seiner Kirche schenkte er schon 1438 das vornehmste Kleinod, das er einst aus Frankreich mitgebracht, ein goldenes, mit den kostbarsten Edelsteinen verziertes Marienbild, eine Goldschmiede-Arbeit von höchstem Kunstwert.

Ihm zu Ehren erhielt die Kirche den Namen „zur schönen unserer lieben Frauen“.

Der alte Geschichtschreiber Aventin († 1534), der in Ingolstadt lehrte, schätzte das Kunstwerk auf fünfzig Tonnen Goldes.

Alle Kriegstürme verschonten es; selbst den dreißigjährigen Krieg und die französische Revolution überdauerte es. Erst im Jahre 1800 unter dem Kurfürsten und späteren König Maximilian Josef, dem Guten, wurde es geraubt.

Unter diesem Wittelsbacher herrschte bekanntlich eine Luderwirtschaft in Geldsachen und eine Beamtenwillkür ohne Rechts- und Schamgefühl.

Diesem Beamtenregiment, das bald darauf bei der Klostersaufhebung seine ganze Verdorbenheit zeigte, fiel auch die goldene Muttergottesstatue in Ingolstadt zum Opfer.

Sie mußte, angeblich zur Schuldentilgung, ausgeliefert werden trotz der Gegenvorstellung der Bürgerschaft und wurde zwangsweise geholt. Doch ehe dieselbe in die Hände der kurfürstlichen Räuber kam, wurde sie heimlich in Stücke zer schlagen. Aber auch so wanderte sie nach München, das Gold in die Münze, und die Edelsteine: Smaragden, Saphire, Perlen, Rubine, werden auch ihre — Herrinnen gefunden haben.

Der Fluch, den Ludwig bei der Stiftung des Bildes gegen jegliche Entfremdung aussprach, und die Verwünschungen des Volkes, zu dessen Verehrung dasselbe fünfmal jährlich ausgestellt war, sind noch nicht in Erfüllung gegangen. Es ist aber bekanntlich noch nicht aller Tage Abend. —

In der Frauenkirche befindet sich auch ein Grabmal, auf dem ein geflügelter Genius aus Bronze verkündet, daß hier die Eingeweide des am 27. September 1651 in Ingolstadt verstorbenen Kurfürsten Maximilians I. beigelegt wurden.

Maximilian, der auf einem Besuche in Ingolstadt, wo er studiert hatte, starb, war zweifellos der bedeutendste aller Wittelsbacher Fürsten, ein geistvoller,

durchaus selbständiger, arbeitamer, sittenstrenger, gerechter, tiefgläubiger und ernstlich frommer Mann.

Er verdiente, wie selten ein Fürst, den Namen des Großen, und der große Kurfürst von Brandenburg, der nach ihm lebte, war kaum ein so bedeutender Mann wie Maximilian.

Leider fiel seine Regierungszeit in den dreißigjährigen Krieg, und er hinterließ trotz aller seiner hervorragenden Eigenschaften sein Land verwüstet und verarmt.

Sein Herz kam, seinem Wunsche gemäß, nach Altötting. Er hatte seine Regierung damit begonnen, daß er mit seiner Gemahlin zu Fuß zur hl. Jungfrau nach Altötting wallfahrtete und gelobte, der Muttergottes mit Gut und Blut zu dienen bis zum Tode; was er getreulich hielt.

Tagtäglich betete er auf den Knien und führte stets ein Kästchen mit sich, das man nach seinem Tode erst öffnete und worin man Bußwerkzeuge, eine Geißel, härtere Seile und eine eiserne Kette, vorfand. —

Noch vor einem andern kleinen Grabmal stand ich in der Frauenkirche, das einem großen Manne gilt. Es ist eine in die Wand einer Kapelle eingelassene Metalltafel mit dem Brustbild des Toten, des berühmten Theologen und Gegners von Luther, Johannes Eck, eines bayerischen Schwaben.

Das Porträt zeigt einen derben, energischen Kopf mit Bart, Talar und Barett. Die Hände umfassen einen Meßkelch. Die Inschrift lautet lateinisch kurz:

Wanderer, bete,
Hier liegt der Eck.
Ziehe von dannen, Sterblicher!

Der Schwabe Johann Maier von Eck bei Günzburg war ein Mann erster Güte. Er dozierte schon mit sechzehn Jahren in Freiburg Philosophie und hörte nebenbei die juristischen Vorlesungen des berühmten Humanisten Zasius. 1510 bekam er einen Ruf als Professor der Theologie nach Ingolstadt und wirkte hier als solcher 32 Jahre und nebenbei 26 Jahre als Pfarrer, erst an St. Moritz und dann an der Frauenkirche.

In weiten Kreisen bekannt wurde er durch sein Auftreten gegen Luther, mit dem er, so wie mit Karlstadt und Melanchthon, 1519 allein zwanzig Tage lang in Leipzig disputierte.

Der Sieg war zweifellos auf seiner Seite, denn das treue Festhalten des Herzogs Georg von Sachsen an der alten Kirche war lediglich eine Folge dieser Disputation, die außerdem viele Schwankende befestigte.

Vom Papst nach Rom gerufen, brachte er von da die Verwerfungsbulle mit gegen 41 Sätze der bekannten 95 Thesen Luthers.

Allein es war zu spät; die Mißstände waren zu groß gewesen, und viele Laien, Weltgeistliche und Mönche hatten sich indes Luther angeschlossen.

Er, der kein Fanatiker war und die Notwendigkeit einer Reformation gar wohl einsah, bemühte sich trotzdem um die katholische Lehre und Sache in allen deutschen Landen. Ja, er reiste sogar nach England, nach den Niederlanden und nach Dänemark. Keiner Arbeit ging er aus dem Wege, und zu jeder Disputation war er bereit.

Schmähungen, Lästerungen und Verleumdungen waren sein Anteil, während er jede Auszeichnung und Beförderung ausschlug und nichts anderes, als der von ihm erkannten Wahrheit dienen wollte. Drum war er nicht einmal Monsignore.

So scharf er gegen die Reformation vorging, ebenso rücksichtslos zog er gegen die Mißstände in der alten Kirche zu Felde.

An deutscher Offenheit und an jovialer Verbtheit stunden Luther und Er auf gleicher Stufe.

Als Pfarrer an der Frauenkirche hatte er nach eigenen Aufzeichnungen 209 Gulden Einnahmen und 241 Gulden Ausgaben. Dabei klagt er, daß die Löhne der Köchinnen so gestiegen seien. Sein Vorgänger habe der Köchin vier Gulden, zwölf Kreuzer und sechs Heller Jahreslohn gegeben und in den Fasten alle Tage einen

Seller Biergeld; er aber habe sieben Gulden und zum Markt und zum neuen Jahr je zwei Gulden zu geben. —

Alles in allem, der Eckius war ein ganzer Mann und verdiente, nachdem die Koryphäen des Protestantismus ihre Denkmale haben, von den deutschen Katholiken eines auf dem Platz vor der Frauenkirche zu Ingolstadt. —

Ich folgte der Mahnung auf der Eck'schen Gedenktafel, daß der Sterbliche, nachdem er des Toten gedacht, sich davon mache — und verließ das schöne, aber vernachlässigte Gotteshaus.

Draußen schaute ich nochmals an dem schwarzgrauen, imposanten Dom hinauf und wünschte auch dessen Stifter vor dem Hauptportal ein Reiterstandbild, zu dem die heutigen Wittelsbacher wohl das Geld zusammenbringen könnten. —

Gleich neben der Frauenkirche ist das große, ehemalige, baulich unbedeutende Kollegium der Jesuiten, die hier ein besonderes Pädagogium hatten für Schüler aus bessern Ständen.

Daneben ist das einfache Haus, in welchem am 30. April 1632 der Feldmarschall Tilly starb. Sein Leichnam blieb in der Gruft des Jesuitenkollegiums, bis der lange Krieg vorüber war, und kam erst 1652 nach Altötting.

Noch führte mich, ebenfalls in der Nähe, mein Begleiter in die feine Kokoskapelle, die 1736 als Bet-

saal der akademischen, marianischen Kongregation erbaut und nach Aufhebung der Universität der alten Bruderschaft „Maria zum Sieg“ überlassen worden war. Sie hat herrliche Deckengemälde von den damals berühmten Gebrüdern Asam aus München.

Ich sah hier auch ein großes Elfenbeinkruzifix, das sich Tilly in seinen Schlachten vorantragen ließ.

Eine höchst interessante Monstranz befindet sich ebenfalls in diesem kleinen Heiligtum. Sie versinnbildet den Sieg über die Türken bei Lepanto (1571) und zeigt oberhalb der Rundung ein goldenes Schiff mit den siegenden christlichen Soldaten und unterhalb eine silberne, sinkende türkische Fregatte.

Das Ganze ist ein Kabinettstück von Detailarbeit in der Goldschmiedekunst und hat einen Meister Zech in Augsburg zum Schöpfer.

Die Trabanten des guten Königs Max haben auch an diesem Kunstwerk die kostbaren Edelsteine gestohlen! —

Ich hatte nun genug gesehen von Ingolstadt, das mich sehr befriedigte. Wir fuhren zurück zum Pfarrhof, wo ich mich verabschiedete und meinen Koffer aufladen ließ.

Eben wollte ich wieder einsteigen, als der Pfarrer Kellermayer von Osterwaal in der Diözese Regensburg daherkam. Er, einer der getreuesten Leser meines

Hugelbrotes, hatte mich kürzlich in Freiburg besucht und ich dabei versprochen, ihm von meiner Ankunft in Ingolstadt Meldung zu machen; was von Dillingen aus geschehen war.

Ich lud, da ich nicht länger verziehen konnte, noch wollte, den guten Pfarrer ein, eine Strecke mit mir zu fahren.

Kellermayer war gleich damit einverstanden, weil er auch zu den Leuten gehört, die sich nirgends gerne lange aufhalten. Er reist meist mit Blitzzugsgeschwindigkeit und nächtllicherweile. So hatte er, als ich ihn in Freiburg an einem Dienstag sah, erst am Sonntag Nachmittag seine Pfarrei verlassen und war in der kurzen Zeit schon einen halben Tag in Einsiedeln gewesen. Das macht ihm nicht jeder nach, wenn er nicht am Bahnhof der betreffenden Station nur aussteigt und gleich wieder einsteigt und weiterreist.

Der liebenswürdige Pfarrer von Osterwaal ist die Bescheidenheit selber und verbirgt hinter diesem Schilde viel mehr, als er nach außen sehen läßt. —

Im Hereinfahren nach Ingolstadt bemerkte ich wenig oder gar nichts von den Befestigungen der Stadt. Erst im Hinausfahren sah ich, daß sie eine wirkliche, moderne Festung ist.

Heiß und auch nicht ohne Staub empfängt uns die Landstraße. Bis zu dem Dorfe Mailing begleiten

mich der biedere Oftermaaler und der Benefiziat Schlecht, und ich beneidete die beiden nicht um den Rückweg auf dem schattenlosen Weg in der schon glühenden Morgensonne. Aber mir gratulierte ich zum Wiederalleinsein und zog stillvergnügt durch die Auen an der Donau hin weiter.

Ich sage stillvergnügt, denn lautvergnügt bin ich seit vielen Jahren nicht mehr, wenn man mein einsames Pfeifen und Singen nicht dazu rechnen will, und stillvergnügt daheim nicht zehn Stunden in zwölf Monaten. —

Bei dem Dorfe Großmehring komme ich wieder hart an die Donau und sehe ganze Regimenter meiner guten Freundinnen, der Gänse, auf der Weide.

Melancholisch zieht der Fluß zwischen mit Laubholz bewachsenen Ufern dahin, und bald zeigt sich auf dem rechten Ufer gar reizvoll der alte Markt Bohburg mit seinen auf einem Hügel gelegenen, gewaltigen Burgruinen, aus deren Mitte die hochturmige Pfarrkirche aufschaut.

Kurz vor Mittag passiere ich auf einer hölzernen Brücke die Donau und gelange gleich am jenseitigen Ufer durch ein verwittertes, malerisches Thor in den alten, vereinsamten, totenstillen Markttort Bohburg.

Die besseren Tage dieses Städtle-Dorfes sind längst, längst vorüber.

Einst, bis zum Anfang des 13. Jahrhunderts, saß hier eines der mächtigsten deutschen Grafengeschlechter, die Grafen von Böhburg, später Markgrafen im Nordgau, deren Besitzungen sich bis nach Böhmen hinein erstreckten.

Kein geringerer als Kaiser Friedrich, der Rotbart, holte, als er noch Herzog von Schwaben war, die Böhburgerin Adelheid heim, anno 1149.

Hundert Jahre später, 1246, hielt sein Urenkel, König Konrad IV., mit der Tochter des bayerischen Herzogs Otto, des Erlauchten, auf der Böhburg seine Hochzeit.

Und der nachmalige Herzog Albrecht III. verlebte auf der gleichen Burg, die er von seiner Mutter erbt hatte, die schönste Zeit mit der schönen Augsburger Barbierersmagd Agnes Bernauer.

Hier ließ des Prinzen Vater das arme Mädchen aufheben, nach Straubing bringen und ohne Prozeß kurzweg in die Donau stürzen.

So brutal durften ehemals die regierenden Herren sein! Und viele wären es sicher heute noch ohne die braven französischen Revolutionsmänner.

Auf der Böhburg sagte aber auch einst dem Geliebten der Bernauer, als er Herzog geworden war, ein Bäuerlein die Wahrheit. Dasselbe war aufs Schloß gekommen, um eine Klage anzubringen. Der Herzog

ließ den Mann vor, schaute aber zum Fenster hinaus, und der Bauer mußte seine Sache mehrmals hersagen, ohne eine Antwort zu erhalten. Da wurde er schließlich unwillig und sprach: „Euer Gnaden, das Zum-Fenster-Hinauslugen nützt mir nichts. So Ihr ein rechter Herr sein wollt, müßt Ihr der armen Leute Klagen hören, damit sie nicht ganz verderben.“

Und die anwesenden Räte des Herzogs lobten nachher „den Bauern, daß er dem Fürsten die Wahrheit gesagt.“

Auch seltene Reliquien hat Böhburg in seiner Antoniuskirche, die eines heiligen Bauern, der im 15. Jahrhundert in der Gegend lebte und nach seinem Tode Wunder wirkte. Ich sage seltene Reliquien, denn gewöhnlich gehören die Gebeine der Heiligen besseren Ständen an, trotzdem im Bauernstand bis zur Stunde allzeit am meisten gläubige, geduldige, geplagte und geschundene Menschen und Märtyrer gelebt haben. —

Das Pfarrhaus von Böhburg liegt, hochummauert, in einem Winkel am Fuße des Hügels, der die Ruinen und die Pfarrkirche trägt.

Beim Pfarrer Friedl, einem jungen Herrn, hatte ich mir, weil Freitag war, Milch und Eier zum Mittagessen bestellt und erhalten.

In Böhburg im Pfarrhaus erfuhr ich zum erstenmal, daß es in Bayern noch vielfach herkömmlich ist,

daß der Vikar des Pfarrers jährlich einmal mit einem Sackträger von Haus zu Haus geht, um von den Bauern Hopfen, Weizen, Hanf, Flachs zu betteln, je nachdem das eine oder das andere dieser Produkte in der betreffenden Gegend vorherrschend gepflanzt wird.

So bettelt der Vikar von Bohburg, das am Eingang in die hopfenreiche Solledau (Hallertau) liegt, Hopfen.

Die Summe, die so ein Kooperator bei dieser Gelegenheit als Honorar für sich zusammenbringt, beläuft sich je nach der Größe und Wohlhabenheit der Gemeinde und je nach dem Wert der erbettelten Produkte auf 300 bis 1000 Mark.

Ich komme auf diese „Sammlungen“, die mich anfangs sehr befremdeten, später noch ausführlicher zurück. —

Der Pfarrer sagte mir, ein kranker Benefiziat, dem er mitgeteilt habe, daß ich nach Bohburg komme, wünsche, daß ich ihn besuchen möchte.

Man muß einem schwer Kranken nie einen Wunsch versagen, und deshalb fuhr ich vor der Weiterfahrt zu dem leidenden Mitbruder, der am Hauptplatz in einem freundlichen, rebenumrankten Häuschen wohnte.

In einem kleinen Gemach fand ich ihn mit einer Krankenschwester, das Bild eines Auszehrenden im letzten Stadium.

Er war hocherfreut, daß ich seinen Wunsch erfüllt. Der noch junge Mann tat mir in der Seele wehe, noch mehr aber seine Eltern, die ich beim Fortgehen in der Hausflur traf und zu trösten versuchte.

Sie hatten — der Vater ist ein pensionierter Postschaffnier — sicher gehofft, ihre letzten Jahre beim Sohn erleben und beschließen zu können. Und nun müssen sie ihm ins Grab sehen.

Sie weinten bitterlich, und auch ich mußte mit Tränen kämpfen. Derlei Wehe kennen nur wir armelige Menschen, für die allein diese Erde ein Tal der Zähren ist und allzeit sein wird. —

Ich blieb auf der rechten Donauseite und fuhr abermals durch ein schönes, gotisches Tor aus dem stillen Bohburg hinaus ins ebene Land.

Ein kurzer Gewitterregen geht nieder, erfrischt die Luft und macht die Straße staubfrei.

Auf den abgemähten Wiesen tummeln sich lustige Scharen von Staren und beleben das Land.

In dem Dorfe Schwaig sah ich, einander gegenüber, zwei Gasthäuser mit ganz originellen Schildern; das eine nannte sich „Wirtschaft zum kleinen Wirt“ und das andere „Wirtschaft zum großen Wirt“. Demnach werden die großen Bauern zum großen und die Söldner und Tagelöhner zum kleinen Wirt gehen.

Gegen vier Uhr war ich in Bohburg fortgefahren,

und vor sechs Uhr landete ich schon wieder in einer bayerischen kleinen Totenstadt, in Neustadt an der Donau, welche letztere aber ziemlich weit weg fließt und da gar nicht sichtbar ist.

Wir sind hier schon in Niederbayern, während Bohburg noch zu Oberbayern gehört.

Im Mittelalter, bis 1290, hieß Neustadt Seligenstadt; ein Name, der nicht wohl auf seine Lage paßt.

Im Kampfe zwischen Ludwig dem Bayer und Friedrich dem Schönen nahm den letztern in der Schlacht bei Ampfing (1322) der bayerische Vogt von Neustadt, Albrecht Rindsmaul, gefangen.

Ehedem scheint das Städtchen reich gewesen zu sein; denn als die Söldner Ludwigs mit dem Barte 1395 Neustadt überfielen und plünderten, fanden sie soviel Geld, daß sie es bei der Verteilung in ihren eisernen Helmen ausmaßen.

Die Kriege des 17. und 18. Jahrhunderts brachten das Städtchen vollends herunter.

Von seinem früheren Wohlstand zeugt heute noch die große, dreischiffige, spätgotische Kirche, die aber auch innen getüncht ist, wie eine neue Scheuer.

Vor dem Postwirthshause, einem gewaltigen Gebäude aus der Thurn und Taxisschen Postzeit, wo die Gilwagen von Augsburg nach Regensburg hier durchgingen, ließ ich Pferde und Kutscher erfrischen. Mir

selbst gab die dicke Posthalterin ein Glas guter kuhwarmer Milch. —

Das Land um Neustadt ist für Altertumsforscher und Altertumsfreunde ein klassisches. Hier war ehemals in einem Umkreis von drei Stunden eines jener großartigen Befestigungswerke, wie die Kelten sie anlegten als Zufluchtsstätten für ganze Stämme in Kriegzeiten. Sie bauten dieselben, wie wir aus Cäsar wissen, nicht bloß auf Berge, wie z. B. auf dem Ottilienberg im Elsaß, sondern auch, wie es hier der Fall war, in der Tiefe zwischen Flüssen.

In diese Ringfestung hinein verlegten die Römer nach Unterwerfung der Kelten durch Drusus eine große Militärstation. Der Mittelpunkt derselben war das kleine Dorf Gining, welches ich bald unterhalb Neustadt passierte. Dasselbe soll das Abusina der Römer gewesen sein.

Jedenfalls sprechen die vielen Funde und die Überreste von Gebäuden für einen starken Waffenplatz, um den beim Untergang des römischen Reiches gewaltige Kämpfe stattgefunden haben zwischen den anstürmenden Germanen und der römischen Besatzung.

Gining liegt unmittelbar an der Donau und ihm gegenüber das Dorf Hienheim, wo die großen Befestigungswerke beginnen, welche Hadrian zum Schutze des Reiches anlegen ließ und welche hinabliefen bis nach

Mainz. Ihre Erforschung ist bekanntlich heute vom deutschen Reich einer eigenen „Vimeskommission“ übertragen.

Die Gegend ringsum ist einförmiges, hügeliges, ziemlich unfruchtbares Gelände, und die gallischen Bretonen, die hier wie im Odenwald an der gleichen Umwallung Wache hielten, hatten in Abusina wohl die gleiche Langeweile wie dort. —

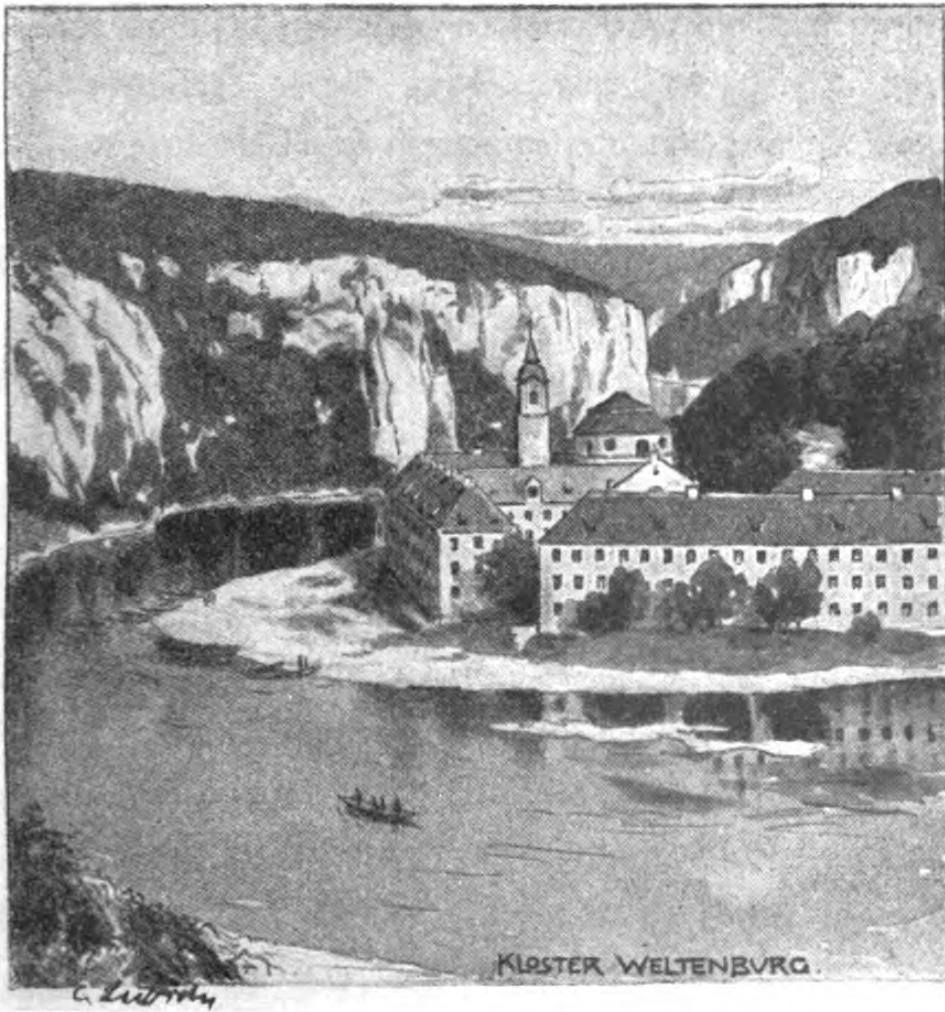
Die Donau zieht ungemein ruhig ihres Weges und erhöht die Einsamkeit. Aber bald gewinnt ihre Umgebung Leben. Der Fluß durchbricht hier das Jura-plateau, welches sich von Schaffhausen bis nach Sichtenfels am Main erstreckt. Immer enger wird sein Tal, immer näher treten die Jurafelsen an sein Gestade.

In einem malerischen Winkel liegt, von den Felsen hart an den Fluß gedrängt, auf kleinem Raum das Dörfchen Weltenburg, das nach Norden wohl den Abschluß der Militärstation Abusina bildete und auf den Trümmern eines Castrums Valentia stehen soll.

Vom Kloster Weltenburg, wo ich nächtigen will, ist beim Dörflein noch gar nichts sichtbar, und ich frage mich unterhalb des letztern, wann und wie dieses Kloster denn kommen sollte, da die Felsen so nahe an den Fluß drängen, daß man keinen Ausweg sieht.

Doch zwischen Fluß und Fels, beide berührend, zieht der Weg um eine Felsenhecke herum weiter, und

plötzlich liegen, von der Donau umflossen, wie auf einer versteckten Halbinsel die gewaltigen Gebäude des Klosters vor mir, mit der Kirche ein geschlossenes Viereck bildend.



Die erste Klostergründung an dieser wunderbaren Stelle soll in den Anfang des 7. Jahrhunderts fallen und vom heiligen Rupert, dem Apostel dieser Gegend, selbst erfolgt sein. Sicher ist, daß im Jahre 772 auf

der zu Dingolfing unter Herzog Tassilo gehaltenen Synode ein Abt Sigido des Klosters Weltenburg erschien.

Die Ungarn zerstörten auf ihren wiederholten Einfällen das Gotteshaus, das erst 980 vom hl. Wolfgang, Bischof von Regensburg, wieder errichtet und durch Mönche von St. Emmeram bevölkert wurde.

Im 12. Jahrhundert kamen Augustiner Chorherren aus St. Florian in Oberösterreich an Stelle der Benediktiner, denen sie aber bald wieder weichen mußten.

Die Benediktiner unterhielten nun fortan eine Klosterschule und trieben vielen Weinbau. Doch kam die Zahl der Mönche nie über fünfzehn. Mehr denn einmal stund das Stift, namentlich infolge der Leiden des dreißigjährigen und des spanischen Erbfolgekriegs, vor seiner Auflösung.

Sein vorletzter Wiederhersteller war der Abt Maurus Bächl (1713—1743), der das heutige Kloster und die herrliche Kirche im Barockstil erbaute.

Der neueste Begründer des Gotteshauses, das im großen Raubzug 1803 aufgehoben worden, war König Ludwig I. von Bayern.

Dieser König hatte, wie alle großen und größern Menschen, seine starken Schattenseiten, aber auch seine glänzenden Eigenschaften. So hat er München zu dem gemacht, was es heute ist, das Athen an der Isar, die

Kunstmetropole Deutschlands. Er hat ferner, wenn auch mehr aus historischen und romantischen Gründen, als aus religiösen, manche durch ihre Kunst oder ihre Lage oder ihr ehrwürdiges Alter hervorragende Klöster wieder mit Mönchen belebt.

Unter ihnen hat, wie kein anderes, Weltenburg, dank seiner Lage, die Auferstehung verdient, die ihm Ludwig 1842 zuteil werden ließ. Er eröffnete es zunächst als Priorat, was es bis heute aus Mangel der zu einer Abtei nötigen Anzahl von Mönchen geblieben ist.

Wenn ich ein Benediktinermönch werden wollte, ich ging nirgends anders hin als nach Weltenburg. Da ist alles, was mir das Mönchsleben süß machen könnte: Stille, Einsamkeit, Wasser, Wald, Fels und blauer Himmel.

Zurzeit bilden nur vier Patres und einige Laienbrüder den Bestand des Konvents. Schade, die weiten Kloostergänge mit den vielen Zellen und das malerische Refektorium sind für viel mehr Mönche angelegt.

Ich traf im Stift nur einen Pater, den Erhard Rükler; die andern samt dem Prior Maurus Weingart waren seelsorgerlich abwesend.

Trotzdem sie noch so wenige sind, haben die Benediktiner seit vergangenen Herbst eine landwirtschaftliche Winterschule eröffnet, die sich, wie ich aus dem

Programm ersah, im ersten Schuljahr schon eines zahlreichen Besuches erfreute.

Was mir an dieser Schule besonders gefällt, ist die einfache Art, mit der diese Winterschüler, lauter Söhne von Bauern, gespeist werden. Morgens und abends Suppe und in der Zwischenzeit um 9 Uhr und um 4 Uhr je ein Stück Hausbrot.

Was mir nicht gefiel, war, daß in dem Jahresbericht der Stand der Eltern, statt mit Bauer, mit dem Worte Ökonom bezeichnet wird.

Wer sich Ökonom nennt oder nennen läßt, ist kein echter Bauer; denn ein solcher ist stolz auf diesen Namen, weil er weiß, daß der Bauer der erste und der notwendigste Mann im Lande ist. —

P. Erhard beabsichtigt, die von dem letzten Abt, Benedikt Werner, der 1830 in München starb, geschriebene, ausführliche Geschichte des Klosters Weltenburg herauszugeben. —

Ich hatte eine Zelle im dritten Stockwerk mit herrlicher Aussicht auf den Strom und seine jenseitigen, felsigen und waldigen Ufer.

Ich konnte mich, so klein auch der Raum war, in den ich schauen konnte, nicht satt sehen. Noch um zehn Uhr des Nachts stund ich unter dem Fenster und schaute in das enge Felstal der Donau hinab.

Totenstille herrschte ringsum; nur die Waldbäume

an den Felsgestaden rauschten im Nachtwind; den Fluß hörte man nur leise anschlagen an das Ufergestein; die Mondichel schaute ins enge Tal hinein und machte einzelne Wellenberge glitzern.

Mir kam der Gedanke, wie das Wasser, das Blut der Natur, Tag und Nacht denselben unaufhörlichen Umlauf macht, gleich dem Blut in unserm Leibe. Wie dieses immer wieder zum Herzen zurückkehrt und vom Herzen ausgeht, so strömt das Wasser der Erde unaufhörlich seinem Herzen, dem Meere, zu, steigt aus diesem, von der Sonne aufgepumpt, in die Wolken, fällt als Regen auf die Erde, füllt die Quellen und Bäche, und sie eilen den Flüssen und diese wieder dem Meere zu.

So geht der Kreislauf des Blutes der Erde, wie der des Menschen.

Und wie das Leben des letzteren in Leid und Freud, in guten und schlechten, an stürmischen und sonnigen Tagen, in Dörfern und Städten und in Einöden dahinfließt, so ziehen die Ströme der Erde auf ihren langen Wegen wie Silberfäden an all den Dingen vorüber, die des Menschen Leben ausmachen und umfassen.

Und wie gleicht unser Leben dem Wasser in seinen verschiedenen Lebensaltern! Der Quelle und dem Bächlein gleicht unsere Kindheit; dem Flusse die Jünglings-



zeit; dem Strome das Mannesalter und dem trägen, trüben Lauf an seiner Mündung das Greisenalter.

Und noch mehr der Ähnlichkeit. Des einen Menschen Leben versiegt schon an der Quelle, des andern hat die Tage eines Bächleins, des dritten endigt als Fluß und das Leben des vierten macht die lange Lebensreise des gewaltigen Stromes. —

Die vom Mond glänzenden und zu mir heraufblitzenden Wellen kamen mir vor, als wären sie Schwarzwälderinnen, die mich grüßen wollten als Landsmann.

Ich hatte Mitleid mit ihnen, weil sie, fern der Heimat, die ihre fröhliche Jugendzeit gesehen, hinausmußten in die weite Welt, um im Strome unterzugehen, wie so manch menschliches Schwarzwaldkind im Strome der Gesellschaft in den Weltstädten.

Es kam mir vor, als wollten sie mir, tränen-glänzend, ihre letzten Grüße mitgeben an die Heimat, in die ich wiederkehre, als ob sie nicht wüßten, daß auch sie eines Tages als Himmelstränen wieder in den Schwarzwald fallen und heimkommen könnten.

Sie werden, so dachte ich, das Fenster schließend, noch oft die Heimat sehen, wenn ich schon längst nicht mehr lebe! Und ich gab ihnen Grüße mit Donau abwärts — Grüße an ihre Mutter und an ihre Königin, an das unermessliche Meer, das Bild der Ewigkeit.

Am 24. Juni.

Die Folge meiner nächtlichen Wassergedanken war Ausbleiben des Schlafes. Ich mußte ihn künstlich herbeirufen.

Den ersten Gang machte ich diesen Morgen in die Kirche; denn es ist in Bayern Feiertag heute zu Ehren Johannis des Täufers.

Aber wie staunte ich, als ich diese Kirche sah! Das ist der schönste und originellste Barockbau, den ich je gesehen, und ich habe viele herrliche Gotteshäuser dieses Stiles gesehen, vorab auch die glänzendste Vertreterin desselben in deutschen Landen, die Klosterkirche in Wilhering an der Donau bei Linz.

Aber die Kirche in Weltenburg ist viel origineller. Sie bildet eine Rotunde mit einer Vorhalle und einem Chor und ist mit herrlichen Fresken und ebenso herrlichen Stuckarbeiten geschmückt. Da ist eine solche Unsumme von Kunst verschwendet an Decken und Wänden, an Altären, an Emporen, Kanzel und Beichtstühlen, daß Wochen dazu gehörten, um alles im einzelnen betrachten und bewundern zu können.

Dieses Wunderwerk wurde in den Jahren 1716 bis 1740 hergestellt. Die Hauptkünstler waren die schon genannten Gebrüder Cosmas und Egidius Asam aus München; der erstere Maler und Architekt und der letztere Bildhauer und Stuckateur. Beide waren zweifellos Künstler allerersten Ranges.

Cosmas, von dem der Plan zur Kirche herrührt, starb 1739 an der Arbeit, während er das Chorgewölbe ausmalte. Eghd schied 1750 in Mannheim, wo er die Jesuitenkirche ausschmückte, aus dem Leben.

Die hervorragendste Leistung des Cosmas in Weltenburg ist das Deckengemälde in der Rotunde, den Triumph der Kirche darstellend — geistreich aufgefaßt, und kräftig, fest und harmonisch ausgeführt mit einer Fülle von Gruppen und zahllosen Figuren.

Das Kabinettstück des Eghdius ist der ungemein reiche Hochaltar mit der lebensgroßen Reiterfigur des Patrons der Kirche, des heiligen Georg, des Drachentöters, über dem Tabernakel.

Der Künstler soll an Ort und Stelle ein lebendiges Pferd auf ein Gerüst gestellt haben, um darnach sein Reitermonument zu modellieren.

In Wahrheit, diese Kirche allein ist eine Reise nach Weltenburg wert. Und Respekt vor der bayerischen Regierung, welche diese Kunststätte erst vor einigen Jahren hat restaurieren lassen. —

Der Weg, den die Donau von Weltenburg bis Kelheim macht, gilt als der interessanteste und romantischste auf ihrem ganzen weiten Laufe.

Ich wollte ihn deshalb, obwohl er nur zu Schiff gemacht werden kann, auch machen. Schifflein, die von Kelheim heraufkommen, sind immer am Strand von

Weltenburg und führen einen für wenige Mark durch die Felsenschlucht.

Ehe ich, nach zehn Uhr des Morgens, mich den Wellen überließ, wollte P. Erhard noch mich und die zwei Fergen samt dem Rahne photographieren; was ihm, wovon ich mich später überzeugte, vortrefflich gelungen ist.

Meinen Kutscher hatte ich auf einem Umweg über das Gebirg nach Kelheim gesandt, wo wir uns wieder treffen sollten. —

Gleich unter dem Kloster beginnt die Glanzvorstellung. Hohe Felsberge erheben sich senkrecht an beiden Ufern, so daß zwischen Steinwand und Wasser nicht der geringste Raum für einen menschlichen Fuß bleibt. In den Klüften und Spalten der Felsberge wurzelt kräftiges Laubholz; sonst sind sie nackt und bilden allerlei phantastische Gestalten und Gruppen von den wunderbarlichsten Formen, denen das Volk Namen gegeben hat, die ganz frappant stimmen: so die Flucht nach Agypten, die Apostel Petrus und Paulus, Napoleon zu Pferd, die Loreley u. a. Es gehört gar keine besondere Phantasie dazu, um die Ähnlichkeit herauszufinden.

Meine zwei Fergen wollten mir absolut weismachen, König Ludwig I. habe diese Bezeichnungen erfunden, offenbar weil sie dem Erbauer der Befreiungshalle alles zutrauen.

Dem Strom selbst scheint es zu gefallen in dieser stillen, schweigsamen Schlucht, die ihn umgibt wie die Wände eines Fürstenpalais' der Natur.

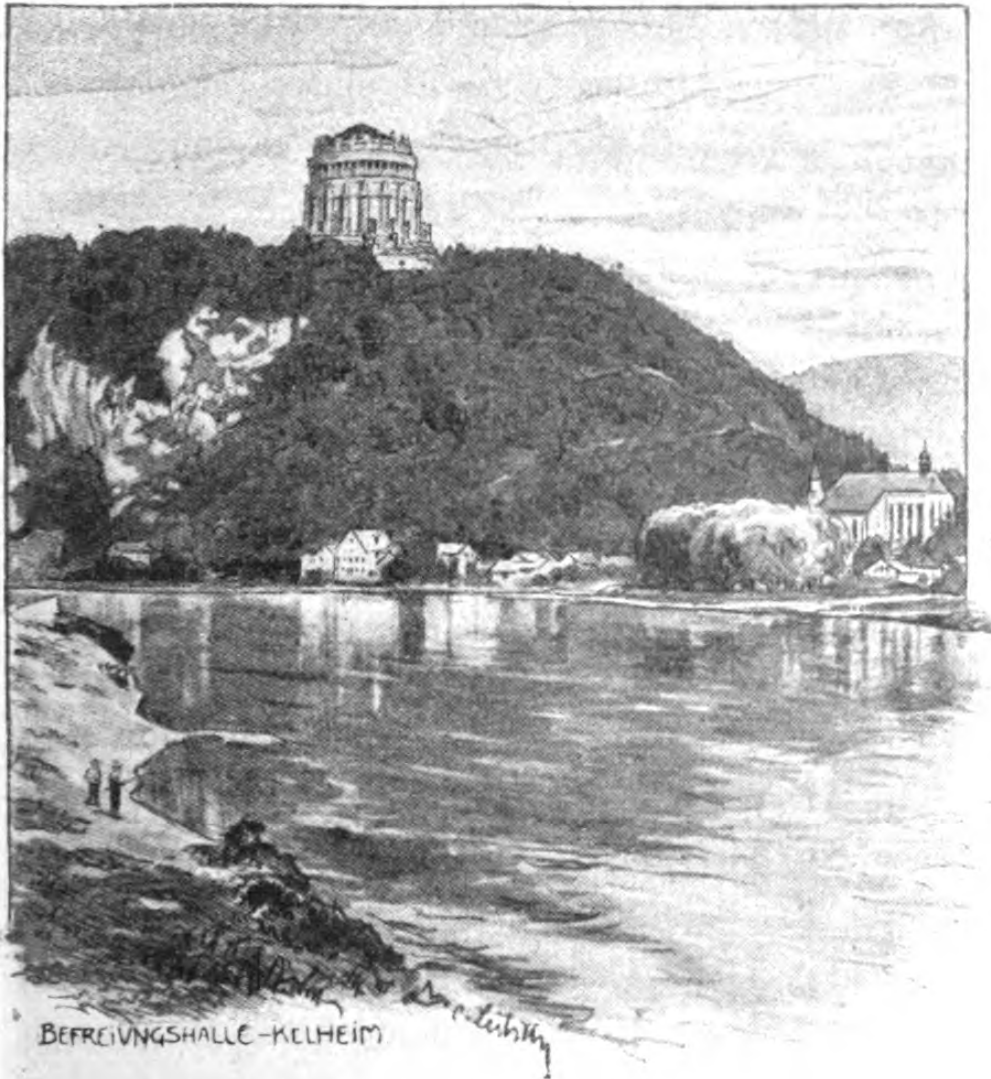
Er zieht so langsam dahin, daß man bisweilen glaubt, auf einem Bergsee zu fahren, um so mehr, als die Felswände sich stellenweise so verengen, als wollten sie dem Fluß jeden Ausgang versperren.

Meine zwei Fährmänner sind zugleich Fischer, die ihren Kahn mühsam an den Felswänden heraufstoßen und heraufziehen bis Weltenburg. Jede Woche einmal fahren sie auch mit ihren Rähnen und den Fischen in der Nacht flußabwärts nach Regensburg.

Die romantische Fahrt dauert keine Stunde und endet bei dem lachenden Städtchen Kelheim, das, von der Altmühl und von der Donau umflossen, in weitem, lichthem Tale liegt.

Raum hatte ich gelandet, als mein Wagen über die Donaubrücke herrollte, und bald war ich hinter dem Städtchen herum auf dem Weg zur Befreiungshalle, die ich noch im Kahne auf der Anhöhe hatte liegen sehen, ohne daß sie mir vom Fluß aus sonderlich imponiert hätte.

Durch lichten Wald geht's auf schöner Straße aufwärts. Ehe wir ganz oben waren, läutete es von Kelheim herauf die Mittagstunde, wo die Halle geschlossen wird.



Während der Josef den in der Nähe wohnenden Wächter holte, betrachtete ich die von dem bekannten Architekten Klenze mit einem Aufwand von über fünf Millionen Mark erbaute und im Jahre 1863 eröffnete Halle von außen.

Auf drei massigen Steinterrassen ruht die gewaltige Rotunde mit mächtigen Strebepfeilern. Auf diesen
 Hans Jakob, Sonnige Tage. 14

stehen achtzehn mit Eichenlaub bekränzte Jungfrauen als Vertreterinnen der achtzehn Länder, die am Befreiungskampf mitgewirkt haben, darunter auch Böhmen und Mähren.

Über den Jungfrauen erhebt sich eine von 54 dorischen Säulen gebildete offene Galerie, die von einer sogenannten Tambourmauer gedeckt ist.

Auf dem Rand des Unterbaues stehen achtzehn griechische Kandelaber, einer wie der andere, wie auch die Figuren der Ländergebiete alle gleich sind, wodurch das Ganze einförmig und langweilig wird. —

Der Wächter kommt, und auf einer imposanten Freitreppe geht's ins Innere. Staunend bleibt man stehen, sobald dieses sich geöffnet hat. Überall glänzt einem ein Meer von Licht, Gold und Marmor entgegen. Vor hohen Nischen, die ringsum sich auf tun, stehen je zwei Siegesengel, die einen Bronzeschild halten, auf denen die Treffen und Schlachten des Befreiungskrieges von 1813—1815 verzeichnet sind.

Über den Nischen sind Tafeln mit den Namen „der berühmtesten Feldherren“ des Krieges; darüber folgt wieder, wie außen, eine Säulengalerie.

Was mir an dieser Befreiungshalle, die innen zweifellos ein glänzender Bau ist, obwohl auch hier die stets gleichen Siegesgenien langweilig wirken, auffiel, ist das folgende:

Einmal, daß gerade der König von Bayern, dessen Vater als Bundesgenosse der Franzosen redlich beigetragen hat zur Knechtung Deutschlands, ein solches Monument schuf. Sollte es die Sühne sein für das Verhalten des Vaters? Dann war der Gedanke ein guter.

Sodann gefiel mir nicht, daß unter den „berühmtesten“ Feldherren ziemlich viele Namen sind, die auf die Merkmale großer Heerführer keinen Anspruch erheben können; so z. B. Schwarzenberg, der in Frankreich noch retiriert wäre, wenn die Preußen es nicht verhindert hätten. Ferner zählen der Kronprinz von Württemberg und der Prinz von Hessen sicher nicht zu den berühmtesten Heerführern.

Und was soll erst der bayerische Feldmarschall Wrede in der Befreiungshalle?

Der hatte es vom Hofgerichtsrat in Mannheim zum Feldmarschall und zum Fürstentitel gebracht; aber Napoleon, der ihn gegrast hat, meinte von ihm: „Das ist ein Graf von meiner Fassung, aber kein Marschall meiner Sorte.“

Und der Freiherr Heinrich von und zum Stein, der deutscheste Mann zur Zeit Napoleons, nannte den Wrede einen „Franzosenetrabanten“.

Als Stein einst auf ein Landgut bei Frankfurt zum Essen geladen war und am Schluß der Tafel auch der Fürst Wrede vorfuhr, ließ Stein seinen Wagen an-

spannen und verließ das Haus, indem er äußerte, „mit einem solchen Franzosentrabanten nicht in einem Zimmer beisammen sein zu können.“

Nach der Schlacht von Leipzig bewies Napoleon dem Wrede noch einmal bei Hanau, daß dieser nicht zu den berühmtesten Heerführern zu zählen sei. —

Ich bin sicher kein Lobredner der Preußen, aber was von diesen in der Befreiungshalle genannt ist, das sind lauter erstklassige Generäle: Blücher, Scharnhorst, Gneisenau und York.

Wer aber in der Befreiungshalle in erster Linie genannt werden sollte, das ist der schon genannte Freiherr von Stein, der politische Organisator und Arrangeur der Befreiung.

Sodann fehlen die Helden Schill und Lützow, welche an die Befreiung dachten und dafür kämpften zu einer Zeit, als die deutschen Fürsten noch knechtelig dem großen Franzosenkaiser huldigten.

Noch im Juni 1813 wurde Lützows wilde, verwegene Schar überfallen und niedergehauen von dem württembergischen General Normann, und der neue König der Schwaben wurde ganz wütend, als in der Schlacht bei Leipzig einer seiner Generäle zu den Verbündeten überging. Und doch glänzt Württembergs Name in der Befreiungshalle, weil der dicke Friedrich seine Soldaten mitgehen ließ, als er nicht mehr anders konnte!

Ich verließ deshalb diese Halle mit gemischten Gefühlen.

Mit ungetrübter Freude aber genoß ich den Blick von da oben herab, hinauf in das Donautal und seine Felsenschlucht und hinab auf das freundliche Städtchen Kelheim und das heitere Flußtal weithin.

Im Hinabfahren vom Hügel der Befreiungshalle blätterte ich in einem Büchlein, das ich dem Wächter abgekauft hatte, und das den Titel führt: „Ein Ausflug nach Kelheim mit der Befreiungshalle“.

Ich erfuhr da, daß Kelheim der Stammsitz des Wittelsbacher Geschlechtes sei, deren erste Vertreter als Kelgaugrafen auf dem Schlosse Keltege zu Kelheim saßen. Das heutige Bezirksamts-Gebäude aber enthalte die Überreste dieses Schlosses.

Der Verfasser des Büchleins meint nun, daß „diese Stätte für jeden treuen Bayern dreimal heilig und ehrwürdig sein müsse; denn hier sei ja die Wiege des durchlachtigsten Herrscherhauses gestanden“.

Da ich kein Bayer bin und ohnedies die dreimal heiligen Wiegen von Fürstengeschlechtern nicht besonders zu schätzen weiß, so sah ich mir diese Wittelsbacher Wiege nicht an.

Ich fuhr durch die breite, sonnige Hauptstraße hinunter zur Brauerei Ehrentaler, wo ich Mittag machte unter einer Menge von Menschen; denn der Feiertag hat Ausflügler von allen Seiten gebracht.

Der Besitzer des Gasthauses, ein älterer, ernster Geschäftsmann, treibt seine Wirtschaft und seine Brauerei noch selbst um und hat dabei den Titel Kommerzienrat.

Was ich auf Titel halte, ist bekannt, aber daß in Bayern auch ein aktiver Bräumeister, ein Buchbindermeister und ähnliche Leute den Titel Kommerzienrat bekommen, freut mich.

Da, wo ich daheim bin, kommt dieser Titel meist nur Großindustriellen, Bankiers und Leuten zu, die eigene Equipage halten oder halten könnten.

Bekanntlich hat ein Dr. Möbius ein Büchlein geschrieben über den „physiologischen Schwachfenn des Weibes“; ein Büchlein, von dem ich in „Verlassene Wege“ gesprochen habe.

Nun hat dagegen ein Wiberwolf eine Broschüre geschrieben über den „habituellen (erworbenen) Schwachfenn der Männer“.

Als Beweis dieses Schwachfenns nennt sie unter anderem auch die Sucht der Männer nach Titeln und Orden, und sie hat hierin einen vollgültigen Beweis geliefert, der meinen ganzen Beifall hat. —

Als ich am Nachmittag Kelheim verließ, passierte ich eine eiserne Brücke über die Altmühl, die all der Poesie der Kelheimer Stadttore Hohn spricht und auch dem edlen Stile der Befreiungshalle.

Diesen Nachmittag aber werde ich nicht so bald ver-

geffen. Er war ein wunderbar angenehmer bei der Johannishize, weil ich die meiste Zeit durch Fichtenwald fuhr, durch den großen, stillen „Frauenforst“.

In den einzelnen Richtungen, die noch nicht zu weit von Kelheim waren, suchten Scharen von Kindern und Frauen Erdbeeren.

Der Pfarrer Scheller von Mittendorf, von dem wir später reden, teilte mir eine schöne Sitte mit, die in der Oberpfalz, der wir uns jetzt nähern, auf dem Lande üblich ist. Da soll eine Mutter, die schon einmal ein Kind verloren hat, ihr Leben lang vor Johanni keine Erdbeeren essen; denn am Johannistag geht die Muttergottes mit den Kinder-Engeln in den Erdbeergarten.

Hat aber eine Mutter vor Johanni Erdbeeren gegessen, so muß das Kind im Himmel den Vorwitz der Mutter büßen; es wird für das laufende Jahr vom Ausflug in den Erdbeergarten ausgeschlossen.

Noch eine andere köstliche Sitte der Oberpfälzer will ich hier wiedergeben. Wenn ein Kind, bevor es reden kann, zum erstenmal vom Elternhaus weg auf dem Arm seiner Mutter in ein Nachbarhaus kommt, so beeilt sich die Nachbarin, dem Kleinen mit der Spitze eines Hühnereies ein Kreuz auf den Mund zu machen.

Dies geschieht, damit das Kind bald und recht reden lerne. Das Ei nennt man das „Schnatter-Ei“.

Die Poesie des Volkes ist doch unerschöpflich. —

Es geht bergauf im Wald. Auf einem Hochplateau steht in einsamer, großer Richtung das Forsthaus Irbrunn mit Bierwirtschaft; wie denn diese abgelegenen Forsthäuser in Bayern vielfach und praktisch mit einer Restauration verbunden sind.

Eine Menge Bauern in Volkstracht mit den silbernen Münzknöpfen sitzen in einer Laube vor den steinernen Maßkrügen, und ein Bursche spielt auf der Handharmonika.

Ich ließ halten und auch dem Josef einen Krug füllen, betrachtete indes die ländlichen Trinker mit Vergnügen und hörte dem melancholischen Spiele zu, das doppelt elegisch klang in dieser Waldeinsamkeit.

Es macht den Eindruck des Soliden und Standhaften, wenn man bayerische Bauern hinter ihren Maßkrügen sitzen sieht mit einer Stille, einem Ernst und einer Andacht, als ob sie ein Gott wohlgefälliges Werk verrichteten.

Und ich glaube, Gott im Himmel hat selbst eine Freude, wenn er seine braven, religiösen, bayerischen Bauern so sich des Lebens ein wenig freuen sieht. —

Aus dem großen Walde heraus, gelangen wir auf eine weite, oft tief eingeschnittene Hochebene. In der Ferne zeigen sich im Hintergrund schon die dunkeln Höhenzüge des bayerischen Waldes.

Das erste Dorf, dem ich begegne, heißt Haugenried. Dasselbe liegt schon in der Oberpfalz und hat mir Freude gemacht. Es zeigt lauter mit Schindeln gedeckte Häuser, und selbst das Kirchlein hat diesen passenden Schmuck, so daß ich ganz an einzelne Gegenden des Schwarzwaldes erinnert wurde.

Überall, in einsamen Wirtschäften und in den zwei Dörfern, die ich oberhalb des Labertals durchzog, saßen die Bauern still und friedlich im Freien vor ihren steinernen Krügen und opferten dem Gambrinus.

Hinter dem zweiten Dorf, Thumhausen, ging es ungemein steil hinab, und wir kamen in das melancholische, ziemlich felsige Tal der schwarzen Laber.

Dieses Flüzchen verdient seinen Beinamen vollauf; denn seine Wasser sind dunkel, und es zieht träge und schwermütig zwischen Weiden- und Erlengebüsch dahin.

Ich weile aber nicht lange in dem stillen Tale; oberhalb des Dorfes Eichhofen führt mein Weg wieder aus dem Labertale heraus und auf das Plateau zwischen Laber und Raab.

Raum hatte ich aber dasselbe erreicht, als eine Karosse daherrollte, mir entgegen, und in ihr saßen die „Tante“ und einer der „Reiseengel“, von denen ich in den „Alpenrosen“ gesprochen habe.

Die „Tante“ hat, wie ich in der Vorrede erwähnt, meiner Reise die bayerische Richtung gegeben. Der

Reiseengel war extra von München gekommen, um mich bei der „Großmama“, die heute und die nächsten Tage meine Quartierherrin ist, zu treffen.

Ich hatte von Kelheim aus meine Ankunft telegraphisch signalisiert, und darum waren die beiden mir in unverdient liebenswürdiger Weise entgegengefahren.

Sie verließen nun ihren eleganten Herrschaftswagen und setzten sich zu mir in meinen staubigen Landauer. Eine halbe Stunde später waren wir drunten im Naabtale im Dörfchen Etterzhäusen und beim Schloß der Frau Kommerzienrat Fromm.

Ich ward aufs liebenswürdigste empfangen und in einem ebenso fürstlich eingerichteten als stillen Gemach aufgehoben.

Doch ehe ich's mir recht bequem mache in demselben, will ich erzählen, wie ich, ein geborener Proletarier und selbst erzogener Demokrat, zu solch vornehmerem Quartier gekommen bin.

Vor Jahr und Tag schrieb mir eine „Dame“, sie sei Pflegerin und Vorleserin bei der hiesigen kranken Schloßfrau. Diese und ihre Vorleserin hätten nun in ihrem einsamen Landsitze manche Stunde des Tages und der Nacht sich verkürzt mit der Lektüre meiner Bücher; wofür sie mir den Dank aussprechen wollten.

Ich bin stets gerührt, wenn Damen Gefallen an meinen Büchern finden, und drum dankte ich der Schreiberin in Etterzhäusen, deren Brieffstil mir außerdem imponiert hatte, weil er einen schneidigen Charakter verriet.

Etwa ein halbes Jahr später besuchte mich in Freiburg die Tochter der Schloßfrau, die „Tante“ der zwei Reiseengel. Sie war erst bescheiden vor der Kartause gestanden, ohne sich in die Höhle des „Löwen“ zu wagen.

Ich erfuhr davon und ließ sie durch meinen „Sekretär“ Trunz in ihrem Hotel auffuchen und ihr sagen, sie möge ungeniert kommen, ich sei den Damen gegenüber besser als meine Bücher.

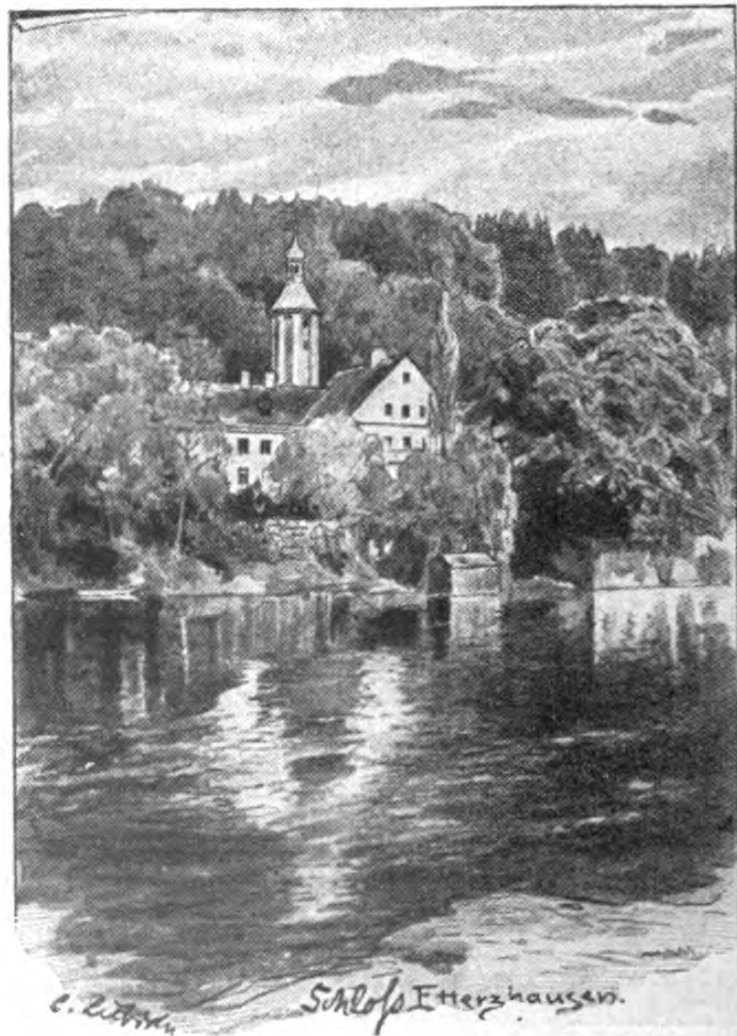
Sie kam und erzählte mir, daß sie in Regensburg wohne, aber die Hälfte einer jeden Woche in Etterzhäusen zubringe, wo sie ebenfalls von meinen Büchern infiziert worden sei.

Ein Jahr nach unserem ersten Bekanntwerden kam sie nochmals in den Schwarzwald und brachte zwei ihrer zahlreichen Nichten mit, aber zweifellos die zwei schönsten und liebenswürdigsten. —

Ich hatte also im Schloß Etterzhäusen drei „Verehrerinnen“ und so Grund genug, einmal ins Naabtal zu fahren und, hier angelangt, etwas auszuruhen von meiner Günzburger Übermüdung.



Das Schloß gehört zu einem ehemaligen adeligen Rittergut und ist reizend an der Raab gelegen unfern ihrer Mündung in die Donau.



Ich schaute diesen Abend noch nach meinen Pferden, was ich, wie schon erwähnt, wenn der Stall nicht zu weit entfernt ist, fast jeden Abend tue, um zu sehen, ob die braven Tiere auch gut aufgehoben sind.

Zu diesem Zweck mußte ich die einige Schritte vom Schloß entfernten, gewaltigen Ökonomiegebäude aufsuchen. Ich fand die Pferde in einem fürstlichen Stall, und sie sahen in diesen eleganten Räumen viel vornehmer aus als sonst. Ob es bei mir auch der Fall war, weiß ich nicht.

Der Josef ist ebenfalls gar wohl versorgt in dem zum Gute gehörigen Bräuhaus, dessen Stoff, wie er mir sagte, besser sei als der beste Marktgräfler Wein.

Ich sah hier auch über sechzig Kühe der schönsten Rassen, darunter herrliche, dunkle Holländer.

In dem Verwalter aber traf ich einen badischen Landmann aus der Nähe von Stockach, einen ungemein temperamentvollen Herrn, der sicher seinen Platz ausfüllt in der großen Gutsverwaltung.

In Wahrheit, wenn ich ein solches Schloß und solchen Besitz von über 2000 Morgen schuldenfrei mein eigen nennen könnte, dann würde ich mit keinem König und keinem Kaiser auf der ganzen Welt tauschen. —

Leider bin ich von meiner Nervenabspannung immer noch nicht erholt. Ich begab mich darum möglichst bald zur Ruhe, nicht ohne eine brillante dicke Milch, die mich schon die vielen Kühe hatten erwarten lassen, genossen zu haben.

Am 25. Juni.

Ich war so todmüde diesen Morgen, daß ich nicht einmal die hl. Messe lesen konnte, obwohl es Sonntag war. Wenn ich diese Nervenlumperei zu Hause habe, so lege ich mich den ganzen Tag und lebe einsam wie der Sperling auf dem Dache.

Auf der Reise muß ich aber meist rastlos weiter wandern und mit gar vielen Leuten reden und kann mich auch im Essen und Trinken nicht so halten wie daheim.

Darum wollte das Übel diesmal auch gar nicht weichen.

Ich saß diesen Morgen lange still und trübe am Fenster und schaute in den Park und in die an ihm hinziehende Naab hinein.

Was mir, die Donau nicht ausgenommen, an allen bisher in Bayern gesehenen Flößchen und Flüssen auffiel, ist ihr langsamer Gang. Besonders zeichnet sich die Naab darin aus. Sie schleicht kaum merklich dahin.

Man könnte meinen, diese Wasser hätten alle von dem guten bayerischen Bier getrunken und so die Biergemütlichkeit in sich aufgenommen. —

Nachher machte mir Fräulein Gretl von Hoeslin, der Münchner Reiseengel, der den ganzen Winter in Rom zugebracht und seine dunkle Schönheit noch vermehrt hat, bereitwillig den Sekretär.

Ich hatte in Etterzhausen viele Post vorgefunden und wollte die verfluchten Korrespondenzen möglichst bald dictando erledigen.

Gretl schrieb mir dann auch die lateinischen Verse ab, die ihr Großvater beim Treppenaufgang an die Wand hat schreiben lassen und die mir gestern schon aufgefallen waren.

Es sind schöne Worte, die der Schloßherr einmal auf einem antiken Sarkophag in Neapel gefunden hat, und die auf deutsch lauten:

Ich habe einen Hafen gefunden,
Hoffnung und Glück lebt wohl!
Ihr habt lange genug mit mir euer Spiel getrieben,
Treibt's nun mit andern.

Kommerzienrat Fromm, vieljähriger, erfolgreicher Generaldirektor großer Eisentwerke, hatte sich als Altersheim das Schloßgut Etterzhausen gekauft und eingerichtet. So paßten die Verse auch auf ihn.

Er konnte sich aber der wohlverdienten Ruhe nicht lange erfreuen; der Tod rief ihn zu frühe ab.

Ich staunte, als ich hörte, daß er in seinen Ruhetagen noch täglich alte Klassiker im Urtext gelesen habe.

Das war jedenfalls ein seltener Kommerzienrat. Diese Räte beschäftigen sich in der Regel mit allem anderen eher, als mit altklassischen Dichtern. —

Zum Mittagstisch war der Pfarrer Scheller von Mittendorf, dessen Filiale Etterzhausen ist, eingeladen. Ich war gestern schon an seinem an einer Halde gelegenen Dorf vorbeigefahren, ohne anzukehren. Ich mußte mich heute um so mehr bei ihm entschuldigen, als er mich in Freiburg auch schon besucht hat. Außerdem hat er meine „Werke“ zuerst im Schloß Etterzhausen bekannt gemacht, ist also im letzten Grunde schuld, daß ich hier ein so wohlgelittener Gast bin.

Wer einen Dichter recht verstehen will, muß nach einem bekannten Vers in seine Lande gehen. So muß man auch den Pfarrer Scheller von Mittendorf in Bayern sprechen und hören und nicht in Baden.

Hier besuchte er mich im vergangenen Herbst mit der Tante und den Reiseengeln, und ich hielt ihn ob seiner ernststen Miene für einen halben Zeloten und einen Klosterpater strengster Observanz.

Als ich ihn aber in seiner Pfarrei wieder sah, war all das verschwunden, und ich erkannte in ihm den heiteren, jovialen, verklärten Landpfarrer, wie er selten im Buche steht. Aus seinem idealisierten Sokrateskopf strahlte der geistliche Lebensphilosoph zu Pferd.

Daß er mir so lieber war, als außerhalb seines Landes, brauchte ich eigentlich nicht zu sagen.

Er ist Stammgast im Schloß Etterzhausen, wo er den Damen die Zeit vertreiben hilft mit Tarocken.

Und zur Zeit ist für dieses „Siebenkönigspiel“ hier Hochsaison; denn es weilt da noch eine Schwägerin der Schloßherrin, die dieses Spiel über alles liebt.

Sie ist aus Olmütz in Mähren, die gute Frau Bazant, und äußerlich das Abbild einer Königin-Mutter aus der Barockzeit. Nebenbei repräsentiert sie die volle Gemütlichkeit und Liebenswürdigkeit des österreichischen Wesens und Redens.

Daß sie, eine kinderlose Witwe, das Tarockspiel zu ihrem Zeitvertreib erforen, ehrt sie, denn beim Spielen versündigen sich die Zungen der Wibervölker weit weniger als beim Teetinken.

Da Frau Bazant die Männer jedenfalls nach dem Tarockspielen beurteilt und keiner ihrem Herzen nahe kommt, der es nicht kann, so würde ich sicher ihr zulieb, obwohl längst kein Freund der Karten mehr, das Tarock gelernt haben, so ich länger hier gewesen wäre. —

Die Krone des reizenden Schlosses an der Naab ist aber, wie es an solchem Edelsitz sein soll, die Schloßfrau selber, eine durch und durch vornehme Dame, aber eine Märtyrin infolge eines chronischen Nervenleidens, das sie Tag und Nacht auch mit physischen Schmerzen quält und ihr nie einen natürlichen Schlaf gewährt.

Dabei zeigt diese Frau aber eine Willensstärke, die bewunderungswert ist. Sie zwingt sich ihren Gästen gegenüber Heiterkeit ab inmitten der Schmerzen und

nimmt sich um alles an, sieht alles, ordnet alles, so oft sie nur einige schmerzsfreie Augenblicke hat.

In diesen Dingen stehen die Frauen, was ich schon oft gesagt, hoch über den Männern. Wenn ich daheim von meinen Nerven geplagt bin, mag ich niemanden sehen, werde unwillig, wenn ich mit fremden Menschen reden soll und bin von einer Ungeduld und von einem Lebensüberdruß, die ans Sündhafte grenzen.

Die Schloßfrau von Etterzhäusen kommt zum Tisch und widmet sich ihren Gästen, auch wenn sie die ganze Nacht nicht geschlafen hat und die Schmerzen sie keinen Augenblick verlassen. Das ist ein Heldentum, dessen ich niemals fähig wäre.

Bei jedem Unglück ist in der Regel auch ein Glück. Und dieses Glück ist bei der Frau Kommerzienrat ihre Pflegerin, Fräulein Lina Glaser, ein Münchner Kind.

Erst hat diese hervorragende Krankenpflegerin die Töchter des Hauses als Gouvernante in Schule und Leben eingeführt, und nun ist sie seit vielen Jahren die getreue, unermüdliche, aufopfernde Pflegerin der kranken Mutter.

Seit mehr denn dreißig Jahren wirkt sie so in der Familie mit einer Selbstlosigkeit, Energie und Aufopferung, welche ihr die ungeteilte Liebe aller Glieder des Hauses bis hinab zu den Enkelkindern eingetragen hat.

Aus ihren scharfgeschnittenen Gesichtszügen spricht ein für ein Wiberwolf seltener, scharfer Verstand, und auf ihren dünnen Lippen liegen in heitern Stunden Satyre und Humor in beständigem Streite miteinander.

Mich brachte sie heute beim Essen in schwere Verlegenheit, indem sie, ein Wiberwolf, was mir im Leben zum ersten Male begegnet ist, eine klassisch stilisierte Rede auf mich Ahnungslosen losließ. —

Gegen Abend machte ich mit den Damen und dem Herrschaftskutscher Zuckermaier eine Wagenfahrt das Naabtal hinauf und staunte über das malerische, waldige und felsige Thal. Nur dem Fluß fehlt das Leben, welches ihm selbst die auf seiner stillen Flut gondelnden Sonntagsausflügler nicht zu geben vermochten.

Als wir zurückkamen, saß der Pfarrer mit der Spielfreundin beim Tarock im Garten, und ich hörte, nachdem ich mich totmüde zurückgezogen hatte, von meinem Fenster aus noch lange das Tischklopfen der ebenso eifrig als friedlich spielenden „Tarock-Tiger“, wie ein Sohn der Schloßfrau die Spielenden getauft hat.

Der gute Pfarrer muß oft, wenn er hier ist, mit der Laterne durch Nacht und Finsternis den Weg suchen in sein stilles Dorf; aber er tut es sicher gerne, und es kommt hoffentlich nie ein Bischof nach Regensburg, der den Pfarrern das Tarock verbietet, und wenn je, so wird kein vernünftiger Pfarrer dieses Verbot halten.

Man hat keinen Begriff davon, was in unsern Tagen, in denen das Individuum in allen, auch in den alleruntersten Ständen nach Freiheit schreit und sich emanzipiert, dem niedern katholischen Klerus noch alles verboten wird.

So verbietet neuestens ein preußischer Bischof, ein ehemaliger Klostermann, seinen Pfarrern, jemanden Bürgschaft zu leisten oder für einen guten Freund oder Bekannten Geld auf seinen Namen aufzunehmen.

Das ist meines Erachtens eine Mundtot-Erklärung, wie sie sich der Staat gegenüber seinen niedersten Bediensteten nicht erlauben würde.

Ein Pfarrer ist nach meiner, allerdings „unkirchlichen“ Meinung, die aber sicher nicht aus der hl. Schrift widerlegt werden kann, Herr seines armseligen, ehrlich und redlich und sauer verdienten Einkommens. Ob er dasselbe zum Fenster hinauswirft, oder in den Keller vergräbt, oder damit die Schulden anderer bezahlt, ist meines Erachtens lediglich seine Sache und sein Recht, ein Recht, das jedem Hausknecht und jedem Handwerksgefallen zusteht.

Christus der Herr hat, als er in dem bekannten Gleichnis den Arbeitern im Weinberg den Lohn auszahlte, kein Wort darüber gesagt, wie sie denselben verwenden mußten.

Den ganzen Klerus einer Diözese so bevorzugen wollen, weil ein oder der andere Geistliche

dummer- oder gutmüthigerweise Bürgschaften übernommen hat, die er selber zahlen muß — ist in meinen Augen ein Unrecht und eine schwere Kränkung.

Mit dem gleichen Unrecht könnte man auch den Pfarrern vorschreiben, was sie essen und wie viel sie in Wein oder Bier anlegen dürfen.

Es gibt ja Bischöfe, die vorschreiben, wie viele Gänge ein Firmungseffen haben soll. Ich meine aber, in solchem Falle ist der Bischof lediglich Gast des Pfarrers, und dieser hat zu entscheiden, was und wie viel er seinen Gästen vorsehen will.

Die Bischöfe sind ja so stolz darauf, Nachfolger der Apostel zu sein. Nun hat aber derjenige, der die Apostel hinausgesandt, ihnen gesagt: „Effet und trinket, was euch vorgesetzt wird.“ Ein echter Apostelnachfolger hat also gar nicht das Recht, Tischvorschriften zu machen.

Übrigens geschieht dieses Vorschreiben der Gänge den Pfarrern recht; warum übertragen sie ihre Schuldigungen selbst noch auf das Tischtuch. Sie haben ja ohnehin noch Gelegenheit genug, ihre Ergebenheit und Untertanentreue an den Tag zu geben. —

Ich halte übrigens derartige Verordnungen, wie die eben erwähnten, weder für klug noch für weise, denn zum straffen Anziehen der Zügel und für kleinen Absolutismus ist meines Erachtens keine Zeit in allerweg unpassender, als die unsrige. —

Am 26. Juni.

Heute war der unproduktivste Tag meiner Reise. Ich mußte die meiste Zeit mich legen, so sehr streikten meine Nerven und mit ihnen meine Gedanken.

Was mir dabei gut tat, war die wunderbare Stille inner- und außerhalb des Hauses.

In Ermangelung eigenen Denkens nahm ich von Zeit zu Zeit für Augenblicke ein Tagblatt in die Hand. So las ich in den „Münchener Neuesten Nachrichten“, daß vorgestern ein Denkmal zu Ehren des Kaisers Ludwig des Bayern — dem ich es übrigens gönne — enthüllt wurde, das ein Brauer Pschorr gestiftet hat, als ob es heutzutage für unsere bürgerlichen Großkapitalisten nichts besseres zu stiften gäbe als Kaiserstatuen.

Ich bewunderte dabei die Rede des Oberbürgermeisters von München, der das Menschenmögliche leistete an Fürstenverherrlichung und einen geschickten Ciertanz aufführte, um an keinem Thron anzustoßen. Bald machte er seine Verneigung vor Preußens, bald vor Osterreichs, bald vor Bayerns Fürstenhaus.

Er hat richtig am gleichen Tag einen wohlverdienten Orden bekommen.

Ich möchte vieles nicht sein auf Erden, am allerwenigsten aber Oberbürgermeister in einer deutschen Residenzstadt.

Es kam mir nach der Lesung dieses Festberichts

doch ein Gedanke, der nämlich, wie gut es die Fürsten haben, was Stiftungen betrifft. Die Untertanen stellen ihnen gratis die Denkmäler für ihre Ahnen zur Verfügung, und wenn sie selber irgend ein Jubiläum feiern, so sammeln dieselben unaussprechlich guten Untertanen die Gelder aus ihren eigenen Taschen und geben sie dem betreffenden Fürsten, damit er zu seiner Ehre eine Stiftung mache.

In neuester Zeit gibt man kein Geld mehr, sondern man macht direkt eine wohltätige Stiftung für Arme oder Kranke aus Anlaß dieses oder jenes fürstlichen Jubiläums.

So ehrenvoll das für die allerhöchsten Herrschaften ist, ebenso betrübend ist es für die Beschenkten, daß sie einem Anlaß, der mit ihrem Elend gar nichts zu tun hat, die Fürsorge verdanken.

Ich für meine Person aber sage: Respekt vor den Fürsten, die ihren Untertanen solche Verehrung abgewinnen und sie so zu erziehen wissen, daß diese jede Gelegenheit benützen, ihrer Liebe und Seligkeit klingenden Ausdruck zu verleihen!

Was ich aber von den Untertanen halte, will ich für heute verschweigen. Ich bin zu müde zum rechten Räsionieren. Der freundliche Leser kann mich wohl ohnedies verstehen, da bei mir gut zwischen den Zeilen zu lesen ist. —

Gegen Abend schleppte ich mich hinüber zur Naabbrücke und bewunderte die schöne Lage von Etterzhausen und das Naabtal, das hier, obgleich nahe seiner Mündung in die Donau, ziemlich enge und von reizvollen tannengeschmückten Kalkfelsen eingerahmt ist.

Der dunkle Fluß ist voller Fische, und ich schaute ihnen lange zu, ohne daß es mir so wohl gewesen wäre, wie ihnen.

Man kann auch bei den Fischen beobachten, daß die in Scharen durch die großen und kleinen Wasser wandelnden meist gewöhnliche Fische sind, so in den Flüssen die Weißfische, in den Meeren die Heringe u. a. Man wird Forellen, wenn sie erwachsen sind, nie in großen Zügen sehen.

Ähnlich bei den Vögeln; da sieht man die Krähen in Scharen, nie aber die Adler oder Falken.

Bei den Säugetieren ziehen die Schafe und die Wölfe in Herden, die Löwen aber einsam ihre Wege.

Selbst bei den Metallen ist es so; Gold, Silber und Platin sind keine geselligen Elemente; sie wandeln einsam ihre Bahn.

Bekanntlich gibt's auch bei den Menschen, die im Grund genommen Herdentiere sind, viele Leute, die sich unglücklich fühlen, wenn sie nicht bei der Herde, d. i. in der Gesellschaft leben können.

Es gibt aber auch einsame Menschen, die trotz

ihrer Einsamkeit nicht viel wert sind, und zu denen zählt sicher unsereiner. —

Am 27. Juni.

Ich hatte nichts mehr, als wenn ich, von einer Reise heimgekommen, einen Stoß Briefe vorfinde. Drum laß ich mir das Zeug auf vorher bestimmte Stationen immer nachsenden und erledige es, wie schon erwähnt.

Der heutigen Post lag eine Nummer der „Kölnischen Volkszeitung“ vom 25. dieses Monats bei, in der in einem Leitartikel die „badische Thronfolge“ besprochen ist.

Bekanntlich steht das derzeitige regierende Haus Baden-Durlach nur noch auf wenigen männlichen Augen. Nach dem Hausgesetz kämen nun die Nachkommen des Großherzogs Karl und der Adoptivtochter Napoleons, Stefanie Beauharnais, die Familie Hohenzollern-Sigmaringen, an die Regierung in Baden.

Raum ist nun der Fürst von Hohenzollern tot, so kommt in dem katholischen Kölner Blatt obiger Artikel und plädiert gegen die katholische Dynastie Hohenzollern und für die Erhebung des Grafen Rhena, eines Neffen des derzeitigen Großherzogs von Baden aus einer unebenbürtigen Ehe, zum Prinzen und Markgrafen von Baden und damit zum eventuellen Thronfolger.

Auch die Möglichkeit einer Nachfolge der Söhne der mit dem Kronprinzen von Schweden verheirateten

Tochter des Großherzogs wird erwogen, um ja die katholischen Hohenzollern aus dem Spiele zu bringen.

Interessant ist dabei, daß, mag folgen, wer will, alle Prätendenten, sowie die jetzt regierende Linie, unebenbürtiger Herkunft sind.

Die heutigen Baden-Durlacher stammen bekanntlich von einer Gräfin Hochberg geborene Freiin von Geher ab; die schwäbischen Hohenzollern mütterlicherseits von dem durch Napoleon geprinzten Geschlechte Beauharnais, und die Schweden von dem französischen Advokaten-Sohn Bernadotte, der, als die französische Revolution ausbrach, erst Sergeant war.

Ich wünsche dem jetzt regierenden Hause Baden noch viele Jahre und zahlreiche Nachkommenschaft. Wenn ich aber irgendwo Thronfolgestreitigkeiten zu erledigen hätte, käme „keiner daran“. Bei mir gäbe es unter gebildeten Nationen nur Sessel, keine Throne, Sessel für die vom Volk für kurze Dauer gewählten Präsidenten der Regierung.

Aber, und um deßentwillen habe ich der Sache Erwähnung getan in meinen Reiseerinnerungen, daß ist mir unbegreiflich, wie ein katholisches Blatt, von einem gescheiten Manne redigiert, sich dazu hergeben konnte, gegen eine katholische Dynastie, die zudem im Rechte ist, so vorzugehen.

Da muß was besonderes obgewaltet haben, daß die

Rölnner Volkszeitung einem solchen Artikel ihre Spalten öffnete und andere katholische Blätter es nachdruckten. Denn für so einfältig halte ich diese Blätter nicht, daß sie nicht einsehen, was eine katholische Dynastie in einem vorwiegend katholischen Lande bedeutet! —

Gegen Mittag fuhr ich trotz Nervenleids mit dem Münchner Reiseengel, der heute wieder heimkehrte, und mit Pfarrer Scheller in meinem Wagen nach Regensburg. Die „Tante“ war schon gestern abend hineingefahren, weil wir heute in ihrem dortigen Heim speisen sollten und ich es schon vor meiner Abreise versprochen hatte, bei ihr einige ihrer Bekannten zu sehen. —

Es sind etwas über zehn Kilometer von Etterzhäusen nach Regensburg, und die Straße zieht im malerischen Naabtale hin.

Raum ist aber die Naab in der Donau versunken und hört ihr Gebiet auf, so zeigt sich von ferne in der von langgestreckten Hügeln in weitem Bogen umfaßten Donauebene majestätisch die alte Kaiser- und Reichsstadt Regensburg.

Vor allem sind es die zwei gewaltigen Domtürme, die der Stadt ein so imposant wirkendes Bild geben.

Regensburg nimmt zweifellos in der Geschichte der deutschen Städte eine ehrenvolle, hervorragende Stelle ein.

Es wurde, nachdem die Zeit der Römerherrschaft vorüber und die bajuvarischen Herzoge aus dem Stamme

der Agilolfinger, die hier Hof hielten, von den Franken unterworfen worden waren, eine Lieblingsstadt der deutschen Kaiser und Könige des Mittelalters, besonders der ersten unter ihnen, der Karolinger.

Schon Karl der Große baute sich hier einen Palast, und er und noch mehr seine Nachfolger residierten, einzelne oft, andere ständig, in Regensburg. Und alle Könige und Kaiser nach den Karolingern hielten sich mit Vorliebe in der alten Donaufstadt auf bis ins 14. Jahrhundert hinein.

Mehr und mehr ging sie aber zurück, nachdem durch die habsburgischen Kaiser Wien bevorzugt worden war und Nürnberg ihr den Vorrang als Handels- und Gewerbstadt abgelassen hatte.

Innere Streitigkeiten und die Kämpfe mit den Herzogen von Bayern aus dem Hause Wittelsbach, die 1158 Burggrafen geworden waren und die Landeshoheit über die freie Stadt anstrebten, trugen weiter zum frühen Niedergange bei.

Zwar ritten auch noch die spätern Kaiser hier aus und ein; viele Reichstage fanden in Regensburg statt, und manche Kaiser- und Königswahl und Krönung ging hier vor sich; ja von 1663—1806 war die Stadt ständiger Sitz des Reichstags, aber ihre Blütezeit war doch vorbei.

Auf dem Reichstag 1546 lernte Kaiser Karl V. die schöne Regensburgerin Barbara Blomberg kennen,

die ihm seinen Lieblingssohn, Johann von Oesterreich, den Sieger in der Seeschlacht von Lepanto, gebar.

In Regensburg tagte vom August 1802 bis Februar 1803 die napoleonische Reichsdeputation, welche die weltlichen Reichsstände, denen die Franzosen ihre Gebiete jenseits des Rheins abgenommen hatten, entschädigte durch den großartigsten Diebstahl, den die Welt je gesehen hat, durch die Säkularisation der geistlichen Besitztümer.

Ubrigens hatte dieser Diebstahl auch seine Lichtseite. Er war für die geistlichen Höfe und ihre Domkapitel das wohlverdiente Strafgericht und machte der unwürdigen Schlemmerei und dem frivolen Schlaraffenleben dieser geistlichen Gesellschaft ein gerechtes Ende. Unschuldig betroffen wurden dagegen von diesem Raubzug die meisten Klöster.

Regensburg kam bei dieser Verteilung ungerechten Gutes vorübergehend an den Reichskanzler und Bischof von Mainz, Dalberg, den größten Glückspilz und geistlichen Liebling Napoleons, dem selbst Schiller gehuldigt hat. Im Jahre 1810 aber schenkte der Kanonenkaiser die Stadt seinem getreuen Trabanten, dem König von Bayern. —

Mir ist es jedesmal leid, wenn mein Reisetweg in eine größere Stadt führt, denn da soll man schandenhalber das und jenes gesehen haben, und das macht

mich nur müde, besonders heute, wo ich es ohnehin schon bin. Und so näherte ich mich der alten Reichsstadt nicht mit ungemischter Freude.

In zwei mächtigen Armen, die zwei Inseln einschließen, umkreist die Donau Regensburg.

Eine förmliche Vorstadt, aber eine Stadt für sich, bildet Stadtamhof, das nur durch die zwei Flußarme von Regensburg getrennt und durch eine herrliche steinerne Brücke mit diesem verbunden ist. Es ist eine ziemlich neue, saubere Stadt, die bei den vielen Belagerungen, denen ihre zehnmal größere Nachbarin ausgesetzt war, vieles zu erdulden hatte und erst 1809 noch von den Österreichern eingeäschert worden war.

Was die Einfahrt in die alte Stadt stört, ist ein schrecklicher eiserner Steg mit Kamelrücken, der gerade oberhalb der wunderbaren Steinbrücke über den der Stadt zunächst gelegenen Flußarm gelegt wurde und das ganze Stadtbild auf dieser Seite schändet.

Im Innern angekommen, staunt man über die Fülle alter, reizvoller Bürger- und Patrizierhäuser; aber man staunt auch über die mehr oder weniger große Verwahrlosung und über das schlechte Aussehen vieler dieser Gebäude.

Man glaubt in einer alten, englischen, von Steinkohlendampf geschwärzten Stadt zu sein. Und zum großen Teile scheinen auch die Steinkohlen-Schloten der

vielen Fabriken an dem unfreundlichen Aussehen der Häuser und der öffentlichen Gebäude schuld zu sein.

Mein Weg zur „Tante“ führte am Domplatz vorbei, wo der Dom St. Peter mir so imponierte, daß ich ausstieg, um ihm heute wenigstens von außen meine Guldigung darzubringen. Und diese verdient er; denn das Münster von Regensburg ist eine der wenigen ganz vollendeten, zweitürmigen gotischen Kathedralen im deutschen Reich.

Ihre zwei erst 1854—1869 völlig ausgebauten herrlichen Türme geben ihr entschieden den Vorzug vor Straßburg und Ulm und vielleicht auch vor Freiburg.

Aber auch abgesehen von den Fronttürmen, bietet der Bau von allen Seiten in wechselvollem Reize die entzückendsten Bilder. Besonders das Hauptportal und der Hochchor wirken wunderbar, das erstere durch seinen Figurenreichtum und der letztere durch seine gewaltige Höhe und seine breiten, maßwerkreichen Fenster, die fast die ganze Mauerfläche einnehmen.

Der Bau dieses herrlichen Domes fällt in seinen Anfängen zurück in die Blütezeit der Stadt, in das Ende des 13. Jahrhunderts, und er dauerte bis in die Zeit der Reformation, die auch in Regensburg, wie in allen Reichsstädten, Boden fand.

Das Innere konnte ich diesen Morgen nicht be-

trachten. Es war Essenszeit, und wenn man eingeladen ist, muß man pünktlich sein.

Die Tante wohnt in einem neuen Stadtteil, und obwohl wir einen ihrer getreuesten Paladine bei uns hatten, den Pfarrer von Mittendorf, der jede Woche einmal in den Bischofshof nach Regensburg kommt, gelangten wir erst nach verschiedenem Fragen in die Sternbergstraße.

Die hochelegante Wohnung der Tante hat in meinen Augen nur den einen Fehler, daß sie zu ebener Erde ist.

Parterre-Wohnungen in einer Stadt mag ich nicht, weil einem die Leute draußen auf den Trottoirs Tag und Nacht die Ruhe nehmen.

Aber wie staunte ich, den Pfarrer Kellermayer von Osterwaal, einen Freund Schellers, hier als Gast nochmals zu sehen! Ich freute mich indes aufrichtig, den stillen, bescheidenen Mann ein zweites Mal auf bayerischem Boden begrüßen zu können.

Ein fernerer Gast war mir besonders interessant, der Dombikar Münz, ein feiner, diplomatischer Kopf, der zweifellos Zukunft hat, wenn ihm nicht ein oder das andere der vielen Protektionskinder in Bayern vorz Licht steht.

Sonst ist dieser Herr wie geschaffen zu höheren, kirchlichen Würden und dabei von einem so liebenswürdigen und bescheidenen Wesen, wie es bei geborenen und noch

mehr bei gewordenen Würdenträgern in der Regel nicht üblich ist.

Er begleitete mich nach dem glänzenden Diner noch auf einer Fahrt durch die Stadt, um mir einiges zu zeigen.

Regensburg wäre mir, wenn es nicht so rauchelig und unsauber aussähe, lieber als Nürnberg. Wo man hinsieht, erblickt man die Spuren einer großen Zeit, von den Römern an bis zu den Tagen, da die Reichstagsherrlichkeit zu Ende ging. Alte, stilvolle Häuser, kunstreiche Kirchen und Klöster, malerische Plätze begegnen einem überall.

Zuerst wollte ich das alte Rathhaus mit dem Sitzungssaale sehen, in dem einst die Vertreter des heiligen römischen Reiches deutscher Nation getagt haben.

Ich bin ein alter Freund dieses alten deutschen Reiches, das bis zu Karl V., d. i. bis zur Reformation, ein erhabenes, machtvolles Gebilde gewesen ist.

Später haben es die einzelnen geistlichen und weltlichen Fürsten, die der Kaisergewalt Abtrag taten, wo sie konnten, die elende Regierungsmaschine und die Unbedeutendheit der meisten Habsburger verelenden lassen.

Ein Mann wollte im dreißigjährigen Krieg das Reich noch einmal retten, ging aber darüber schmachlich zugrunde. Dieser Mann war der Wallenstein.

Er wollte mit den Fürsten aufräumen und den Kaiser wieder zu dem machen, was er ehemals, nament-

lich in der hohenstaufischen Zeit, gewesen war: der einzige Herr im Reiche und die Fürsten seine Beamten.

Alles war für Wallenstein, Bauern und Bürger und der niedere Adel, so daß er offen aussprechen konnte: „Man braucht keine Fürsten und keine Kurfürsten mehr; jetzt ist es Zeit, daß man ihnen das Gasthütel abzieht.“

Gerade in Regensburg wollte Wallenstein zugreifen und den Herren das Gasthütel abziehen.

Während dem im Juni 1630 hier versammelten Reichstag, wo die Fürsten in den schwachen Kaiser Ferdinand II. drangen, den Wallenstein zu entlassen, schlug dieser dem Kaiser vor, er wolle die Fürsten in Regensburg aufheben.

Er hatte sein Hauptquartier in Memmingen, also in der Nähe, und hätte die Sache sicher prompt besorgt.

Die Antwort des Schwächlings Ferdinand war die Entlassung des großen Mannes; wobei leider auch der päpstliche Nuntius kräftig mitgewirkt hatte. —

Das alte Rathaus in Regensburg mit dem Reichstagsaal ist ein flotter, gotischer Profanbau aus dem 14. und 15. Jahrhundert, aber außen und innen schändlich verwahrlost.

Ich habe mich namentlich schwer geärgert über den Zustand, in welchem sich der Sitzungssaal des „ewigen Reichstags“ befindet. Jeden Schmuckes bar, sieht er aus wie eine leere, alte Scheune. Nur ein vergilbter Lehn-

stuhl und einige Wappenscheiben in den großen, gotischen Fenstern unterscheiden ihn noch von einer solchen.

Ich weiß nicht, ob die Stadt Regensburg reich oder arm ist; sie hat aber anno 1853 Geld gehabt, dem



König von Bayern eine Villa zu bauen, die längst für die Raß ist. Dieses Geld hätte sie meines Erachtens besser für die Restauration ihres geschichtlich bedeutendsten Profanbaus verwenden können.

Und heute noch sollten Stadt und Land und Reich eintreten, diese Stätte würdig herzustellen. Daß dieselbe aussieht, wie sie jetzt aussieht, ist in meinen Augen eine Schande für das ganze deutsche Reich.

Die kleinern Räume neben dem Hauptsaal, die Beratungszimmer der verschiedenen Reichsstände, zeigen etwas mehr Schmuck an Tapeten und Getäfel, aber alles in mehr oder weniger verwahrlostem Zustand.

In einem derselben sah ich ein Bild, wie das Rathaus nach der 1573 erfolgten ersten Bemalung ausgesehen hat. Die Regensburger Stadtbehörde sollte dieses Bild aber wegtun, da ein Vergleich mit einst und jetzt sehr zu Ungunsten derselben und der Stadt selbst ausfällt.

Unter den Ständezimmern hätte ich gerne noch eines für die Vertreter der Bauernschaft gesehen; aber dieser Stand fehlte in der alten Reichsorganisation.

Hätten die Bauern bei ihrem Aufstand von 1524—25 gesiegt, so hätten sie sich sicher auch ihre Vertretung im Reiche erkämpft.

Sie ahnten mit Recht, daß im Evangelium auch die Freiheit für sie liege; aber der Vertreter dieses Evangeliums, Luther, nahm sich leider der Bauern sehr schlecht an. —

Schon vor Wallenstein lebte ein Mann in hoher Stellung, der die Fürsten klein machen und den Bauern helfen wollte.

Es war dies der Großkanzler Kaiser Karls V., der Piemontese Kardinal Gattinara.

Er riet im Bauernkrieg dem Kaiser energisch, sich selbst an die Spitze der Bewegung zu stellen, mit Hilfe der Bauern eine Erbmonarchie zu gründen und die Fürsten wieder zu dem zu machen, was sie früher gewesen waren — Beamte des Kaisers und des Reichs.

Dieser herrliche Plan scheiterte an der Bedächtigkeit des Kaisers.

Ich aber sage: „Gut ab vor dem staatsmännischen Blick des Kardinals Gattinara!“ Hätte ihm der Kaiser auch in Bezug auf die Behandlung der Protestanten gefolgt und mehr Milde walten lassen, so wäre heute in Deutschland manches anders und besser.

Der Kaiser hörte aber, was die Protestanten betraf, zu viel auf Rom, wo man den deutschen Geist gar nicht kannte und wo man Karl V. trotzdem nie hold war und ihm politisch die Wege kreuzte, so gut man konnte.

Karls großem Plan, den deutschen Kaiser zum Weltmonarchen zu machen, wie es einst die römischen Imperatoren gewesen waren — ein Plan, der bei Karls V. Länderfülle zu verwirklichen gewesen wäre — wurde am meisten von Rom aus entgegengearbeitet und so die größte Glanzzeit des deutschen Reiches unmöglich gemacht. —

Die Folterkammer mit den Marterwerkzeugen in den Kellerräumen des Rathauses wollte ich nicht sehen. Solche Erinnerungen an den menschlichen Wahnsinn und seine teuflmäßige Brutalität gehören als Todsünden unserer Ahnen nicht aufgehoben. —

Wir fuhren vom alten Rathaus weg zum ehemaligen Kloster St. Emmeram, das zu Ehren des hl. Emmeram, eines der Apostel Bayerns, schon zu Ende des 7. Jahrhunderts entstanden und mit der Zeit eine der reichsten Abteien des deutschen Reiches und eine Kunst- und Kulturstätte ersten Ranges geworden ist.

Der hl. Emmeram war unter dem bairischen Herzog Theodo in Regensburg aufgetaucht, um an der Donau hinab zu den Avarn (Ungarn) zu ziehen und ihnen das Evangelium zu verkünden.

Theodo riet ihm aber ab, und der hl. Mann blieb in Regensburg, wo er schon Christen vorfand. Gegen Ende seines Lebens wollte er die Stadt verlassen und nach Rom ziehen.

Vor seiner Abreise fiel ihm die Tochter des Herzogs Theodo, Uta, mit ihrem unebenbürtigen Geliebten zu Füßen, bekannte ihre beiderseitige Verfehlung und bat um Losprechung, die sie erhielten.

Die Sage meldet nun, der Heilige habe sogar der Prinzessin Uta erlaubt, ihn nach seiner Abreise als ihren Verführer anzugeben.

Dies geschah, wahrscheinlich aber ohne Wissen und Wollen des Heiligen, worauf der Bruder Utaß, Lambert, dem hl. Manne nachritt, ihn im Gebirge noch erwischte und unter grausamen Foltern töten ließ.

Die Unschuld Emmerams kam aber bald an den Tag. Der Herzog schickte seine Kinder zur Strafe in die Verbannung und gründete zu Ehren des Märtyrers ein Kloster.

St. Emmeram bildet mit der ihm angebauten Pfarrkirche St. Rupert und mit seiner Vorhalle, seinen Arkypfen und Kapellen eine gewaltige bauliche Anlage und zeigt alle christlichen Stilformen in einer Fülle von Portalen, Säulen, Kapitälern, Gewölben und Reliefs.

Da könnte ein Kunstfreund wochenlange Detailstudien machen.

Am meisten hat mich die herrliche, lichte Vorhalle mit ihren stolzen Pfeilerkapitälern und Gewölben aus dem 12. Jahrhundert erfreut.

In ihr sah ich auch ein Marmorbild des bayrischen Herodot und Humanisten Johannes Thurmair von Abensberg, der unter dem Namen Aventinus die *Annales Bojorum* herausgab. Er war Professor und Prinzenenerzieher in Ingolstadt, sympathisierte mit der Reformation, erlitt darob Verfolgung und zog sich in das religiös freiere Regensburg zurück, wo er 1534 starb. —

Die Klosterkirche, ehemals eine großartige, frühromanische Pfeilerbasilika, wurde im 18. Jahrhundert verbarockisiert; was im vorliegenden Falle eine schwere Sünde gewesen ist, obwohl die zwei schon rühmlichst erwähnten Gebrüder Adam die Untat verübt haben.

Um so wohltuender wirkt es, wenn man unter der Kirche die große Archa zu Ehren der Gebeine des hl. Wolfgang, Bischofs von Regensburg, im ursprünglichen, romanischen Stile erhalten sieht, nachdem in den siebenziger Jahren der Stuck entfernt worden ist.

Im Schiffe der Kirche sind auch die letzten deutschen Karolinger, Kaiser Arnulf und Ludwig, das Kind, begraben. Denksteine verkünden es heute noch.

Auch an sonstigen Grabmälern von geistlichen und weltlichen Toten ist St. Emmeram reich.

Die großen Klostergebäude mit den Gärten hinter der Kirche sind heute die Residenz des Fürsten von Thurn und Taxis. Wenn ich aber der reiche Fürst dieses Namens wäre, möchte ich nicht in diesem Winkel wohnen.

Ein Fürst von Taxis war kaiserlicher Reichstagspräsident in der Mitte des 18. Jahrhunderts und deshalb mit seiner Familie hierher übergesiedelt, die dann im Jahre 1812 die Abteigebäude vom bayerischen Staate erwarb. —

Auf dem St. Emmeramsplatz sah ich ein Denkmal

des bekannten, 1832 hier verstorbenen Bischofs Sailer. Das Monument ist aber „verg'raten“, denn der Gefeierte steht als große, breite Figur auf einem für sie viel zu niedrigen Sockel.

Sailer, der Sohn eines armen Schuhmachers in Oberbayern und Novize bei den Jesuiten, wurde nach Aufhebung des Ordens 1775 Weltpriester und 1780 Professor der Theologie an der Universität Ingolstadt.

Wegen vermeintlicher Vorliebe für die Illuminaten wurde er 1794 entlassen, und es ging ihm ziemlich mißlich. 1799 wieder angestellt, brachte er es im folgenden Jahrhundert zum Domkapitular, Dompropst und schließlich 1829 zum Bischof in Regensburg.

Sailer war sicher einer der liebevollsten und liebenswürdigsten Menschen, aber seine Schriften und besonders seine Predigten sind Zuckerwasser und salbungsvolle Phrasen, mit denen man heutzutage nichts mehr anfangen kann. Mit lauter Gemüt ist die Welt nicht zu bekehren, am wenigsten die heutige. Aber Sailer war eben ein Kind seiner Zeit, einer Zeit, in der man einerseits von Humanität und Liebe triefte, während sie andererseits von Blut überströmt war. —

Von St. Emmeram weg ging's hinaus nach St. Jakob, der alten, romanischen Schottenkirche. Frische Mönche, früher fälschlich Schotten genannt, waren im 11. Jahrhundert auf einer Fahrt nach Rom in Regens-

burg sitzen geblieben und hatten das Kloster St. Jakob gegründet.

Die Kirche, eines der wohlhaltensten romanischen Gotteshäuser in Deutschland, stammt aus dem 12. Jahrhundert und ist eine architektonisch reich ausgeführte Pfeilerbasilika, die mir aber in ihrem Äußeren, besonders das Nordportal und seine Umgebung, viel besser gefiel als im Inneren, das unter der elenden flachen Decke und unter schlechten Glasfenstern sehr leidet trotz der mannigfaltig und herrlich verzierten Säulen.

Das Kloster, das bis 1862 bestand und junge Schotten für die heimatliche Mission ausbildete, ist heute Klerikalseminar für die Regensburger Diözese. —

Wir fuhren nun zur „alten Kapelle“ am alten Kornmarkt, einem der schönsten Plätze der Stadt, der nach einem zeitgemäßen oberpfälzischen Schwabenstreich in Moltkeplatz umgetauft wurde, obwohl der gleiche Moltke auch preußischer Oberstratege gewesen ist, als die Bayern anno 1866 gedengelt wurden.

Die alte Kapelle war ursprünglich ein mächtiger, dreischiffiger, romanischer Bau mit einem gotischen Chor, wurde aber, wie St. Emmeram, in der Mitte des 18. Jahrhunderts in den pompösesten Barockstil umgestaltet.

Den bescheidenen Namen alte Kapelle hat diese Kirche, weil hier einst die Hofkapelle der fränkischen Könige stand, die Ludwig der Deutsche hatte erbauen lassen.

Heinrich II., der Heilige, erbaute sie neu und gründete dabei ein Kanonikatstift, das heute noch besteht und verdienten geistlichen Professoren und Pfarrern ein gutes Altersbrot gewährt.

Interessant ist das Gnadenbild in einer eigenen Kapelle des südlichen Seitenschiffes. Es zeigt durchweg altchristlichen Typus und soll von Papst Benedikt VIII. dem Kaiser Heinrich, dem Heiligen, bei seiner Krönung in Rom (14. Februar 1014) geschenkt worden sein. —

Ich hatte für heute in meinem ohnedies totmüden Zustande Kirchen genug gesehen.

Regensburg gehört zu jenen alten, deutschen Städten, die sich durch Reichthum an Gotteshäusern auszeichnen.

Es hat bei nicht viel über 30000 Katholiken zwanzig Kirchen, von denen die allermeisten Kunstwert haben.

Nur den Bischofshof, wo meine Pferde eingestellt waren, wollte ich noch sehen.

Diese ehemalige, vom 14.—16. Jahrhundert teilweise auf römischen Grundmauern errichtete, einst glänzende Residenz der Bischöfe von Regensburg hat ihre alte Herrlichkeit längst verloren.

Privatleute wohnen in den alten Gebäuden, und im eigentlichen, stattlichen Hof und in den an ihn anstoßenden Räumen hat sich eine bischöfliche Brauerei und Wirtschaft niedergelassen.

Schon 1649 errichtete hier in seiner Residenz ein Bischof von Wartenberg eine Brauerei, die samt allen Gebäuden in den fünfziger Jahren an den Fond des bischöflichen Knabenseminars überging.

Ein Kenner sagte mir, daß im Bischofshof zu Regensburg besseres Bier gemacht werde, als in München.

In dem großen, von Bäumen beschatteten Hofe saßen heute viele fröhliche Menschen und tranken von dem guten Bier.

Einst huldigten in diesem Raume die alten Regensburger den deutschen Kaisern; ihre Nachkommen tun etwas viel Vernünftigeres, sie huldigen dem einzigen Könige, der seine Untertanen allzeit fröhlich macht und ihnen keine Lasten auferlegt, dem braven Flandrerfürsten Gambrinus.

Die Geistlichen in und um Regensburg haben an dieser Quelle besten bayerischen Nektars ein eigenes Stübchen. Hier trinken sie bischöfliches Bier zur Erhaltung ihrer einstigen Nachfolger im Knabenseminar, und drum existiert in der Stadt Regensburg sicher kein Wirtshausverbot für den gemeinen Klerus. Er arbeitet ja im Bischofshofe im Dienste der Kirche, und das ist allzeit nicht bloß erlaubt, sondern verdienstlich gewesen.

Ich erkundigte mich in den von mir durchquerten Diözesen auch nach dem Wirtshausverbot der Geistlichen und erfuhr dabei, daß in den Diözesen Augs-

burg, Regensburg und München alte und neue Verbote existieren, aber nur auf dem Papier.

Mit Wissen der betreffenden Kirchenbehörden besuchen die meisten Geistlichen dieser Diözesen nach Gutdünken das Wirtshaus. In der Diözese Passau besteht gar kein Verbot, wohl aber eine Verordnung, die etwas Ähnliches schwach im Auge hat.

In all den genannten Diözesen nämlich hat der Kooperator vom Pfarrer täglich zwei Liter Bier zu bekommen. Was er nicht trinkt, kann er in Geld fordern, das letztere aber in der Diözese Passau nur dann, wenn er sein Bier an demselben Tage weder im Wirtshaus, noch in einem Privathaus getrunken hat. In vielen Fällen zahlt aber in jedem Bistum der Pfarrer dem Kooperator sein Bier im Wirtshaus, wohin beide gehen.

Ein Pfarrer der Diözese Passau erzählte mir, daß ihn, als er noch Vikar war, sein Bischof einst gefragt hätte, wie er und sein Pfarrer sich in Bezug auf den Wirtshausbesuch verhielten. Der Gefragte antwortete, der Pfarrer gebe ihm regelmäßig am Samstag sein Biergeld, und unter der Woche gingen beide täglich auf einige Stunden ins Wirthaus.

Der Bischof, es war der bekannte Franz Weckert, habe ihm darauf lächelnd gesagt, er möge dem Pfarrer einen schönen Gruß sagen mit dem Wunsche, er solle

nur fleißig mit dem Kaplan aus gehen, dieser aber fleißig mit dem Pfarrer heim gehen.

Ein anderer sehr hervorragender Geistlicher der Diözese Regensburg sagte mir auf mein diesbezügliches Befragen: „In unserer Diözese ist der Wirtshausbesuch natürlich auch durch 37 Erlasse strengstens verboten, jedoch hält sich kein vernünftiger Geistlicher an diese Schrulle. Ich gehe fast jeden Tag etwas aus, und als mich einmal der Generalvikar fragte: ‚Gehen sie auch ins Wirtshaus?‘ antwortete ich ihm: ‚Selten, meistens ins Bräuhaus.‘ Seit der Zeit hat mich niemand mehr gefragt.“

Ein anderer Geistlicher derselben Diözese schrieb mir nach den Wahlen, daß dieselben am besten in den Orten ausgefallen seien, wo die Pfarrer ihren täglichen Biergang machten. Seitdem sei dieser Biergang in den obern Regionen zu gewisser Ehre gelangt.

Angeichts der strengen Disziplin, die in meiner Diözese herrscht, wird jeder, der mich kennt, einsehen, wie sehr ich derartige Vorkommnisse in Bayern bedaure. —

Mit der Tante und mit dem Pfarrer von Mittendorf fuhr ich am Abend nach dem stillen, lieben Etterzhäusen zurück.

Am 28. Juni.

Ich wollt', ich könnte in dem reizenden Schloßchen im Naabtal noch so lange bleiben, bis ich mich von

meinem Nervenstreif erholt hätte. Der gestrige Tag hat diesen Streif wieder verlängert und damit auch meinen Wunsch des längeren Verbleibens an diesem Ort, wo ich allein sein kann, so oft ich will, verstärkt.

Aber ich kann nicht bleiben, so gerne man mich behielte; denn meine Fahrt ist noch eine weite. Drum soll heute der letzte Rasttag in dem kleinen Paradiese sein.

Gegen Mittag besuchte ich den Pfarrer von Mittendorf. Seine stattliche Residenz liegt am Fuße kahler Hügel, aber Dorf und Pfarrhaus präsentieren sich trotzdem nicht unmalerisch in dem rauhen oberpfälzischen Lande.

Seine Schwester, die ihm den Haushalt führt, wäre zweifellos zu etwas Besserem geboren als zu einer Pfarrersköchin; denn sie hat unbedingt viel mehr, als man zu einer solchen braucht. Der geistliche Bruder wird, so wie ich die Wibervölker kenne, gut tun, diese Eigenschaften seiner Schwester allzeit anzuerkennen, was zweifellos geschieht.

Neben einer gescheiten, liebenswürdigen Schwester hat der wackere Pfarrer von Mittendorf auch noch das Glück, seine Mutter bei sich zu haben. —

Ich wollte auch einmal ein oberpfälzisches Bauernhaus im Innern sehen, und der Pfarrer begleitete mich in ein solches, da er ohnedies den kranken Besitzer besuchen wollte.

Ich staunte nicht wenig, als ich in der ziemlich kleinen Wohnstube auch das Herdfeuer brennen und die Bäuerin kochen sah.

In der Oberpfalz soll, wie ich hörte, die Küche überall in der Stube sein, was im Sommer keine kleine Plage sein muß.

Es war entsetzlich heiß und dunstig in dieser Küchenstube, in welcher der kranke Bauer, ein starker Bayermann, in einem Lehnstuhl saß.

Ich riet ihm, der offenbar herzleidend ist, sich vor's Haus in die frische, sonnige Luft zu setzen, was er sicher nicht befolgt hat. Denn ein rechter Bauer hält es für eine Schande, nichtstehend am hellen Werktag vor seinem Hause zu sitzen.

In die Stube kam auch ein junges, helläugiges, schwarzbraunes Mädchen, des Bauern Magd. Von dieser erzählte mir nachher der Pfarrer eine tapfere Tat.

Als der Seelsorger vor einiger Zeit den Kranken besuchte und das Mägdlein in die Stube trat, stellte er es zur Rede, weil er gehört hatte, es habe eine „Bekanntschaft“.

Die wackere Oberpfälzerin aber forcht sich nit. Sie gab dem Pastor nach seiner Rede ohne jede Gegenrede ehrerbietig die Hand und sprach: „Gelobt sei Jesus Christus, Herr Pfarrer!“ Dann machte sie „rechtsum kehrt“ und ging zur Stube hinaus.

Sie gab dem Pastor die Lehre, daß Herzensangelegenheiten eines Mägdeleins den Pfarrer nichts angehen und sie, die Oberpfälzerin, sich das Recht vorbehalte, ohne Genehmigung des Pfarrers über ihr Herz zu verfügen.

Daß sie heute wieder kühn in die Stube trat, trotzdem sie zwei Pfarrer drinnen wußte, macht ihrem Mute doppelte Ehre.

Wenn eine Prinzessin Bekanntschaft anfängt, wagt es kein Hofgeistlicher, sie darüber zu interpellieren, und wenn ein Stadtgänschen sich verliebt, sagt kein Stadtpfarrer was, und auch die Dorfpfarrer schweigen, wenn die Tochter eines Dorfmannen einen Burschen gerne sieht. Drum soll auch die Magd unbeschrieben bleiben, wenn die Liebe sie anstößt.

Gleiches Recht für alle, auch für die Mägde, und dies um so mehr, als die Liebe in den untern Regionen meist aufrichtiger und ernster ist als in den obern.

Die wahre Liebe, sagt ein Schriftsteller, ist wie das Meer, wie die Wüste, mehr ernst und melancholisch als lustig. Und so ging auch aus den hellblauen Augen des Mägdeleins in Rittendorf ein Zug der Schwermut. —

Diesen Nachmittag brachte ich im Bette zu, so sehr hatte die Müdigkeit mich wieder übernommen. Ich sagte mir aber, trotzdem mich niemand drum ansah, dies sei doch eine Schande vor der edlen Schloß-

herrin und vor den andern liebenswürdigen Damen; denn ein kranker Gast ist mit Recht nirgends wert.

Und wenn die Bewohnerinnen des Schlosses Etterzhausen mich für einen langweiligen, alten Patron halten, so sind sie völlig im Recht.

Ich bin sonst ziemlich gleichgültig dem Urtheile der Wibervölker gegenüber; aber daß mir meine Nerven gerade an einem so idealen Damensitz den Streich gespielt haben, kann ich ihnen nicht verzeihen. Und doch ist diese Malice erklärlich. Kranke Nerven zeigen ihr Elend erst recht, wenn sie zur Ruhe kommen, und ruhen lassen hatte ich sie eigentlich erst hier etwas. —

Am 29. Juni.

Ich fuhr diesen Morgen nochmals nach Mittendorf; denn es ist Feiertag, Peter und Paul, und ich will dort die heilige Messe lesen.

Die Bayern haben noch mehr Feiertage, als wir in Baden. So hat man hierzulande in den letzten sechs Tagen zwei Feiertage und einen Sonntag gehabt; was in unserer Zeit, in welcher der Kampf ums tägliche Brot immer schwerer wird, sicher des Guten zuviel ist.

Die Lehrer von Mittendorf sangen, während ich am Altar war, mit ihrem ländlichen Chor recht schön, und die Ministranten machten ihre Sache so tadellos und so schneidig, wie gut exerzierte preussische Soldaten.

Vom Pfarrer nahm ich noch nicht Abschied, als ich das sonnige Feiertagsdörfchen verließ. Wir sollten uns heute nochmals in Regensburg sehen. Denn die Tante, die schon in der Frühe mit der Eisenbahn dahin abgefahren war, hatte ein zweites Diner zu meiner Ehre veranstaltet.

Ich gehe in Freiburg nie zu einem Essen außerhalb des Hauses, weil mir solche Dinge eine wirkliche und wahrhaftige Geistesplage sind.

Gar in meinem dermaligen Nervenzustand so was mitzumachen, dazu brachte mich nur die Freundschaft für die Tante und mein oben schon erwähntes Versprechen. Versprechen muß man aber halten, besonders den weiblichen Ebenbildern Gottes gegenüber, die in alletweg ein unbedingtes Anrecht haben auf Männertreue, weil sie selbst viel treuer sind als diese. —

Vor Mittag nahm ich in Etterzhausen mit geziemenden Worten, soweit mir solche zu Gebote stehen, Abschied von der Schloßherrin und ihrem Trostengel und fuhr mit der Tarockkönigin, die auch als Gast nach Regensburg geladen war, zum zweitenmal der alten Reichsstadt zu.

Bei dem Essen lernte ich heute auch den Regierungsrat Baron von Griefenbeck kennen, einen echten Kavaliere im besten Sinne des Wortes und einen schönen Herrn im kräftigsten Mannesalter.

Er ist ebenso gesprächig als unterrichtet und auch ein sehr guter Redner. Leider galt seine Rede mir, sonst würde ich sie noch mehr loben.

Ich habe auch in Bayern die Erfahrung gemacht, daß, wie bei mir daheim, die Menschen nicht ruhig zusammensitzen und essen und trinken und Gespräche führen können, ohne daß sie Tischreden halten.

Wenn ich es machen könnte, müßte für eine derartige Rede fünfzig Mark Luxussteuer bezahlt werden. Aber auf diese Steuer gingen unsere monarchischen Regierungen nicht ein, weil dann die Fürsten zu kurz kämen, die ja bei solchen Gelegenheiten von ihren Untertanen am meisten und mit Wonne angehocht werden.

Wenn dagegen die Fürsten an ihren Tafeln Reden halten, bringen sie ihre Loaste stets gegenseitig auf sich und ihre Familien selber aus und höchstens noch auf die Armee, nie aber auf das dumme Volk. Recht so! —

Am Nachmittag schleppte Dombivikar Münz in seiner unverfiegbaren Liebenswürdigkeit den totmüden Mann noch in einige Kirchen.

So sah ich noch das Innere des Doms, das durch seine mächtigen Verhältnisse, seine Harmonie und vorab durch seine seltene Beleuchtung mir in hohem Grade Bewunderung abgetwonnen hat trotz meines Nervenleids.

Es erinnerte mich viel an das Innere des Doms in Straßburg, und manche Kunstkritiker wollen dessen

Erbauer Erwin auch mit dem hiesigen Dom in Verbindung bringen.

Herrliche alte Glasmalereien aus dem 12. und 13. Jahrhundert, schöne, gotische Altäre und künstlerische Grabmonumente schmücken das Innere.

Unter den Totensteinen findet sich auch das Marmor-
denkmal für den letzten Kurfürsten von Mainz und
späteren Kurerekanzler zu Regensburg, von Dalberg,
der, ein Franzosenknecht, Lebemann und Verschwender,
nachdem Napoleons Sturz auch ihn als Großherzog von
Frankfurt gestürzt hatte, nach Regensburg gezogen war
und hier 1817 in einem Wirtshause gestorben ist. —

Auch den Domkreuzgang mit seinen vielen Grab-
steinplatten und den „alten Dom“, die älteste, schlecht
restaurierte Kirche der Stadt, sah ich, ebenso die drei-
schiffige, romanische Basilika des ehemaligen adeligen
Damenstifts zur hl. Maria in Niedermünster.

Es gibt sicher in Deutschland selten eine Stadt, in
der Architekten, Kultur- und Kunsthistoriker und Heral-
diker ein so dankbares Feld finden, wie in Regensburg.

Alles erinnert an eine große politische und kirch-
liche Vergangenheit; aber überall tritt einem, wie schon
erwähnt, auch das Gefühl vor die Seele und vor die
Augen, daß die Nachkommen dessen besser warten sollten,
was die Ahnen ihnen hinterlassen haben.

Merkwürdigerweise sollen die sonst gut katholischen

und bischöflichen Regensburger allzeit ein liberales Stadtregiment wählen und haben. Da sollte man um so weniger Rückständigkeit erwarten und mehr Fürsorge für die geschichtlichen Denkmäler der Stadt. —

Schließlich brachte mich mein Begleiter einem Versprechen gemäß noch in das Kloster der unbeschuhten Karmeliten am „Wolkeplatz“, ein großes Anwesen aus dem 17. Jahrhundert.

Ein Karmelitenbruder Udalrich, vorher Apotheker und aus Koblenz gebürtig, erfand 1758 hier den Karmelitengeist, der solchen Ruf gewann, daß die Karmeliten in Regensburg fortan nicht nur nicht mehr zu betteln brauchten, sondern auch andere, ärmere Klöster ihres Ordens unterstützen konnten.

Als die bayerische Regierung 1810 das Kloster aufhob, ließ sie die Karmelitengeistfabrikation unter dem Titel „Königliches Meliffengeist-Institut“ bestehen.

Ludwig I. stellte das Kloster wieder her, und die Fabrikation, die ein Geheimnis des jeweiligen Priors ist, floriert heute noch in alter Art. Wo immer in der deutschen Welt eine fromme, alte Jungfrau an Magenkrämpfen oder sonstigen Übelkeiten leidet, hat sie sicher ein Fläschchen Karmelitengeist in ihrem Stübchen.

Auch mir sandten die guten Karmeliten noch zwei Fläschchen durch einen Bruder nach, als ich schon wieder in den Wagen gestiegen war.

Ich hatte seit mehr als einem halben Jahrhundert kein Karmelitengeist-Fläschchen mehr gesehen. Es freute mich, noch die gleiche Gestalt und die gleiche Etikette zu finden, wie in meiner Knabenzeit, da meine Großmutter und ihre Schwester, die Venebas, den Karmelitengeist lobten und benützten.

Auch die Worte „mit allerhöchster Genehmigung“ stehen noch auf dem „Bericht“ und tragen bei allen untertänigen Seelen sicher nicht wenig zum Glauben an die Heilkraft des Meliffengeistes bei.

Mein eigener Geist ist zu Ende; ich bringe vor Müdigkeit keinen rechten Gedanken mehr zusammen. Der Karmelitengeist kann für diesen Fall auch nicht helfen.

So schließe ich denn diesen Tag und bitte die Tante um ein Nachtquartier, das sie mir gerne in einem ihrer Salons gewährt, während mein Kutscher wieder im Bischofshof Quartier nimmt.

Am 30. Juni.

Eine Schlafmittel-Nacht ist wieder einmal vorüber. Müde, wie ich zu Bette gegangen, stehe ich auf, während die junge Sonne zu allen Ritzen hereindringt und mir Hoffnung macht, auf der Weiterfahrt im Sonnenschein und in frischer Donauluft mich wieder etwas zu erholen.

Wiewohl dem Josef das Bischofshofer Bier so gut gemundet hat, daß er schon vor neun Uhr des Morgens

so viel getrunken, als daheim den ganzen Tag, war er Punkt halb zehn Uhr zur Stelle für die Weiterfahrt.

Ich verließ die interessante Stadt beim Osttor und fuhr durch die Straubinger Straße in die große Ebene hinein, die sich rechts der Donau ausbreitet, während links die malerischen Gebirgszüge sich aufrollen, an denen der Fluß hinzieht.

Ein Bataillon bayerischer Infanterie zog mit klingendem Spiel vom Exerzieren heim. Es kam mir dabei der Gedanke, daß ihr oberster Kriegsherr ein irrsinniger Mann sei.

Das ist eine des bayerischen Landes und Volkes unwürdige Tatsache, daß als König bis zur Stunde ein Mann figuriert, der seit vielen Jahren geistig un-
nachtet und seiner Sinne nicht mächtig ist.

Sein Namenstag wird gefeiert, die Münzen tragen sein Bild, und das Land hat in alleweg einen blöd- und schwachsinigen König.

Jeder Ratschreiber und jeder Dorfbürgermeister und jeder Präsident einer Republik kann in solchem Zustand nicht weiter in seinem Amte bleiben, wird ersetzt und abgetan, ein König nicht.

Die Fürsten haben das Vorrecht, einmal vor anderen Sterblichen geistig mündig zu werden und dann auf ihren Thronen zu bleiben, selbst wenn sie geistig unmündig geworden sind.

Es wird eine Zeit kommen, in der man ein bedauerliches Lächeln hat über solche Unmündigkeit der Völker. —

Es werden übrigens demnächst 100 Jahre, daß Bayern und Württemberg Königreiche geworden sind. Falls die beiderseitigen königlichen Patrioten die Hundertjahrfeier begehen wollten, so dürften sie nicht vergessen, auch der Großväter und des Vaters dieser Königskronen zu gedenken.

Die politischen Großväter derselben sind die blutigen französischen Revolutionshelden Marat, Danton, Robespierre u. a.

Diese Königsmörder waren die politischen Väter Napoleons, der die beiden Kronen von Württemberg und Bayern schmiedete und gnädigst gestattete, daß der Herzog von Württemberg und der Kurfürst von Bayern sie aufsetzten.

Nach Lage der Geburtsakten ist es aber wohl am besten, eine Zentenarfeier zu unterlassen. —

Die Straße zieht im Bogen Donaufstuf zu, und bei dem Dorfe Barbing zeigen sich, in hohem Grade malerisch, auf dem linken Flußufer die zwei Ruppen, auf deren einen die stolzen Ruinen der Burg Staufen liegen, während auf der andern die Walhalla sich erhebt.

Zwischen beiden und an dem westlichen Hügel hinauf liegt der schöne Markttort Donaufstuf. Unter den Ruinen

steht in einem ummauerten Friedhof ein Kirchlein, welches dem ganzen Bild einen ganz besonderen Reiz verleiht.

Die Burg Staufen oder Stauf gehörte lange den Bischöfen von Regensburg, die hier oft Sommerresidenz hielten, und soll der schon früher genannte Bischof Albert der Große, der Lauinger, auf ihr seine Abhandlung über das Evangelium Lukas geschrieben haben.

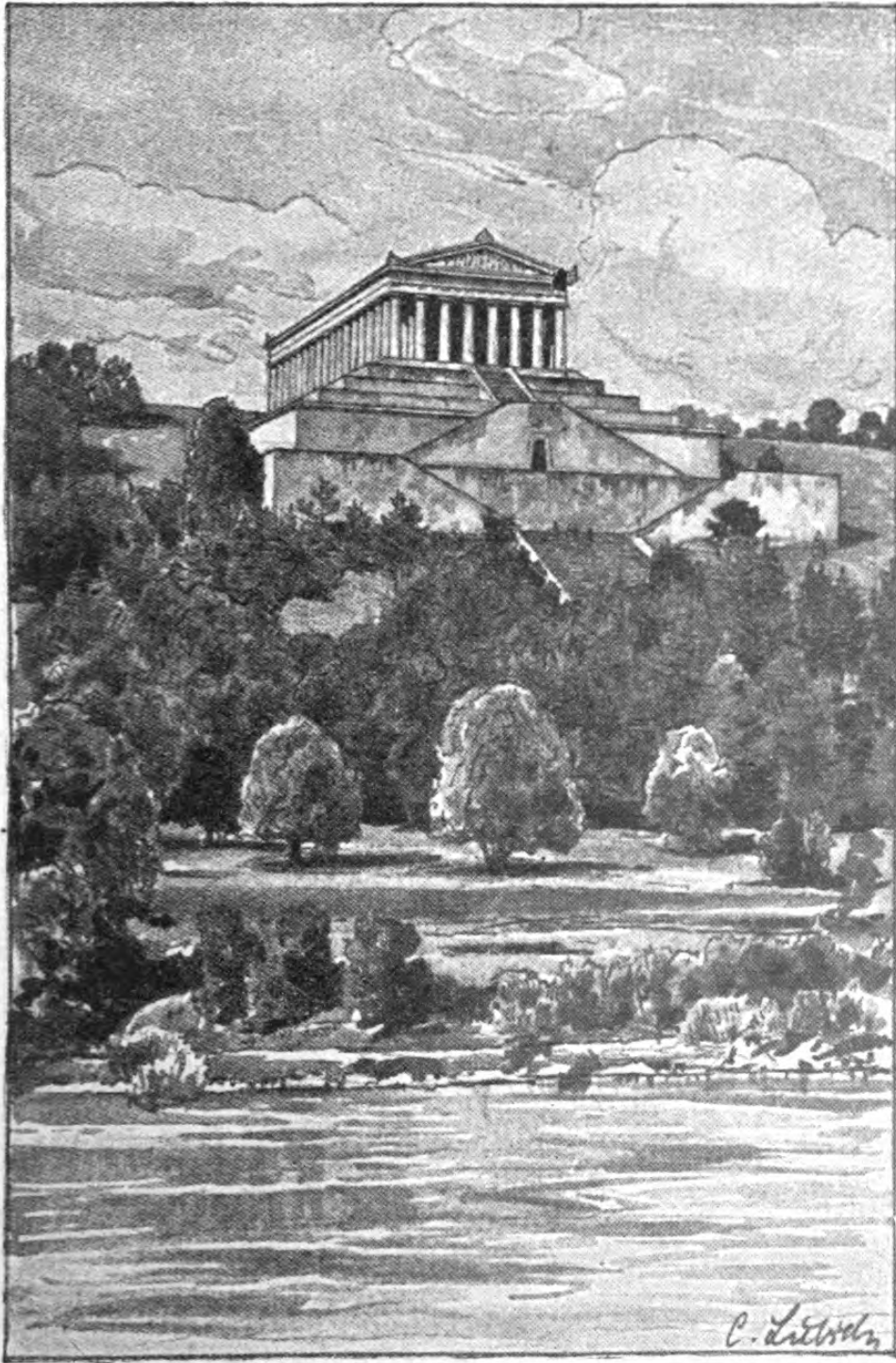
Man weiß nicht, wem man seine Blicke mehr zuwenden soll, der Ruine und dem unter ihr liegenden Markte Stauf oder dem glänzenden griechischen Tempel, der Walhalla.

Mir gefiel, offen gestanden, der Hügel, auf dem Stauf liegt, besser, als der andere, weil dieser griechische Prachtbau einfach nicht recht in diese deutsche Gegend paßt; was mir hier ob des weißen Marmors viel mehr auffiel, als bei der Befreiungshalle.

Zu einem griechischen Tempel denkt man sich ragende Felsen, Palmen, Öl bäume, Zypressen, Kakteen und Myrten als Umgebung — aber keinen deutschen Wald und kein nordisches Land.

Auf einer eisernen Galgenbrücke setze ich über die Donau hinüber nach Donaufauf. Die Brücke liegt gerade zwischen den zwei so reizend und so prächtig geschmückten Hügeln und verschändet beide samt dem Fluß.

Wenn Ludwig I. dieses Monstrum noch erlebt, er hätte die Ingenieure einsperren lassen. Nach meiner Meinung



gehören sie an den eisernen Galgen aufgehängt. Denn wer an solch klassischer Stätte sich so an Natur und Kunst versündigt, ist des Lebens nicht mehr wert.

Ich schreite nicht die 367 Marmortreppen hinauf, die von der Flußseite zur Walhalla führen und in ihrer Anlage für sich ein Kunstwerk sind, sondern ich ziehe auf der durch Wald und Fels gehauenen, schönen Straße hinauf zum Ruhmestempel.

So landete ich an der Nordseite des bayerischen „Parthenon“, wo mich der Fries mit Schwanthalers Gestalten der Teutoburger Schlacht begrüßte.

Je näher ich an das Wunderwerk mit seinen majestätischen Säulen dorischer Ordnung hinkam, um so mehr staunte ich über die edle Pracht dieses Bauwerkes.

Wenn es auch nicht recht paßt in das deutsche Land, dieses griechische Riesenkind, so sage ich doch: „Gut ab, dreimal den Gut ab vor Ludwig I. und seinem genialen Baumeister Leo von Klenze!“

Und mit dem Gut in der Hand schritt ich durch den herrlichen Säulengang zur Vorhalle, staunend und die alten griechischen Heiden bewundernd, die uns gelehrt haben, der Gottheit so würdige Tempel zu bauen.

Den Parthenon zu Athen, den Tempel der jungfräulichen Göttin der Hellenenstadt, die ihren Namen trug, soll Klenze sich als Vorbild gewählt haben.

Wir haben also in der Walhalla ein glänzendes Muster, wie die Heiden ihre Kirchen bauten.

Ich bin ein gläubiger Christ und halte das Christentum für die erhabenste, allein göttliche Religion, aber ich muß gestehen, die heidnische Art, der Religion würdige Räume zu schaffen, übertrifft alle christliche Baukunst durch ebenso große Einfachheit als überwältigende Bornehmheit.

Ich habe schon manche Tempelruine des Altertums gesehen; aber hier sah ich einen vollendeten, ganzen Tempel, und ich kam deshalb aus der Bewunderung nicht heraus.

Man möchte glauben, die Götter selber hätten den Griechen die Lehrmeister gemacht.

Freilich der Stifter der christlichen Religion hielt nicht viel auf Tempel, von Menschenhänden gebaut; er meinte, der Mensch solle Gott den Tempel in seinem eigenen Innern errichten und ihn anbeten im Geist und in der Wahrheit.

Das ist in der That ein viel idealerer und höherer Standpunkt; aber wir sinnliche Menschen haben eben auch unsere Freude an sichtbaren Tempeln der Gottheit. —

Tritt man durch die Riesenpforte in das Innere der Walhalla, so geht unsere Bewunderung, ich möchte fast sagen, in Ekstase über. Man ist seiner Sinne nicht mehr mächtig ob all der Gold- und Marmorpracht,

die einem entgegenstrahlt. Spiegelblanke Marmorplatten bedecken Boden und Wände, und von der Decke herab glänzen vergoldete Erzplatten und Kassetten, mit Sternen von Platin belegt.

Wallküren, Siegesgöttinnen, Karyatiden und die herrlichen Reliefs von Martin Wagner mit zahllosen Figuren, Deutschlands Urgeschichte darstellend, beleben den gewaltigen Raum neben den Marmorbüsten der Walhalla-Genossen.

Ehre und Ruhm für alle Zeiten verbürgt die Walhalla ihrem Schöpfer und den ausführenden Künstlern, welche neben ihm in erster Linie verdienten, zu den Walhalla-Genossen gezählt und hier aufgestellt zu werden.

Des Königs Marmorgestalt, in einem Sessel sitzend und die Walhalla-Genossen betrachtend, wurde bereits 1890 in der dem Eingang gegenüber am Ende des Saales befindlichen herrlichen Säulenhalle aufgestellt.

Am wenigsten gut wirken in diesem klassischen Himmelsraume die 102 Büsten der Walhalla-Genossen selbst. Sie stören die majestätische Ruhe und machen den wunderbaren Raum zu einem Büstenmagazin.

In der Wahl der Geehrten war Ludwig I. ziemlich unparteiisch; er nahm sie, wo er sie fand, ohne Rücksicht auf Stand und Religion.

Daß er den Freiherrn von Stein hier aufstellte, freute mich besonders, und ich betrachtete extra den

feinen Kopf. Stein, den Ludwig sicher noch wohl kannte, war sonst kein Freund der damaligen deutschen Fürsten und warf 1812 mit „Lumpengefindel“ um sich.

Dem wackeren, genialen Theophrastus Paracelsus und dem Bruder Nikolaus von der Flue gönnte ich auch den Ehrenplatz; schon weniger dem geistreichen Allersweltsherrenwedler und Schweizer-Byzantiner Johannes von Müller.

Gar nicht hinein gehörten der Franzosentrabant Moriz von Sachsen und die Büste der Kaiserin Katharina II. von Rußland; die letztere sollte die vielen Marmortreppen hinunter in die Donau geworfen werden.

Dieses schamloseste und sittenloseste aller Weiber, eine geborene Deutsche, Prinzessin von Anhalt-Zerbst, ließ ihren Mann erdroffeln und die Fürstin Tarakanoff, die Tochter der Kaiserin Elisabeth, auf die schmähhchste Art in ihre Gewalt und ums Leben bringen. 1783 wurden auf ihren Befehl allein in der Krim 30 000 Tarenten samt Weibern und Kindern niedergemetzelt.

Aber daß der Wallenstein in der Walhalla ist, der Fürstentöter und Kaiserstärker, hat mich am meisten gefreut.

Die Namen derjenigen Walhalla-Würdigen, deren Porträts nicht aufzutreiben waren, sind im Obergeschoß des Saales auf 64 weißen Marmortafeln in Goldschrift verzeichnet. Unter ihnen befinden sich auch die drei

Männer, die auf dem Rütli schwuren, die Schweiz zu befreien; ebenso Arnold Winkelried.

Es macht dies dem Freiheitsfinn des Königs alle Ehre.

Nicht gut zu sprechen war scheint's Ludwig auf die aus deutschen Landen stammenden Päpste, obwohl unter ihnen einer der tüchtigsten Nachfolger Petri war, Leo IX., ein Elsäßer.

Der Feldherr Radetzky fand, obwohl kein Deutscher, zu Lebzeiten Ludwigs noch Aufnahme anno 1858.

Seit diesem Jahre kamen nur noch Ludwig selber und der Kaiser Wilhelm I. in die Walhalla.

Und doch gehörte noch mancher hinein, der seit dem Tode Ludwigs I. Großes getan, so aus neuerer Zeit Bismarck, Richard Wagner und Lassalle.

Wo es fehlt, weiß ich nicht. Nach dem Testamente Ludwigs wäre die Walhalla eigentlich Eigentum des Deutschen Reiches. Warum die Vormacht Preußen auf dieses Testament hin keinen Anspruch erhebt, ist mir nicht erklärlich. Vielleicht deshalb nicht, weil das Wunderwerk nicht im gelobten Lande Preußen steht.

Mir kann's nur recht sein, wenn die Preußen nichts daren zu reden haben, sonst kämen sicher alle Brandenburger hinein, die jetzt die Alleen von Berlin bevölkern.

Der bayerische Landtag sollte die Sache einmal

ernstlich in die Hand nehmen und für eine unparteiische Neubesezung der Walhalla sorgen. —

Ich ließ natürlich auch den Josef die Halle betreten und bewachte indes die Pferde. Als ich ihm später den Zweck des herrlichen Tempels erklärte, fragte er, ob auch der Erfinder des bayerischen Bieres darin sei; denn dieser gilt ihm als einer der verdientesten Männer deutscher Art.

Und in der That könnte man sich streiten, ob nicht der flandrisch-deutsche König Gambrin, der Vater der bayerischen Gemütlichkeit, der durch seinen Stoff so manche Sorgen bricht und so manches Lied aus deutscher Zunge erschallen läßt, eher in die Walhalla gehörte, als mancher blutige Feldherr. —

Ich betrachtete natürlich auch von der Vorhalle aus die Landschaft und staunte über ihre Schönheit. Unten der stille Strom mit seinen grünen Wassern, jenseits die kolossale Ebene mit einem Meer von goldenen Saaten und nach Westen die alte Reichsstadt Regensburg im Morgensohnenglanz.

Ich schied voll Bewunderung im Herzen für den poetischen und kunstgenialen König Ludwig I., der ein anderes Los verdient hätte, als in seinen alten Tagen durch ein freches, hergelaufenes Weibsbild blamiert und durch eigene Schwäche gezwungen zu werden, abzudanken. —

Ich erkundigte mich später auch, woher der König die vielen Millionen hergenommen habe, um die Befreiungshalle und die Walhalla bauen zu können, und erfuhr, er habe viel Geld dem Militärbudget abgezwaft.

Das ehrt ihn abermals, daß er den Militarismus seinen idealen Zwecken dienstbar machte.

Heute könnten jährlich viele Millionen für ähnliche Zwecke gewonnen werden, wenn man den Runterbunt von Uniformen, die Leibwachen, die Leibregimenter und andere Paradedstücke abschaffen wollte. Aber zu so was Vernünftigem schwingt sich unser Reichstag nicht auf, am wenigsten das ausschlaggebende Zentrum, diese katholische Volkspartei im preußischen Regierungsgewand. —

Ich blieb auf der Weiterfahrt am linken Flußufer und fuhr, bald näher, bald entfernter der Donau, an den Hügeln hin.

In dem Dörfchen Bach hielt ich an, um dem Expositus Wenninger zu danken für seine Bereitwilligkeit, mir heute, am Freitag, Milch und Eier zu geben. Es war mir aber zu frühe, und ich wollte bis Mittag noch nach Wörth fahren.

Das Expositurhäuschen liegt hart an der Straße, und ich traf in ihm noch den Dekan der Gegend, der gekommen war, den langen Mann von Freiburg bei der Gelegenheit auch zu sehen.

Der Tisch war schon aufs säuberlichste gedeckt, und ich entschuldigte mich deshalb mit Dankesworten bei der Haushälterin.

In Bayern gibt es viele Expositurstellen, die von selbständigen Vikaren versehen werden, als ob sie Pfarreien wären.

Ich begreife aber nicht, warum diese Exposituren, die jeweils ein eigenes Haus und ein Einkommen haben, von dem ein Priester leben kann oder leben muß, nicht gleich zu kleinen Pfarreien erhoben werden. —

Bei dem winzigen Dörflein Kruckenberg sah ich zu meinem Erstaunen an den Halden auch noch Weinbau, der hier schon im achten Jahrhundert zur Zeit des Herzogs Thassilo vorkam.

Weit weg von der Donau liegt das große Dorf Wiesent mit einem finstern, alten, von Ecktürmen flankierten Schloß, einer Tiefburg, die dem Fürsten von Thurn und Taxis gehört.

Wo man von Donaustauf an hierzulande fragt, wem dieses oder jenes Schloß gehört, so heißt es: dem Fürsten in Regensburg.

Als Bayern dem Hause Taxis das Postmonopol ablöste, bezahlte es mit geraubtem Kirchengut.

So kamen die bischöflich regensburgischen Schlösser an der Donau hinunter und die ungeheuren Wälder des Klosters St. Emmeram an den Fürsten von Taxis.

Als diese mailändische Familie im 16. Jahrhundert das Reichspostmeisteramt in Deutschland und in den Niederlanden erhielt, dachte wohl kein Mensch daran, daß sie einst für dieses Monopol so kolossale Entschädigungen bekommen würde. Doch man bezahlte ja meist mit gestohlenem Gut, und mit solchem gehen bekanntlich auch die kleinen Diebe verschwenderisch um.

Übrigens soll der heutige Fürst von Thurn und Taxis sehr wohlthätig sein, was ich, abgesehen von der Christenpflicht der Reichen, für sehr klug halte.

Ich möchte auf alle die Herren, die von annektiertem Kirchengut leben, etwas verändert das Wort des Heilandes anwenden: „Machet euch Freunde mittelst des ungerechten Mammon, damit, wenn es mit euch zu Ende geht, sie euch am Leben lassen.“

Ich muß bei diesen Dingen, was ich schon anderwärts gesagt, immer an die Worte der Schillerschen Räuber denken:

Heut' kehren wir bei Pfaffen ein,
Bei reichen Pächtern morgen.

Der napoleonische Raubakt galt 1803 den Pfaffen; der sozialdemokratische Fischzug wird vorab den „Pächtern“ der Pfaffengüter gelten.

Die soziale Revolution kommt und muß kommen, so gut als die französische Revolution des 18. Jahr-

hundertſ eintreten mußte. Alles arbeitet darauf hin und nicht am wenigſten die oberen Zehntauſend, die unerſättlichen Goldkönige, die vorausſetzungsloſen Profefſoren, die rückſichtsloſen Automobilprohen und die emanzipierten Wibervölker.

Die Sozialdemokraten brauchen ſich gar keine Mühe zu geben; ihre Sache gedeiht doch, gerade ſo, wie dem Bauer ſein Wald wächst, ob er ſchläft oder wacht.

Ich bin weder ein Verteidiger, noch ein entfernter Anhänger der Sozialdemokratie, aber ich begreife ihr Werden und ihr Wachsen und anerkenne die Berechtigung vieler ihrer Forderungen.

Ihr kommuniſtiſches Staatsproblem iſt jedoch ein Unding und ein Unſinn, waſ ſchon die franzöſiſche Revolution deſ Jahres 1848 bewieſen hat. Die von ihr errichteten kommuniſtiſchen Fabriken und Werkſtätten gingen bald wieder ein.

Der Staat im ſozialdemokratiſchen Sinne wäre die Revolution und die Anarchie in Permanenz.

Revolutionen müſſen ſein und ſind von Zeit zu Zeit notwendig; ſie ſind die Fieber, welche der Heilung der Schäden der Geſellſchaft und deſ Volkſkörpers vorausgehen. Auch die Einführung deſ Chriſtentumſ war eine Revolution.

Eine ſoziale Revolution muß kommen. Aber der Sozialdemokrat hat dabei nur die Stelle deſ Ramin-

fegerß, der den alten Ruß hinaus schafft und dann wieder abzieht.

Er muß nur das Exempel statuieren, wie weit es die menschliche Gesellschaft bringt, wenn sie der voraussetzungslosen Wissenschaft folgt und Gott aus der Welt hinausleugnet und die Menschen lehrt, sie seien lediglich auf Erden, um hienieden das bessere Dasein, den Himmel, zu suchen und zu genießen, weil nach dem Tode alles aus sei.

Die französische Revolution am Ende des 18. Jahrhunderts hat zwar den Beweis schon einmal geliefert, daß man mit der „Göttin Vernunft“ die menschliche Gesellschaft nicht regieren kann. Sie hat die abdekretierten Glaubenssätze über Gott und Unsterblichkeit wieder beschließen lassen von den gleichen revolutionären Volksvertretern, die beide Sätze abgeschafft hatten. Aber unsere Zeit hat das alles vergessen, drum muß es ihr der große Raminfeger Sozialdemokrat wieder zu Gemüt führen. —

Bald nach Mittag rückte ich in den Markt Wörth ein, der ein gewaltiges, turmreiches, auf einem Hügel gelegenes Schloß von allen Seiten umgibt. Natürlich gehört diese wohlerhaltene Burg, auf welcher der letzte Fürstbischof von Regensburg, Dalberg, noch oft zur Sommerzeit Residenz hielt, heute auch dem Fürsten von Thurn und Taxis.

Schloß und Markt sehen aber so verwittert und verstaubt und vereinsamt aus, daß sie kein recht freundliches Bild mehr machen.

In einem Bräuhaus kehrten wir ein; ich aß Pfannenkuchen, zu dem die Bräumeisterin mir auf Wunsch einen Schoppen sauren Kruckenberg-Wein kommen ließ. Der Josef aber bekam hier die halbe Maß guten bayerischen Bieres zu zehn Pfennig, was er bisher noch nicht erlebt.

Er hat drum Wörth auf der ganzen Fahrt nie vergessen und hätte hier gerne einen Rasttag gemacht.

Die Wirtin gab mir zur Mittagsruhe ein so ruhiges und elegantes Zimmer, daß ich es hier bis morgen früh schon ausgehalten haben würde.

Aber um des billigen Bieres willen hier bleiben, konnte und wollte ich nicht, zudem wir eben erst in Etterzhäusen genug gerastet hatten.

Müde genug, um zu rasten, wäre ich gewesen; aber da es mir verhältnismäßig noch am wohlsten ist, wenn ich allein in guter Luft auf der Fahrt bin, so ging's am Nachmittag wieder weiter.

Wörth nennt sich an der Donau, ein Beinamen, der nicht paßt, denn vom Fluß sieht man weit und breit nichts.

Die Sonne brennt heiß auf die mächtige Ebene, die unterhalb dieses Marktes rechts sich aufthut, während

links die bewaldeten Vorhügel des bayerischen Waldes an die Straße rücken.

Ich nahm ein junges Mädchen in den Wagen, das von Tiefental nach Hofdorf unterwegs war und recht müde dahintwanke.

Es ist aus dem ersteren Ort, hat in Hofdorf gedient, wurde krank und will jetzt, wieder auf dem Weg der Besserung, seine Dienstherrschaft besuchen.

Das Mädchen ist armer Leute Kind. Arm sein ist schon hart, doppelt hart in einer Zeit, in der niemand mehr arm sein will und die Menschen die Armut verachten oder ihrer sich schämen.

Aber arm und krank sein, tut dreifach und zehnfach wehe. Und doch saß das Mädchen so still und so zufrieden und so ergeben mir gegenüber, und keine Klage kam aus seinem Mund, als ich es über sein Leben und Leiden ausfragte, daß ich mich tief von ihm erbaut und beschämt fühlte. Denn ich bin bei Leiden die Ungeduld und die Unzufriedenheit mit dem Leben selber.

Leben heißt leiden, lehrt das Christentum, und darum nimmt das christgläubige gemeine Volk das Leiden auch leichter, weil es überzeugt ist, daß die frohe Botschaft von einem besseren Leben vor allem ihm gilt. —

Raum hatte mich die geduldige Kranke in Hofdorf verlassen, als auf meinen Wagen ein geistlicher Herr

zukam. Es war der Kooperator Münsterer von Pondorf, meinem heutigen Nachtquartier.

Er war auf seinem Filialdorf gewesen und fuhr nun mit mir nach dem Pfarrsitz.

Ein stattlicher Herr, dieser Kooperator, ein reicher Brauerssohn aus der Holledau, schon in den Dreißigern, denn er ist bereits im zehnten Jahre an seiner Stelle. Er war früher Philosoph und Korpsstudent und ist heute in allemweg ein frischer, geistesheller, fröhlicher Mann, der mir alsbald volle Sympathie abgetwann.

Auf ihn stimmen sicher die Worte, in die ein bayrischer Bauernbursch ausbrach, als er den neuen Kooperator zum erstenmal in seiner Filialkirche predigen hörte:

„Der Duifl fo das! Da Schroi wöi (wie) der anda, der erst wöi da leza (der letzte)! Und Schroi wöi Doarrschlä (Donnerschläge)!“

So erzählt Schlicht in seinem reizvollen Buch: „Bayrisch Land und Bayrisch Volk“, und diesen originellen Schlicht sollte ich heute in Pondorf kennen lernen.

Dieses ganz kleine Pfarrdorf, in fruchtbarer Ebene unweit der Donau gelegen, ist bald erreicht, nachdem mir unterwegs der Kooperator einen Unfall erzählt hatte, der ihm vergangenen Spätherbst auf eben der Straße passiert war, über die wir hinfuhren.

Er war in Hofdorf gewesen und auf dem Heimweg von einem Metzger zum Mitfahren eingeladen worden. kaum sitzt er im Wagen, so wird das Pferd scheu, der Wagen stürzt um, und der Kooperator bricht beide Handgelenke. Heute noch leidet er an dem Unfall.

Der Pfarrhof in Pondorf liegt samt der gotischen Kirche, ihrem hohen Turm, dem Friedhof und einer Kapelle in einer Ummauerung und ist würdig eines alten Dekanatsvikars.

Der derzeitige Dechant und geistliche Rat Schuheder ist, da ich schon ziemlich frühe ankomme, nicht daheim. Er und der Benefiziat Schlicht nehmen noch ein Bad in der nahen Donau, wozu die Hitze mehr als einladet.

Nachdem ich mich in dem schönen Quartier installiert, besichtigte ich noch mit dem Kooperator die Kirche und den Friedhof.

In der ersteren, einem hellen, schön restaurierten Heiligtum, sah ich auch die steinerne Grabplatte des berühmten Teufelsbanners Gafner, der 1779 hier als Pfarrer starb und dem auf seinem Grabstein nachgesagt ist, was ich eben von ihm schrieb, daß er ein sehr berühmter Teufelsbeschwörer gewesen sei.

Ein Zufall brachte mir im vergangenen Winter ein Buch in die Hand, in welchem das Leben dieses Pfarrers erzählt ist, ein Leben, das zweifellos zu den merkwürdigsten gehört und mir völlig neu war.

Er war geboren 1727 in einem kleinen Dorf in Vorarlberg. Ein Bruder seiner Mutter, der Beamter in Prag war, ließ ihn studieren. Er wurde Priester und 1758 Pfarrer in Klösterle, ebenfalls in Vorarlberg.

Hier wurde er krank, und nachdem er vergeblich seine Zuflucht bei den Ärzten gesucht, kam er auf den Gedanken, der Teufel könnte hinter seiner Krankheit stecken und wolle ihn durch dieselbe in seinem geistlichen Berufe hindern. Er beschwor deshalb von nun an nach kirchlicher Vorschrift den Satan, im Namen Jesu zu weichen und, falls er der Urheber der Krankheit sei, seinen Einfluß zurückzuziehen.

Nach einiger Zeit wurde Gafner völlig gesund, und nun wandte er das gleiche Mittel auch bei den Kranken seiner Pfarrei an und zwar mit größtem Erfolg.

Bald kamen auch aus der Umgegend und aus den Nachbarländern Tyrol, Schwaben und der Schweiz Kranke, denen meistens durch die Beschwörung des Pfarrers geholfen wurde.

Oft waren deshalb an einem Tage 3—400 fremde Kranke in dem kleinen Dorf, und die Gafnerschen Heilungen machten bald weithin das größte Aufsehen.

1775 heilte er eine Gräfin von Waldburg-Wolfegg, und diese bestimmte ihn, mit nach Wolfegg in Oberschwaben (damals österreichisch, jetzt württembergisch) zu kommen und auch dort den Namen Jesu zu verherrlichen.

Gaßner setzte seine Wunderheilungen auch in Wollegg fort und in verschiedenen Städten Oberschwabens.

Von einem Konstanzer Domherrn, einem Grafen von Montfort, in die Diözese Konstanz berufen, wurde er durch den Einfluß seiner Gegner bei dem Bischof und Kardinal von Rodt verschrieen, aus dessen Diözese ausgewiesen und von seinem Bischof in Chur in seine Pfarrei Klösterle zurückberufen. Aber nach kurzer Zeit verlangte ihn der Bischof von Regensburg und Propst von Ellwangen, ein Graf Fugger, der schon lange blind war.

Gaßner kam nach Ellwangen und erklärte dem Bischof, er könne ihm nicht helfen, weil seine Krankheit eine natürliche sei und er nur helfen könne, wenn der Teufel seine Hand dabei im Spiel habe.

Er teilte die Krankheiten ein in natürliche, in gemischte (teils natürliche, teils unter dem Einfluß des Teufels stehende) und in übernatürliche (rein diabolische).

Man mag nun über diese Einteilung spotten und lachen und an den Teufel glauben oder nicht glauben, soviel ist durch zahllose Augenzeugen und durch Protokolle, die von Fürsten, Bischöfen, Gelehrten, Ärzten verschiedener Konfessionen unterzeichnet wurden, festgestellt, daß Gaßner zahllose Menschen dadurch plötzlich geheilt hat, daß er ihnen die Hand auflegte und dem Teufel im Namen Jesu befahl, den Kranken zu verlassen.

Die Heilungen waren aber nicht bloß plötzliche, sondern auch andauernde. Gafner hatte förmlich Gewalt über die leibliche Natur des Menschen; er rief mit einem Wort Fieber hervor, Todesangst, Todeszuckungen und entfernte dieselben auf gleiche Weise wieder.

Viele Tausende von Menschen zogen ihm zu nach Ellwangen und später nach Regensburg; die Kranken, um von ihm geheilt zu werden, und die Gesunden, um Zeugen seiner Wunderkraft zu sein.

Die Heilungen dieses merkwürdigen Mannes fielen gerade in die Zeit, in welcher sich in gelehrten und gebildeten Kreisen die religiöse Freigeisterei breit zu machen anfing.

Deshalb erhob sich gegen Gafners Teufelsbeschwörungen großer Widerspruch im Norden und Süden des Reiches.

Im Norden waren es der bekannte Buchhändler und Literat Nicolai in Berlin und der ebenso bekannte protestantische Theologe Semler in Halle; im Süden traten gegen ihn auf die „Illuminaten“ und ihre Gefinnungsgenossen in Ingolstadt, München und Wien.

Da man Gafners Heilungen nicht leugnen konnte, so erklärte man sie als Magnetismus, dessen Erfinder, Mesmer, damals in Wien lebte. Man lud den letzteren ein, die Heilungen Gafners sich einmal anzusehen.

Er kam auch, aber nur bis München, und war, offenbar beeinflusst, nicht zu bestimmen, nach Regensburg zu

gehen; dem Gafner aber, der ihn in München aufsuchen wollte, wurde es vom Hof aus verboten, daselbst seine „Theaterstücke“ aufzuführen.

Schließlich gelang es seinen Gegnern, in Wien ein kaiserliches Mandat zu erwirken, in welchem dem Gafner seine Heilungen im ganzen Reich verboten wurden. Sein Gönner, der Fürstbischof von Regensburg, übergab ihm nun im Jahre 1776 die Pfarrei Pondorf, wo er seine Heilungen im kleinen fortsetzte und 1779, erst 52 Jahre alt, gestorben ist.

Eine ganze Flut von Schriften für und gegen Gafner sind seinerzeit erschienen. Es geht aber aus den Erklärungen von Freund und Feind hervor, daß dieser einfache, demütige und fromme Priester jedenfalls ein ganz außerordentlicher Mensch gewesen ist, der zweifellos eine wunderbare Heilkraft besaß. Ob dieselbe auf natürlichem oder übernatürlichem Fundamente ruhte, will ich hier nicht entscheiden.

Sein Andenken ist heute, selbst im Volke von Pondorf, gänzlich erloschen. Sein Auftreten aber und seine Taten zeigen, daß es zwischen Himmel und Erde noch Dinge gibt, die wir auch vom ungläubigen Standpunkt aus nicht leugnen dürfen, weil Tatsachen gegen die Leugnung sprechen. —

Auf dem Friedhof in Pondorf fand ich auf jedem Kreuz und auf jedem Grabstein angegeben, ob die be-

treffende Person vor dem Tode noch die hl. Sacramente empfangen habe. Es soll dies in der Gegend allgemein Sitte sein, eine Sitte, die ich aber nicht billigen kann, weil da auf manchen, der ohne seine Schuld ohne Sacramente stirbt, unverdienter Weise ein Makel fällt.

Sodann fand ich auf den Grabsteinen und Kreuzen die Namen Ausnahmsbauer, Ausnahmsöldner, Ausnahmsbäuerin &c. Das war mir fremd, und ich erfuhr, daß Ausnahme soviel bedeutet als auf dem Schwarzwald Leibgeding und im Norden Altenteil.

Der Ausnahmsbauer ist also einer, der seinen Hof dem Sohne übergeben und sich auf das Leibgeding zurückgezogen hat.

Als Bauer gilt hierzuland, wer wenigstens zwei Pferde hat, als Söldner, wer ein Pferd oder ein Paar Ochsen, und als Gütler, wer nur zwei Kühe hat.

Ich finde den Ausdruck Ausnahme für einen abgehenden Landmann nicht sehr geschickt gewählt; es müßte denn nur Regel sein, daß ein Bauer und Söldner sein Gut selten abgibt vor seinem Tode, und dann stimmte die Ausnahme trefflich.

Gegen diese Auslegung sprechen aber die vielen Ausnahmsbauern und -bäuerinnen auf dem Friedhof. —

Ich schritt dann mit meinem Begleiter nach dem nahe gelegenen, großen Dorfwirtshaus, um nach Kutsher und Pferden zu schauen.

Wir kamen unterwegs auch auf die bayerische Politik zu sprechen. Ich verfolge dieselbe nur ganz oberflächlich und flüchtig in der Zeitung. Als ich aber dem Kooperator erklärte, nach meiner Ansicht sei der demokratische Zentrumsabgeordnete Heim vorab auf dem rechten Weg und habe meine volle Sympathie — da stimmte er mir freudig zu und hielt dem Reallehrer und Abgeordneten Heim eine volle Lobrede.

Er nannte ihn äußerlich einen bairischen Grobian, aber innerlich einen bairischen Gemütsmenschen. Er pries seine Wunderkraft als Organisator des Genossenschaftswesens und als Reorganisator des bayerischen Zentrums und nannte ihn den ungekrönten König von Bayern, dessen Macht und Weisheit die demnächstigen Wahlen zeigen würden.

Daß dieses Lob nicht übertrieben war, davon überzeugte ich mich auf der Fortsetzung meiner Fahrt überall. Überall war nur eine Stimme der Anerkennung für den wackeren Mann, der am rechten Ort das Maul braucht und nichts werden will.

An Abgeordneten, die was werden wollten und nach kirchlichen Würden und Ämtern trachteten, hat es noch nie gefehlt. Wir hatten in den deutschen Parlamenten fast immer zu wenig „Hausknechte“ und zu viele Hoflakaien und Kammerdiener.

So war auch das bayerische Zentrum längst keine

echte Volks- und Bauernpartei mehr, und daß es dieses wieder geworden und mehr Rückgrat nach oben bekommen hat, ist das Verdienst Heims, der vorab ein Freund der Bauern ist, diesen Grundstüben von Staat und Kirche, und der kein Blatt vor den Mund nimmt.

Nicht umsonst sagen die bayerischen Bauern von ihm: „Schad is, daß von dem a mal a Boantl (Beinchen) derfällt (verfault).“

Noch drastischer lautet ein anderer Lobspruch des dankbaren Bauernvolks: „Dem sollt' ma d' Füaß wasch'n und 's Wassa darvo faufa!“

Manche Leute werden zähneknirschend diese Worte vernehmen. Und doch gäbe es unter ihnen selbst Speichellecker genug, die so was mit Vergnügen von Fürsten sagten und ihnen zulieb taten.

Mir gelten diese Ausdrücke als Zeichen der höchsten Verehrung einem Volksmanne gegenüber, und darum freuen sie mich. —

Der große Wahlsieg, der wenige Tage nach meiner Unterredung mit dem geistvollen und praktischen Kooperator von Pondorf erfolgte, hat seine Worte und die Politik Heims glänzend gerechtfertigt.

Heim ist noch ein junger Mann, kaum vierzig Jahre alt und nur Reallehrer in Ansbach.

Sein demokratisches Wesen hat er offenbar von seinem Vater geerbt, der Posamentier in Aschaffenburg

und ein alter Achtundvierziger gewesen ist. Und zu seinem Wirken für die Gedrückten und Beladenen haben ihn die Entbehrungen einer trüben Jugend begeistert. —

Als wir in den Pfarrhof zurückkamen, waren die beiden Herren vom Bade zurück und saßen schon hinter dem Maßkrug. Ich setzte mich zu ihnen und aß meine dicke Milch, die jetzt in dem unteren Donaulande, wo die Pfarrer meist Ökonomie haben, nicht mehr ausging.

Dekan Schuheder, ein schlichter, einfacher Mann, der Sohn eines Gütlers aus Gschwendt in Niederbayern, ist das Idealbild eines altbayerischen Landpfarrers, dem man alles eher ansieht, als den offiziellen Vertreter eines Dekanats. Aber Klugheit und gesunder Menschenverstand sprechen mit Macht aus seinen Zügen.

Der Benefiziat Schlicht hatte vom Dechanten in Bondorf gehört, daß ich käme, und mir seinen hiesigen Besuch zu meiner Freude noch in Freiburg angezeigt.

Ein kleiner Mann mit klugen, forschenden Augen und sanfter Rede und mit einem vom Alter — er zählt 73 Jahre — etwas gefurchten Gesichte, besitzt er deswegen meinen ganzen Respekt, weil er eigentlich nur ein Buch, aber ein rechtes geschrieben und es in seinem langen Leben nicht weiter gebracht hat als zum Schloßbenefiziaten in Steinach bei Straubing.

Geboren als der Sprößling eines armen Gütlers in der hopfenreichen Gallertau, nahm ihn der Pfarrer

seines Dorfes als Laufbub in sein Haus und gab ihm nebenher lateinischen Unterricht.

Ein Jahr darauf brachte er ihn in das bischöfliche Knabenseminar nach Metten. 1852 kam er in das theologische Seminar nach Regensburg und wurde 1856 daselbst zum Priester geweiht.

Fünfzehn Jahre lang war er sodann Kooperator und Kaplan, und erst 1871 gelangte er zu einem selbständigen Posten als Benefiziat in Steinach, wo er heute noch sitzt.

1875 erschien sein Buch „Bayerisch Land und Bayerisch Volk“, in welchem er nach den drei kirchlichen Festkreisen — Weihnachten, Ostern und Pfingsten — das niederbayerische Bauernleben in kleinen, reizvollen Bildern geschildert hat.

Der Josef Schlicht kennt Land und Leute in Bayern besser als unsereiner seine Schwarzwälder und weiß auch mit viel mehr Humor zu erzählen.

Die geistlichen Zopfmandarinen in Regensburg hatten an dem offenen, ehrlichen Buch manches auszusetzen; es war ihnen nicht fromm genug. Und der Josef Schlicht tat ihnen den Gefallen und hat das Buch umgearbeitet, verwässert und mit einem andern Titel versehen. Der Spiritus war aber daraus fort, und des Verfassers Schwingen blieben fortan gebunden.



Er schrieb zwar noch zwei weitere Bayernbücher, aber sie reichen nicht an sein erstes hinan, und ihm war es auch entleidet, mit gebundenen Federn weiter zu schriftstellern.

So wie man aber nach einem lateinischen Sprichwort Respekt haben soll vor dem, der nur ein Buch recht gelesen hat, so muß man auch Achtung vor dem Schriftsteller haben, der nur ein Buch, aber ein rechtes, geschrieben. Und das hat der Josef Schlicht getan.

Loben aber kann ich es nicht, daß er um einiger Zopfmandarinen willen die Schriftstellerei nach dem Herzen aufgegeben hat.

Ein richtiger Bücherschreiber muß, ohne nach oben oder unten, auf Gunst oder Ungunst zu schauen, nach des Dichters Wort handeln:

Was dir Wahrheit dünkt, das sage,
Und die Wahrheit sei dann Gott befohlen! —

Unserer hat viel zu viel geschrieben. Aber deshalb gleichen seine Bücher auch den Waren in einem Großbazar, ja sie sind noch weniger wert als diese. Diese sind schlecht und billig, meine Bücher aber nach der Ansicht vieler Leute schlecht und dazu teuer.

Schlicht hat sich auch nur ein Mal um eine Pfarrei beworben und, da er sie nicht bekam, jedes Petitionieren um eine solche aufgesteckt. Er ist zufrieden auf seinem kleinen Posten, machte früher jedes Jahr eine größere

Reise und lebt jetzt in stiller Zurückgezogenheit und trinkt sein Bier dazu.

Drum hörte ich heute abend in alleweg mit Bewunderung dem kleinen Manne mit der sanften und doch energischen Stimme zu, und ich hätt' ihm noch viel länger zugehört, wenn Müdigkeit und Furcht vor einer schlechten Nacht mich nicht in mein Zimmer getrieben.

Er saß noch beim Bier, als ich nach zehn Uhr mich empfahl und zugleich von ihm verabschiedete. Er bleibt auch über Nacht im Pfarrhaus und wandert morgen früh um fünf Uhr zu Fuß und nüchtern die zwei Stunden nach Steinach, wo er ein Amt zu singen hat.

Solche Rüstigkeit verdankt er sicher auch dem Umstand, daß er die Schriftstellerei aufgesteckt hat.

Am 1. Juli.

Ausnahmsweise hätte ich heute gern den geistreichen Kooperator Münsterer eine Strecke weit mitgenommen, aber er ist schon in der Frühe nach München abgereist zu einem landwirtschaftlichen Fest. —

Heiß, wie immer, brannte bei der Weiterfahrt die Morgensonne auf das Donaulachland. Aber schön war's doch.

Der Josef erzählte mir von der Frömmigkeit der Bayern. Als er gestern abend beim Läuten des

englischen Grußes in der Wirtsstube saß, war beim ersten Glockenzeichen die Wirtin in die Stube gekommen und hatte angefangen laut zu beten.

Alle Gäste erhoben sich und beteten mit. Das imponierte meinem fürs Beten und Kirchengehen gerade nicht besonders angelegten Rutscher.

„So ebbis (was),“ meinte fortan der Josef oft, „gibt's bei uns nit; drum verdienen die Bayern auch das gute Bier.“

In Wahrheit, nirgends auf meinen vielen Reisen und in meinem langen Leben hab' ich bei den Menschen durchweg, in Stadt und Land, bei geistlich und weltlich, so viel Andacht beim Betläuten gesehen wie in Bayern, vorab in Niederbayern.

In Passau sah ich auf der Straße nicht bloß alle Männer mit entblößten Häuption, sondern auch Frauen mit aufgehobenen und gefalteten Händen beten.

In Freiburg im Breisgau ziehen nicht einmal mehr die Priester und die es werden wollen beim Zwölfuhrläuten den Hut ab, noch viel weniger andere katholische Leute.

Ich sage aber, wo der englische Gruß noch so in Ehren gehalten wird, wie in Bayern, da ist auch ein wahrhaft katholisches Land.

Das Gebet ist in allemweg das erste und das letzte Band, das uns mit Gott verbindet, und der

Mensch, der nicht mehr betet, ist in Wirklichkeit, wenn auch nicht ausgesprochen gottlos, so doch von Gott los; er hat den letzten Faden, der nach oben führt, abgeschnitten.

Das Gebet ist nur ein Teil der Christenpflichten, und das Beten allein macht nicht den Christen; aber das Gebet ist der Atem der Seele und damit das Fundament des religiösen Lebens.

Mich hat es zugleich gerührt und beschämt, da ich die Menschen in Bayern in den Kirchen und auf den Straßen so voll Andacht beten sah. Und oft sagte ich mir, Tränen in den Augen: „Gott segne dieses Volk!“ —

Bei dem kleinen Dorfe Zeitldorn bemerkte ich wieder einzelne alte Strohhäuser, die mich immer erfreuen.

Unterhalb des Dorfes Kirchroth, das einen gewaltigen Kirchturm mit Zwiebelhelm hat, betrat ich wieder das Land Niederbayern, aber das echte und rechte und gelobte Land dieses Namens, und zugleich stieg rechts der Donau im Duft des Sommermorgens eine der ersten Städte dieses gesegneten Landes auf, die Stadt Straubing mit vielen stattlichen Türmen, aber auch mit nicht wenigen das Bild verunstaltenden Fabrikshöfen.

Je näher ich ihr kam, um so imponierender präsentierte sich die alte bayerische Herzogsstadt. Es hätte nur eines Abgehens von wenigen Kilometern von meinem Wege bedurft und ich wäre drüben gewesen. Ich tat es nicht.

Einmal liebe ich auf einer Fahrt, bei der ich nur Licht, Luft und Nichtstun suche, die Städte nicht, und dann sollten meine braven Pferde heute bei der Hitze gegen 50 Kilometer machen bis Deggendorf. —

So ließ ich denn bei Parkstetten Straubing rechts drüben liegen und fuhr direkt Bogen zu. Beinahe hätten wir den Weg verfehlt und wären ohne Josefs Durst dem bayerischen Wald und der Stadt Cham zugefahren. Aber vor Parkstetten draußen an der Straße nach Cham steht einsam ein Bierhäuslein, und da wollte der Josef eins trinken, und der Wirt Xaver Wacker erklärte uns, daß wir auf dem lezten Wege seien.

Bald tut sich uns ein prächtig Bild auf, nächst Walhalla und Donaustauf das prächtigste der ganzen bisherigen Fahrt.

Der Bogener Berg mit seiner Wallfahrtskirche tritt hoch und fest ins Land hinein und an den Fluß heran, zu seinen Füßen der Markt Bogen und vor beiden im breiten Tal die alte Klosterkirche von Oberaltaich mit ihren mächtigen Türmen.

Ich begegne einer Prozession, die offenbar nach Bogenberg wallen will, und fahre ihr im Schritt nach.

Die meisten Pilger und Pilgerinnen laufen hemdärmelig und barfuß oder auf den Strümpfen. Die Hitze ist gewaltig, und die Leute schleppen sich mühsam dahin.

Ich nehme die zwei letzten Nachzüglerinnen in meinen Wagen auf, ein junges Mädchen und eine junge Frau. Sie sagen mir, sie dürften schon fahren, der Kooperator und die Musikanten seien auch vorausgefahren.

Ich nahm das dem jungen Kooperator, den ich nachher sah, übel, denn ein Geistlicher muß, wenn er jung und gesund ist, den Schäflein bei solchen Prozessionen mit gutem Beispiel vorangehen und darf nicht fahren. Ich habe jahrelang, als ich noch Landpfarrer war, mehrstündige Prozessionen mit meiner Gemeinde gemacht, bin aber nur einmal gefahren, weil ich unwohl war.

Ich kann es auch nicht leiden und habe es als Landpfarrer nie getan, daß der Geistliche bei Prozessionen sein Biret, dieses Urmuster einer Kopfverschöndung, auf seinem Haupt sitzen läßt, während alles Mannsvolk barhäuptig hinter ihm drein schreitet.

Ja es gibt sogar Priester, die in der Kirche bei der Predigt das Biret auf dem Kopf haben, als ob das ein besonderes Vorrecht und ein besonderer Schmuck wäre. Eitelkeit der Eitelkeiten!

Ferner gibt es Prediger, die, wenn sie das Wort Gottes verkündigen, von Zeit zu Zeit auf die Uhr schauen. Das ist eitles Geckentum, auch wenn es Jesuiten und Missionäre tun.

Ich predige schon mehr als vierzig Jahre und

weiß auch, wie man predigt, aber ich brauche nie eine Uhr. Ich studiere mein Sprüchlein und weiß, wie lange mein Konzept reicht.

Diejenigen, welche auf die Uhr sehen, und junge, eitle Vikare tun es mit Vorliebe, wollen damit sagen: „Ich habe eine solche Fülle von Gedanken, daß ich auf die Uhr schauen muß, um zu wissen, wenn ich dem Strom derselben ein Ende zu machen habe.“ Dabei wären sie selbst in größter Verlegenheit, wenn sie noch weiter etwas Vernünftiges, das nicht in ihrem Konzept steht, sagen müßten. Ich aber sage abermals: Eitelkeit der Eitelkeiten! —

Die zwei Wibervölker, die, hochgeröteten Angesichtes, kaum noch recht atmen konnten, als sie einstiegen, erzählten mir, sie seien seit 5 Uhr des Morgens unterwegs. Da sie mir begegneten, war's nahezu 11 Uhr. Sie kommen von Wiesent oberhalb Wörth, und wird diese Prozession alljährlich gemacht wegen des „Schauers“ (Hagels). Einmal, so sprach die eine mit ernster Miene, hätten die Wiesenter die Wallfahrt unterlassen, und im gleichen Jahre habe der Schauer alles zusammengeschlagen. —

Als die Waller das Dorf Oberaltaich erreicht hatten, erklangen die wunderbaren Klosterglocken zu ihrem Willkomm, und sie schritten der Kirche zu. Auch ich ließ halten und folgte ihnen dahin.

Ich staunte nicht wenig über dies herrliche Gotteshaus, das, in der Renaissancezeit gebaut, im Anfang des 18. Jahrhunderts glänzend barockifiziert worden war.

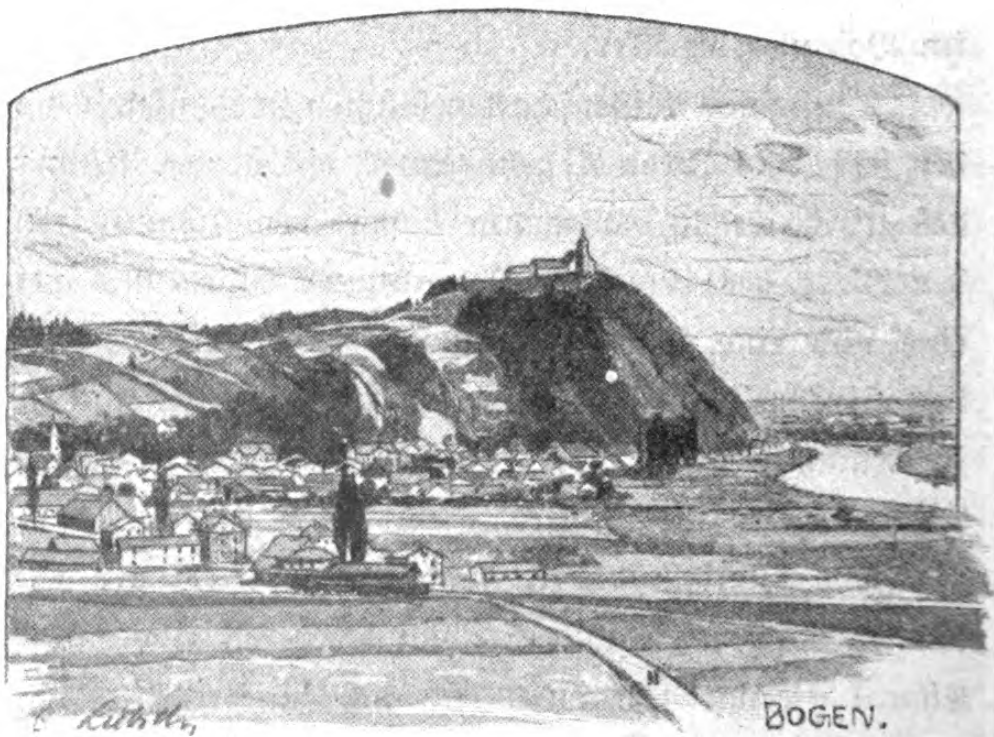
Oberaltaich war eines der ältesten Benediktinerklöster Bayerns, um 740 von einem Herzog Odilo von Bayern gegründet und mit Mönchen aus der Reichenau im Bodensee bevölkert.

Künste und Wissenschaften blühten in ihm, und als der letzte Abt, Beda Aschenbrenner, ein großer Kenner des Kirchenrechts, 1803 den bayrischen Kommissären den Wert des dem Kloster geraubten Eigentums auf eine und eine halbe Million Gulden angab, da war das Kirchweihmusik für die ganze frivole Gesellschaft in München, welcher der Reichsdeputationshauptschluß Milliarden in ihre bankrotte Wirtschaft lieferte. —

Die Wallfahrer sangen in der Klosterkirche ein schönes Marienlied, und ihre Musikanten spielten einen Choral. Dann zerstreuten sie sich im kleinen Dorf, um den Durst zu löschen. Sie hatten, wie mir meine Begleiterinnen gesagt, eine Stunde Rast hier. Ich aber fuhr gegen Bogen, das nur etwas über zwei Kilometer von Oberaltaich entfernt ist.

Von der Ferne gleicht dieser Markt einem großen Dorfe; sobald man aber hineinkommt, sieht man ein an fahlen Hügeln hin gelegenes Städtchen mit breiter Hauptstraße und hellen, freundlichen Häusern.

Ich fuhr durch den Markt hindurch und dann einen ziemlich schmalen Weg an dem Bogener Berg hinauf, auf dessen halber Höhe das Gasthaus liegen sollte, das mir empfohlen worden war und in dem mich der Pfarrer Hüttinger von Mitterfels erwartete.



Dieser hatte von meiner Bayernfahrt gehört und mich nach seinem, einige Stunden von Bogen in reizvoller Gegend gelegenen Pfarrsitz eingeladen. Da dieser mir aber zuweit abseits lag, so lud ich ihn nach Bogen ein.

In der schattig am Berge gelegenen Restauration Raab traf ich ihn richtig und staunte nicht wenig über

seine Ähnlichkeit mit meinem Freunde, dem Dichter und nunmehrigen Hofrat Bierordt in Karlsruhe, der, wie der Pfarrer von Mitterfels, das ausgesprochene Gesicht eines adeligen Domherrn aus der Zeit vor der Säkularisation hat.

In einer kühlen Ecke des Gartens nahmen wir das Mahl ein, und je mehr ich mit dem mir vorher gänzlich fremden Pfarrer von Mitterfels redete, um so mehr wurde ich überzeugt, daß er zu was Höherem geboren sei als zum Pfarrer von Mitterfels.

Bald kam auch vom Berge herab der Pfarrherr von Bogenberg, ein richtiger Württemberger, welchen Volksschlag man ja, wie die Kinder Israels, in aller Welt trifft.

Der Pfarrer Straub von Bogen und Bogenberg, dessen Pfarrsitz am lehtern Orte ist, hat sich einen herrlich gelegenen, weitsehenden Platz erobert, aber einen beschwerlichen; denn die Wallfahrt wird von dem gut katholischen Bayernvolk sehr besucht.

Während wir beisammen saßen, zogen außen die Pilger von Wiesent laut betend den Berg hinauf und mahnten den Pfarrer an den Beichtstuhl. Er brach deshalb auch bald auf, nicht ohne vorher aus einem Glase seinen „Schmalzler“ geschnupft zu haben.

Ich hatte diese Art des Schnupfens seit meiner Studienzeit in München 1868 nicht mehr gesehen und auch keinen Schmalzler mehr gerochen.

Mir hat dieses Schnupfen, bei dem man den Tabak aus einem runden Glase auf das Handgelenk schüttet und mit der Nase in die Höhe zieht, immer imponiert. Und auch den Schmalzler roch ich ob seines fleischigen Aromas sehr gern. Was der fette Bordeaux unter den Weinen, das ist der Schmalzler unter den Schnupftabaken.

Bei uns saß auch noch der Benefiziat Lang von Bogen, der Pastor des Markts; er hatte mich einfahren sehen und ist ein alter schriftlicher Bekannter von mir.

Er schrieb mir früher jeweils Bettelbriefe auf Verlangen des Schusters Hansjakob, der in Bogen lebte und starb und der nach der Charakteristik Langs sicher ein entfernter Sprößling meines erlauchten Stammes gewesen ist, und von dem ich schon anderwärts gesprochen habe.

Benefiziat Lang, ein reicher Herr, wie ich hörte, sandte mir vor meiner Weiterfahrt ein schönes Glas mit Schmalzler gefüllt, das ich, nachdem ich lange genug daran gerochen, dem Bruder Schneider im Kloster Ettal geschenkt habe.

Von dem Benefiziaten Lang bekam ich auch ein interessantes Bild, welches eine der „Prangerinnen“,*

* Prangen heißt geschmückt sein. Drum nennt das Volk hierzuland den Fronleichnamstag den Prangertag und die Stauden und das Gras, welche an diesen Tagen in den Straßen verwendet werden, Prangerstauden und Prangergras.



welche bei Prozessionen die Muttergottesstatue tragen, darstellt.

Die hier wiedergegebene Prangerin hat noch die früher allgemein übliche bäuerische Tracht, deren Niedergang sehr zu bedauern ist.

Das alte Sprichwort:

Blau ist der Himmel,
Grün ist die Saat;
Das ist die Farbe,
Die das Bauernkleid hat —

wird in den Markttorten Baherns mehr und mehr zusehender. Nur die Prangerinnen tragen sich noch reizvoll bäuerisch. —

Zur Wallfahrtskirche hinauf und zu der schönen Aussicht von oben kam ich nicht; zum Fahren ist es zu beschwerlich für meine Pferde, die heute ohnedies eine große Tour haben, und laufen kann ich nicht.

Die Wallfahrt verdankt ihren Ursprung einem steinernen Marienbild, das im 12. Jahrhundert die Donau aufwärts geschwommen kam und von dem Grafen Astwin von Bogen, dessen Burg auf dem Berge da gelegen war, wo heute die Kirche steht, in seine Schloßkapelle aufgenommen wurde.

Nach dem frühen Aussterben des kriegerischen Geschlechts der Grafen von Bogen, deren einer auch Abt von St. Blasien im Schwarzwald gewesen, entstand im

14. Jahrhundert für das Gnadenbild eine schöne gotische Kirche, und die Mönche von Oberaltaich, deren besondere Gönner die Grafen von Bogen gewesen, besorgten bis zur Aufhebung ihres Klosters die Seelsorge.

Die berühmtesten Wallfahrer sind seit 400 Jahren die Bewohner des niederbayerischen Dorfes Holzkirchen. Diese bringen alljährlich am Pfingstsonntag infolge eines Gelübdes eine 13 Meter lange Stange, die von oben bis unten mit einer dünnen Wachskerze umwickelt ist und so einen riesigen Wachstock bildet.

Es gilt als Ehrensache, daß die Stangenträger, Burschen des genannten Dorfes, die Opfergabe aufrecht durch Bogen und den Berg hinauf zur Wallfahrtskirche bringen. —

Nachdem die geistlichen Herren mich alle verlassen, bat ich die freundliche Wirtin um ein Zimmer zum Ruhen. Sie brachte mich, unter Ernennung zum geistlichen Rat, in eine Dependance, die an Eleganz nichts zu wünschen übrig ließ, und wo ich ruhte, aber nicht schlief, was stets der Fall ist, wenn ich in Gesellschaft esse. —

Unterhalb Bogen ist saatengoldiges Hügel land und hinter diesem der Höhenzug des bayerischen Waldes.

Die Donau fließt erst ziemlich weit rechts ab, kommt bei dem Dorfe Pßelling hart an die Straße, um zu zeigen, wie matt sie ihres Weges zieht, und verschwindet dann wieder.

In dem Dorfe Welchenberg sah ich etwas, wovon ich schon gelesen, daß ich aber noch nie gesehen hatte, nämlich Totenbretter am Wege aufgestellt.

Ich stieg aus und besah sie mir genau. Auf dem einen standen die Worte: „Auf diesem Brett hat geruht von der Todesstunde bis zur Beerdigung der Leichnam des ehrgeachteten Matthias Staudinger, Ausnahmsbauer von Lenzing, gestorben am 7. Juni 1900.“

Darunter sind die folgenden Verse zu lesen:

Habt Erbarmen mit mir alle,
Die ihr dieses Brett beschaut,
Denn es wird in jedem Falle
Einmal eins für euch erbaut.

Kinder, Freunde und Bekannte,
Denket meiner im Gebet,
Wenn nicht immer, desto sicherer,
Wenn ihr vor dem Brette steht!

Nebenan steht das Brett der am 12. Mai 1900 verstorbenen Frau des Matthias Staudinger.

Mich ergriffen diese Bretter mehr, als wenn ich am Grab eines Bekannten gestanden wäre; wozu die Neuheit auch etwas beigetragen haben mag.

Diese Leichenbretter sollen, wie ich schon in Pondorf gehört, in der Gegend hier üblich sein, und halte ich ihre Aufstellung für eine erhebende Volkssitte. —

Der bayerische Wald tritt mehr und mehr mit gewaltigen Bergwänden uns entgegen und gibt nach links malerische Bilder ab, denn er ist überall mit Dörfern, Weilern, Gehöften und mit Oasen von Weide- und Fruchtland geschmückt. Seine Nähe ist auch schuld, daß die Hitze sich mildert.

In den Dörfern am Wege hin sieht man hölzerne Bauernhäuser im gleichen Stile, wie die im Schweizer Hochgebirg, auch das Schindeldach mit Steinen besetzt.

Einzelne Einödhöfe sind genau so gebaut, wie bei mir daheim ein alter, echter Schwarzwaldhof.

Alte Schlösser auf waldigen Hügeln, unter ihnen verkümmerte Dörflein, zieren den Weg.

Von der Donau sehe ich seit Pfelling nichts mehr.

Hinter dem Dorfe Neuhaus an einem Hügel hinaufgekommen, sehe ich plötzlich in einer Mulde mit waldigem Hintergrund das uralte Kloster Metten mit seinen zwei schwarzen Zwiebeltürmen gar malerisch vor mir liegen.

Dieses Stift ist eine echte Gründung Kaiser Karls, des Großen, aus dem Jahre 792, und die Sage, die sich an sie anlehnt, ist voll reizender Poesie.

Der gewaltige Frankenkönig soll sich hier während eines Kriegszuges gegen die Ungarn auf der Jagd verirrt haben und auf einen Einsiedler namens Utto

gestoßen sein. Dieser ruhte eben von seiner Waldrodungsarbeit aus und hatte seine Art an einen Sonnenstrahl aufgehängt; ein seltenes Wunder, das den König veranlaßte, auf dieser Stelle ein Benediktinerkloster zu stiften und den Einsiedelmann zum ersten Abt zu ernennen.

Das Stift blühte bis zum großen Raubjahr 1803. Brutal, wie fast überall in Bayern, wurde bei der Aufhebung in Metten gehaust. Man riß dem Abt Cölestin Stöckl noch die Leinwand aus dem Wagen, als er weinend davonfahren wollte. Die große Glocke wurde vom Turm herabgestürzt und eingeschmolzen. Alles Volk weinte über diese frivole Gemeinheit.

Zu Mettens früheren Abten zählte auch der Mönch Heinrich Stero, der die berühmten Geschichtsbücher des Klosters Niederaltaich fortsetzte und die Taten der deutschen Könige seiner Zeit beschrieb.

Ludwig I. erneuerte 1830 auch das Kloster Metten, das aber anfangs mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Seit 1844 ist in den alten Klostermauern ein von den Mönchen geleitetes bischöflich regensburgisches Knabenseminar und ein Klosterpensionat für Zöglinge aller Berufe und Stände, und das Gymnasium in Metten gilt als eine der ersten Erziehungsanstalten des Landes.

Ich ließ den Josef mit dem Wagen unter den

Räumen des Klosterwirtshauses stehen und eins trinken, während ich durch das Dorf dem ziemlich entfernten Kloster zuschritt.

Unter dem gewaltigen Torbogen, der in den äußeren Klosterhof führt,kehrte ein altes Weib das Pflaster; denn es ist morgen Sonntag. Sie machte die Erklärerin und sagte mir, daß in der linken Gebäudefront die bischöflichen und in der rechten die klösterlichen Studenten hausen. Dann führte sie mich durch den langen Hof hindurch, um mir die „wunderschöne“ Studentenkirche zu zeigen, an der ich aber nichts zu bewundern fand und nur Reue fühlte, ihretwillen mich noch weiter ermüdet zu haben, da der Herweg mich schon angestrengt hatte.

Ich ging trotzdem noch außen herum und über den Kirchhof zur eigentlichen Klosterkirche, die, ein bescheidener Barockbau, auch nicht viel Aufsehen erregt.

Am besten gefiel mir das Innere des Oekonomiehofes, in dem ich reizende, gewölbte Galerien sah.

Erst beim Fortfahren merkte ich, wie schön dieses Metten gelegen ist. Tannengrüne Hügel, über welche die Riesen des bayerischen Waldes hereinschauen, umstellen es, und auch die Donau wird wieder sichtbar, aber immer noch so gemächlich dahinschleichend.

Ich war aber noch nicht mehr als eine halbe Stunde am Flusse hingefahren, als mir ein viel schönerer

Fleck Erde sich aufstat — die Stadt Deggendorf und ihre Umgebung.

In den Armen malerischer Vorberge des bayerischen Waldes gelegen, hinter denen majestätisch die Gipfel des Hauptgebirges hervorschauen, von dem breiten Strom der Donau umsäumt, zwischen und an waldigen Hügeln hinauf gebaut, hat Deggendorf mit seinen vielen flachen Schindeldächern im Schweizerstile am Eingang den Charakter einer reizvollen kleinen Stadt in einer Alpengegend.

Und je tiefer man in die Innenstadt hineinkommt, je mehr man die hohen, freundlichen Häuser in der breiten Hauptstraße und in deren Mitte das stilvolle Rathaus und die Grabkirche sieht, um so mehr muß man staunen über das schmucke Deggendorf. In Wahrheit, es ist die schönst gelegene und die schmuckste Kleinstadt, die ich auf der bisherigen Fahrt gesehen habe.

An die alte gotische Grabkirche angebaut ist das große, neue Kollegium der Redemptoristen (Viguorianer), und hier war mein heutiges Nachtquartier, an das ich aber denken werde, so lange ich lebe.

Ein Bruderssohn meines Großvaters, des Wälder-Kaveri, den noch der selige Pater Klemens Hofbauer als Knabe von Triberg mitgenommen, war ein Redemptorist und hat später in der Schweiz, im Elsaß und in Belgien als hervorragender Ordenspriester gewirkt.

Drum wollte ich auch einmal, wozu ich noch nie Gelegenheit gehabt, ein Redemptoristen-Kloster betreten.

Ich ward in Abwesenheit des Rektors aufs freund-

lichste empfangen von dem Erbauer des schönen Kollegiums, dem vieljährigen Rektor P. Stamm, einem



alten, abgeklärten, vornehmen Missionspriester, der in seinem ruhigen, gemessenen Auftreten jedem Jesuitenkollegium Ehre machen würde.

In der Tat haben ja die Liguorianer und die Jesuiten in ihrer äußeren Organisation viel ähnliches.

Beide haben einen lebenslänglichen und absolut regierenden Generalobern, der alle andern Obern ernennt; beide haben als Hauptzweck Missionen und missionsähnliche Arbeiten; beide haben außer ihren Klostergärten keinen Güterbesitz, aber trotzdem dürfen nach der Ordensregel beide nicht Betteln gehen.

Die Viguorianer unterscheiden sich jedoch von den Jesuiten dadurch, daß bei ihnen der Zweck das Mittel nicht so heiligt, daß sie nicht mit Gift und Dolchen arbeiten und den dummen Leuten und fanatischen Gegnern nicht so gefährlich sind, wie die Söhne des hl. Ignatius von Loyola. —

Ich bekam bei den Redemptoristen in Deggendorf ein sehr stilles Quartier, und doch war das meine schlechteste Nacht.

In einem der Klostergänge schlug eine Hausuhr so stark und so giftig jede Viertelstunde, daß ich jeden Schlag hörte von 10 Uhr bis 3 Uhr. Und als ein Bruder um vier Uhr zum Aufstehen für die Ordensleute die Glocke zog, wachte ich schon wieder.

Rousseau hat einmal geschrieben, daß das Denken ein Verbrechen des Menschen sei, und es liegt viel Wahres in diesem auffallenden Spruch.

Jedenfalls ist das Denken vielfach eine Krankheit und eine Plage. Ich merkte das auch heute nacht wieder, wo ein Gedanke den anderen schlug, während

zwischen hinein die Klosteruhr mir den Schlaf aus den Augen hämmerte.

Die Mönche von Deggendorf müssen Nerven haben wie Schiffstau, daß sie neben der malitiösen Uhr schlafen können. Ich fürchte, sie hören, an diesen Lärm gewöhnt, dereinst die Posaunen am jüngsten Tage nicht.

Am 2. Juli.

Um acht Uhr las ich die heilige Messe in der gotischen Grabkirche. Diese verdankt ihre Entstehung einer angeblichen Schändung von konsekrierten Hostien durch die Juden in Deggendorf im Jahre 1337, und es werden in ihr die betreffenden Hostien noch unterseht aufbewahrt.

Seit mehr denn fünf Jahrhunderten ist diese Kirche eine Wallfahrtskirche, und kommen jährlich bis 50 000 Pilger hierher.

Während ich noch in der Kirche war, hatten die Realschüler ihren Gottesdienst und sangen ein wunderschönes Lied im Volkston mit dem ergreifend schönen Refrain: „O mein Jesu, o mein Jesu!“ Die Knaben hatten dabei so herrliche Sopranstimmen, wie ich sie noch nie gehört.

Ich bat nachher den Kooperator Obelt, der den Gottesdienst hielt, mir das Lied zu verschaffen. Ein

Lehrer Deinböck schrieb es nieder, und beide schickten es mir zu.

Jetzt wird es auch in St. Martin zu Freiburg gesungen zur allgemeinen Erbauung. —

Vor Mittag machte ich mit P. Stamm einen Gang durch die schöne, lustige Stadt. Dabei bemerkte ich, daß in ihr auch fröhliche Menschen wohnen. Man sah lauter heitere Sonntagsgesichter und namentlich viele schöne Deggendorferinnen, die in der Hauptstraße auf- und abwoigten, während vom Rathhausturm ein Choral geblasen wurde.

Diese Turmmusik läßt sich jeden Sonntag und jeden Dienstag um 11 Uhr hören und zwar infolge einer Stiftung. —

Da ich, wie schon gesagt, noch nie in einem Redemptoristenkloster gewesen bin, nahm ich auch die Einladung zum Mittagessen an.

Hierbei fielen mir die Physiognomien der dienenden Brüder auf, die lauter Typen waren von adeligen Zwölf-Ahnenkindern, so vornehm schauten sie drein.

Sodann bewunderte ich die Gesundheit aller am Tische anwesenden Ordensleute. Sie tranken zum Essen Bier und aßen Salat und zum Dessert mit Zucker bestreute Johannisbeeren.

Mir wäre ein solches Zusammenessen und -trinken der sichere Tod.

Unter den Ordenspriestern traf ich auch einen P. Rieger, einen Württemberger aus Buchau, der einige Jahre vor mir in Freiburg studiert hat. Er zeigt merkwürdige asketische Züge, ist schlank wie eine Sylphide und soll ein vortrefflicher Missionsprediger sein. —

Als ich gegen vier Uhr zur Stadt hinausfuhr, sah ich auch die Pfarrkirche, die reinste Renaissance-Kathedrale, und sah, wie auch die Donau die reizvolle Gebirgsstadt verschönert.

Noch viel befriedigter von Deggendorf als ich war der Josef. Er wohnte im Gasthaus zu den drei Mohren, wo jeden Sonntag um elf Uhr Doppelbock angestochen wird. Den hat er versucht und meint, es gebe auf dem ganzen Erdboden nichts besseres, als diesen Trank, gegen den der beste Champagnerwein nichts sei.

Fortan sprach er jeden Tag mit Bewunderung und Sehnsucht von diesem Doppelbock. —

Die Straße entfernt sich langsam vom Fluß, die Gegend bleibt aber deshalb doch malerisch. So liegt das Dorf Seebach reizvoll, wie ein Schwarzwaldort, an waldigen Hügeln, und noch schöner präsentieren sich bald darauf das Dorf Schwarzach und der Markt Hengersberg, die fast zusammengebaut sind und deren Pfarrkirche im Dorfe sich befindet.

Auf Hügeln stehen zwei Kirchen, die eine im Dorf, die andere im Markt und zwischen ihnen und an den Hügeln hinauf die zwei Orte; den Hintergrund bilden mächtige Höhen des bayerischen Waldes.

Auf dem Hügel im Markt, der jetzt die Michaelskirche trägt, stand einst das Schloß Helingersberg und war von der Donau bespült. Hier landete Kaiser Konrad III., als er 1147 auf seinem Kreuzzug die Donau herabgefahren kam.

Um das schöne Bild noch voller zu machen, zeigen sich der Donau zu die Türme der Klosterkirche von Niederaltaich, der ich nun durch die Ebene hin zufuhr.

Das Kloster Niederaltaich war ehemals als Stätte für echtes Klosterleben, für Wissenschaft und Bildung nicht so gut angesehen, als Oberaltaich. Es gehörte aber, wie dieses, dem Benediktinerorden an und hatten beide den gleichen Stifter.

Die ersten Mönche kamen im Jahre 731 auf Wunsch des Herzogs Odilo ebenfalls aus der Reichenau, und ihr Führer Eberswind war der erste Abt des dem heiligen Mauritius geweihten Stiftes.

Berühmt sind die schon erwähnten „Annales Alta-henses“, die Geschichtsbücher von Altaich, die von 708 bis 1275 reichen und ein Quellentwerk erster Güte für die deutsche Geschichte sind. Ihre ersten Aufzeichnungen sollen von einem Wolfher von Hilbesheim stammen,

die spätern von einem ungenannten Mönch von Niederaltaich und die letzten von 1235—1275 von Abt Hermann von Niederaltaich, dessen Sekretär und Schreiber der obengenannte Mönch Stero war. —

Sonst waren die niederaltaicher Mönche zeitweise auch wilde, üppige Rumpfe; 1283 ermordeten sie den Abt Volkman, der strengere Disziplin einführen wollte, und im Volke ging in jener Zeit die Sage, die niederaltaicher Klosterleute hätten den Teufel zum Koch.

Es muß in der That allzeit stürmisch hergegangen sein im Innern dieses Stifts, denn von 996 bis 1778 haben nicht weniger als 13 Abte ihren Krummstab niedergelegt.

Der Reichtum des Klosters war wohl die Ursache dieser Zwietracht und die Abte selber oft schuld an denselben wegen schlechter Haushaltung und Prachtliebe.

Längst ist ein Teil der Klostergebäude abgebrochen, und was noch steht, sieht verwahrlost aus. Die berühmte Abteikirche, welche am Anfang des 18. Jahrhunderts im Innern in glänzendstem Barockstil ausgestattet wurde und am Ende des von baumreichen Grasgärten umgebenen Dorfes steht, konnte ich nicht näher ansehen. Es wurde eben feierlicher Nachmittags-gottesdienst gehalten.

Ich fuhr der nahen Donau zu, wo der Abt von Niederaltaich einst ein eigenes Prälatenschiff vor Anker

liegen hatte, und setzte auf einer Fähre über den Strom. Die Pferde wollten lange die Fähre nicht betreten; es war ihnen was neues, so nahe dem großen Wasser stehen zu müssen.

Indes kamen Landleute, die in der Kirche gewesen, und gingen mit über den Fluß, da sie jenseits wohnten.

Es war ein malerisches Bild: der stille, grüne Fluß und die Fähre, leise über ihn hingleitend, belebt von Menschen und Tieren.

Durch eine Allee schöner, alter Ufertweiden ging's auf dem andern Ufer weiter zu dem mit reizenden, verwitterten Holzhütten geschmückten Uferdörflein Thundorf.

Dann kam kurz eine sonnige Fruchtebene in der Einsamkeit eines Sommer-Nachmittags bis zum Dorfe Micha, das auf der Flußseite von einem Altwasser umzogen ist, auf dem heute ein Meer von blühenden Seerosen ruhte in stiller Melancholie.

Ein Mägdlein mit Sonnenschirm ging unterhalb des Dorfes einsam landeintrwärts. Die Abendsonne brannte glühend heiß. Ich nahm es mit.

Sie ist die Tochter des Schmieds von Micha, hat heute am Sonntag das Elternhaus besucht und befindet sich nun auf dem Heimweg zu ihrem Dienstherrn, einem Bauern, der ein und eine halbe Stunde von hier entfernt im Lande drinnen seinen Hof hat.

Das Mädchen dient um jährlich 105 Mark und muß zur Sommerszeit des Morgens um halb vier Uhr aufstehen, bei Beginn der Ernte gar um halb zwei Uhr.

Draußen auf den Erntefeldern gibt es, wie sie erzählt, als Erfrischung nur Wasser. Wenn aber die Ernte daheim ist, spendet der Bauer ein Erntemahl mit reichlichem Bier. Auch der Tanz fehlt nicht, zu welchem der Knecht mit der Handharmonika „Musik“ macht.

Es fiel mir schwer, auf das erste Mal den Dialekt des Mägdeleins zu verstehen, weil es die Worte sehr schnell herausstieß. Aber auch ich mußte ihm bei meinen Fragen fast alles zweimal sagen.

In Osterhofen verließ es mich und wollte noch schauen, ob es nicht hier seinen Vater, der nicht daheim gewesen, in einem Wirtshaus treffe.

Was mich wunderte, ist der geringe Lohn, um den die Leute in Niederbayern noch arbeiten. So hörte ich später auch, daß ein Knecht durchschnittlich nicht mehr als 170—180 Mark Jahreseinkommen hat.

Da gibt es also noch zufriedene und genügsame Leute, und das will in unserer Zeit viel heißen. —

Osterhofen ist eine reizende, kleine Stadt, ziemlich abseits des Flusses auf einer Erhöhung gelegen. Ihr Marktplatz würde jeder Residenzstadt Ehre machen.

Beim Ausgang des Städtchens hielt ich am Wirtshaus zur Post an und ließ mir in den Wagen ein Glas Wein und Wasser bringen, während der Josef drinnen im großen Hofraum, wo es lebhaft herging, sein Bier trank.

Der Wein war für Bayern auffallend gut.

Die Kellnerin sagte mir, daß im Hofe eben eine Zentrumsversammlung sich abspiele, nachdem gestern der Bauernbund hier getagt habe. Ich hörte die Stimme des Redners auf der Straße und dachte an mein eigenes politisches Leben und an die vielen Versammlungen, die ich in Wirtshäusern abgehalten habe. Es ging mir trotz der Hitze ganz kalt über den Rücken hinauf bei dem Gedenken an jene Tage und an jene Reden, die meiner Gesundheit Gift waren und nichts nützten.

Gott im stillen dankend, daß ich das Politisieren außerhalb meiner Bücher aufgesteckt habe, fuhr ich in den sonnigen Abend, in das herrliche, von goldenen Saaten schimmernde Land hinein, während jenseits der Donau die riesige Kette des bayerischen Waldes herübergrüßte. Keine lebende Seele zeigte sich auf der Landstraße, und der stille Abendfrieden in der einsamen Natur tat mir so wohl.

Nach einer guten halben Stunde erreiche ich geschichtlich klassisches Land. Das kleine Dorf Künzing, eine Viertelstunde von der Donau entfernt, liegt neben

den Fundamenten einer römischen Festung, der einzigen großen jener Lage zwischen Passau und Regensburg, bis wohin auch die in Vorch bei Linz stationierte Kriegsflotte der Römer hinauffuhr.

Diese, die kurz vor Christi Geburt hier ankamen, fanden schon eine Niederlassung Quintanis vor und nannten deshalb ihr Kastell castra Quintana. Außer Soldaten der III. italienischen Legion lag hier noch ein ganzes rätisches Reiterregiment.

Eugypius, der Lebensbeschreiber des hl. Severin, erzählt, daß Quintanis eine römische Stadt gewesen sei und der hl. Severin im Anfang des fünften Jahrhunderts hier schon eine Priesterschaft und selbst gottgeweihte Jungfrauen vorgefunden habe.

Die Einfälle der Alemannen nötigten in der zweiten Hälfte des gleichen Jahrhunderts die Römer und ihre Kolonisten, Quintanis zu verlassen und sich nach Passau zurückzuziehen, von wo sie mit den Bewohnern dieser Stadt von dem gleichen Feinde alsbald weiter flußabwärts getrieben wurden.

Quintanis verschwand spurlos unter dem Erdboden, bis im Jahre 1879 ein junger Geistlicher, der Kooperator Schmid von Rünzing, das ganze römische Kastell entdeckte und bloßlegte. Ausgrabungen, die vielen Erfolg hatten, wurden bis in die neueste Zeit betrieben.

Eine Tafel an der Landstraße, einem Wegweiser ähnlich, meldet dem Wanderer kurz und praktisch die einstige Bedeutung von Künzing.

Unfern der Straße steht auch am Ende des Dorfes die kleine, uralte, romanische Pfarrkirche, von der noch Teile aus der Römerzeit stammen sollen. Sie ist aber so zerfallen, daß sie abgebrochen werden muß.

Eine Volkssage erzählt, der heilige Severin habe hier einen heiligmäßigen Priester vom Tode auferweckt; dessen Grab werde aber nur ein Priester, der ein geborener Künzinger sei, auffinden. Nun soll aber tatsächlich noch nie einer aus diesem uralten Ort Priester geworden sein. —

Die Straße nähert sich nun langsam der Donau, und bei Pleinting an deren Ufern angekommen, verläßt sie den Fluß nimmer bis Passau; was den Reiz der Fahrt ungemein erhöht.

In Pleinting ist mein heutiges Nachtquartier. Das Pfarrhaus, ein richtiger Pfarrhof, mit Mauern umgeben und dem Sitz eines Rittergutes gleichend, liegt einige Minuten außerhalb des Marktes.

Der Pfarrer Adam Preis will auch Kofse und Wagen und Kutscher im Quartier haben, worüber sich der letztere am meisten freut.

Wir sind jetzt in dem Gebiete der großen niederbayerischen Güterpfarreien angekommen.

Der Pfarrer von Pleinting treibt sein ganzes Wittum nicht selber um, hat aber doch noch zwei Pferde und zehn Rühe im Stall.

Da gab es „gesteckelte Milch“ im Überfluß und von einer Güte, wie ich sie bisher nur in Etterzhausen bekommen hatte.

Von jenseits der Donau, dem herrlich gelegenen Dorfe Hofkirchen, erwartete mich in Pleinting der geistliche Rat und Pfarrer Pernsteiner, ein Mann von jener schlichten Einfachheit, wie ich sie bisher nur unter den geistlichen Räten und Dekanen Baherns gefunden habe.

Das Dorf Hofkirchen, welches heute so friedlich in den letzten Strahlen der Abendsonne am linken Flußufer lag, war im Mittelalter der Schrecken der Donauschiffer.

Die am rechten Ufer ansässigen Grafen von Ortenburg übten auf ihrer am linken Ufer in Hofkirchen gelegenen Burg das Recht der Grundruher aus, d. h. jedes Schiff, welches den Ufergrund bei Hofkirchen berührte, war ihnen verfallen mit Ladung und Mannschaft.

So wie andere adelige Herren Straßenraub trieben, wurden hier oft die Fahrzeuge auf dem Fluß mit Waffengewalt an den Strand gedrängt und dann als Beute erklärt. —

Als der Pfarrer von Pleinting und ich den geistlichen Rat bei der Heimkehr dem Fluß zu begleiteten, kamen zwei geistliche Radfahrer die Straße daher. Es waren der Pfarrer von Rünzing und der Expositus von Arbing, die von meiner Ankunft in Pleinting wußten.

Der Pfarrer Osterer von Rünzing ist der geistliche Großgrundbesitzer dieser Gegend. Er hat zehn Pferde und dreißig Stück Rindvieh in seinen Stallungen.

Eine solche Pfründe wäre mir in jungen Jahren lieber gewesen als das Bistum Passau.

Dieser glückliche Pfarrer, der zudem eine ganz fromme Bauerngemeinde hat, ist noch ein sehr junger Herr, der eher einem Privatdozenten der Theologie als einem Bauernpfarrer gleich sieht.

Seine Bauern sagten nicht umsonst, als der junge Pfarrer ins Dorf kam: „Der grabt uns alle ein.“

Was meine Pfarrquartiere mir nicht selten etwas beschwerlich macht, ist der Umstand, daß meist noch auswärtige oder sonstige im Ort vorhandene geistliche Herren am Abend kommen, mit denen ich dann noch reden muß; was ich um diese Zeit gar nicht gewohnt bin und mich deshalb am Einschlafen stört.

So interessant mir die Gespräche und die Personen vielfach sind, ich muß es jeweils an der Nachtruhe büßen.

In rührender Weise sorgte die Köchin des Pfarrers von Pleinting für meine Ruhe. Der Josef sollte im

gleichen Stockwerk wie ich sein Quartier haben, war aber noch mit des Pfarrers Knecht in den Markt hinein gegangen zum Bier und noch nicht da, als ich zu Bett wollte. Ich äußerte deshalb Besorgnis, von ihm gestört zu werden.

Was tat die gute Köchin? Sie quartierte sich selbst aus und gab dem spät heimkehrenden Biertrinker ihre Stube im untern Stockwerk, damit ich ja nicht gestört würde.

Als ich am Morgen diesen Edelmut erfuhr, war ich ganz gerührt und auf's neue überzeugt, daß Wiberwölfer, wenn sie wollen, alle Mannsleute übertreffen an liebender Fürsorge.

Die gleiche Tugend bewährte an mir auch die Schwester des Pfarrers. Sie ist ein englisches Fräulein in Burghausen und hatte erfahren, daß ich bei ihrem Bruder zu Gast sein werde.

Sie empfahl ihm nun brieflich nicht bloß meine Aufnahme, sondern erging sich auch in ebenso gutgemeinten als unverdienten Lobsprüchen über den groben Schriftsteller aus dem Schwarzwald. Sie tat dies, obschon sie Dichterin ist und sicher weiß, daß ich auf weibliche Dichter nicht besonders gut zu sprechen bin.

Am 3. Juli.

Der Markt Pleinting, durch den mein Wetterweg führt, kann sich wohl sehen lassen, um so mehr, als er

nun auch eine neue, schöne Kirche hat, in der ich neue Barockaltäre sah, die zeigen, daß die Bildschnitzer unserer Tage den Stil der Zopfzeit noch gut nachzumachen verstehen.

Plenting gehört zu jenen vielen Orten an der Donau herunter, die in den Kriegen des 16., 17. und 18. Jahrhunderts am meisten gelitten haben.

Ein höherer Beamter in Regensburg sagte mir, daß heute noch viele Gemeinden in der Oberpfalz und in Niederbayern unter den Folgen jener Kriege litten.

Mit Ausnahme des dreißigjährigen Krieges, der aber schließlich auch nur noch ein gemeiner Raub- und Beutekrieg der Generale war, sind die eben genannten Kriege, deren Nachwehen in Bayern und anderorts heute noch empfunden werden, frivole Privatkriege der Fürsten gewesen.

Der Landshuter Krieg war ein Erbstreit zwischen dem Haus Wittelsbach, der spanische Erbfolgekrieg ein Familienkrieg zwischen den Häusern Bourbon und Habsburg und der österreichische Erbfolgekrieg ein solcher zwischen den Familien Habsburg und Wittelsbach. Die blutige Beche zahlten lediglich die unschuldigen Untertanen.

Wenn ich es machen könnte, müßten alle diese Fürstenhäuser heute noch alljährlich einmal einen Buß- und Betttag halten in Sack und Asche und öffentliche

Abbitte leisten allen Bürgern und Bauern ihrer Länder für das grausame Unrecht, welches ihre Ahnen deren Vorfahren zugefügt haben. —

Das Donautal wird gleich unterhalb Pleinting eng, felsig und waldig. Der Granit des böhmischen Waldes setzt hier unter dem Fluß durch an das rechte Ufer und schafft malerisches Felsgestein.

Nun hat man rechts und links Gebirge und zwischen ihnen den Strom.

Am linken Ufer erhebt sich wohl die schönste Burg-ruine an der Donau, Hildegardsberg (Hilgartzberg), wo einst die hl. Hildegard gewohnt haben soll.

Die herrliche Ruine war früher noch gewaltiger, aber der bayerische Staat schändete und verkleinerte sie, um Bausteine zu bekommen! —

Auch reizvolle Dörfer schauen vom linken Ufer herüber.

Die kleine, alte Stadt Wilshofen, die nur sechs Kilometer unterhalb Pleinting an der Mündung der Bils in die Donau liegt, hat mir nichts besonderes abgewonnen.

Sie begrüßt einen am Eingang mit einer in Form und Bemalung verunglückten neuen Kirchhofmauer, die zu allem eher paßte, als zum Einschließen eines Totenfeldes.

Im Innern kam mir das Städtchen ziemlich langweilig und einförmig vor.

Auch das Donautal verliert unterhalb Bilshofen seine Reize, und die Donau bleibt immer gleich zahm in ihrem Lauf. Da ist der Rhein in diesem Alter ein anderer Kerl. Aber die Donau zählt eben zu den Wüßbüßern, denen anhaltendes Ungestüm und stetige Energie meist fremd ist.

Doch beleben Fischer heute bei Bilshofen das Strombett und die Altwasser, und ein Mensch, der auf einem Kahn Jagd macht, ist allzeit ein Stück Poesie. —

Auf der Straße nahm ich drei Kinder mit, die in der heißen Morgensonne auf dem Heimweg sind aus der Schule von Sandbach und eine Stunde zu laufen haben.

Die Kleinen, ein Knabe und zwei Mädchen, strahlten vor Freude und waren, wie die Mädchen, deren ich früher erwähnte, ungemein redselig.

Die Kinder in den einsamen Tälern des Schwarzwalds sind schüchtern und würden einem fremden Mann nicht leicht antworten und noch weniger in seinen Wagen steigen, weil sie fürchteten, er nähme sie von der Heimat mit fort.

Aber an der Donau hin war ja von alters her reger Verkehr zu Wasser und zu Land, und da verlieren die Menschen die Schüchternheit, und das unerschrockene, frische Wesen lebt fort in der Volksseele. —

Bei Sandbach waren ehemals durch Felsstücke, die dem Fluß den Weg versperren, gefährliche Strom-

schnecken, die in den vierziger Jahren durch Sprengungen entfernt wurden.

Eine schöne Volksfage knüpft sich an diese Felsen im Flußbett.

Als Kaiser Rotbart im Mai 1189 auf seinem Kreuzzug hier durchgefahren sei, habe der Teufel den Gipfel eines Felsberges in den Strom geworfen, um Schiffe und Menschen zu begraben. Entsetzt hätten die Kreuzfahrer den Berg in der Luft daherkommen sehen; aber der Bischof von Regensburg, der in des Kaisers Schiff sich befand, hielt dem Steinkoloß sein Brustkreuz entgegen, und er zerbarst in einzelne Stücke, die neben den Schiffen niederfielen. —

Unterhalb des Weilers Seestetten ist an der Straße ein Denkmal in Gestalt eines großen, aus Sandstein gehauenen bayerischen Löwen. Er ist gestiftet von den Bewohnern des Unter-Donaukreises und soll dem König Max I. den Dank dafür aussprechen, daß er im Jahre 1823 diese Straße hat bauen lassen.

Das Volk ist eben überall gleich gutmütig oder, richtiger, gleich dumm. Diese Straße wurde mit seinem eigenen Geld erstellt, der König hat keinen roten Heller dazu gegeben, und doch bedanken sich die Leute für die Wohltat mit einem Monument.

Die Volks-Beretreter auf den Landtagen und das dumme Volk selber machen es heute noch so in allen

deutschen Landen. Die Abgeordneten halten jeweils der betreffenden Regierung große Dank- und Lobreden, wenn sie bald da eine Straße, bald dort ein Bahnlein oder ein Amtsgericht gebaut und eingeführt hat. Und die Bürger und Bauern hohen Fürsten und Minister an, wenn eine Straße oder eine Eisenbahn eröffnet wird.

Es ist aber eines jeden Fürsten und einer jeden Regierung gut bezahlte, verdammte Pflicht und Schuldigkeit, für solche Dinge, die alle der Volksbeutel bezahlt, besorgt zu sein. Wozu also diese knechtlichen Lob- und Dankreden, diese servilen Festfeiern und Gedenksteine!

Ich würde an Stelle eines Löwen an der Donaustraße ein Lamm vorschlagen als Sinnbild der unerschöpflichen Geduld und der unergründlichen Gutmütigkeit des Volkes. —

Bei dem Dorfe Heining wendet sich der Fluß rasch gen Osten, und aus einem engen, malerischen Tale schauen die Türme des Domes von Passau wie aus einer Tiefe auf, ernst und feierlich und vornehm.

Eine halbe Stunde später fahre ich in die schönste Stadt Bayerns ein, eine Stadt, deren Bild ich schon als Knabe bewundert habe.

Meines Vaterhauses Nachbar, der Strumpfftricker Schmieder, hatte von seiner Wanderschaft zwei gemalte Bilder mitgebracht und in seiner Stube aufgehängt: Prag und Passau.

Wie oft hab' ich vor sechzig Jahren diese Bilder angestaunt und dazu den erklärenden Worten des kleinen Strickers gelauscht, der diese Städte als die schönsten seiner vieljährigen Wanderung bezeichnete und schilderte!

So betrat ich heute die schöne Stadt mit einer lebhaften Jugenderinnerung.

Je mehr ich in die zwischen Inn und Donau gelegene Altstadt hineinkam, um so mehr mahnten die Häuser an die italienische Bauweise, und ich glaubte in eine heitere Stadt Oberitaliens zu kommen.

In der Tat waren, nachdem im Jahre 1662 ein großer Teil der Stadt in Brand aufgegangen, italienische Baumeister bei dem Wiederaufbau tätig.

Es trägt aber dieser italienische Renaissancestil sehr viel bei zur Schönheit und Heiterkeit Passaus; wer schön wohnen will, muß in diesem Stile bauen.

Doch ehe ich ganz hineinkam in die alte Stadt, mußte ich rechts abschwenken und über die Innbrücke in die durch ihre altersgrauen Mauern und die frühromanische Severinuskirche noch malerischere kleine „Innstadt“ hinüber.

Wie staunte ich aber über den Inn selber, wie er als kraftvoller Gebirgsstrom der nahen Donau zudrängt, um in ihr unterzugehen!

Er kommt eben aus einer viel großartigeren Ge-

birgswelt als die Donau und ist ein Mann; drum tritt er auch viel energischer und selbstbewußter auf. —

Ich hatte mir in Passau Quartier bei den Kapuzinern gemacht und den weiten Weg zu ihnen hinauf nicht zu bereuen.

Auf dem Vorsprung eines ziemlich hohen Berges, an dessen Fuß die Innstadt liegt, am rechten Ufer des Inn erhebt sich einsam ihr Klösterlein und die Wallfahrtskirche Mariahilf, mit ihren zwei Türmen weithin gesehen und weithin schauend.

In den zwanziger Jahren des 17. Jahrhunderts hat ein Passauer Domdechant von Schwendi Kirche und Kloster erbauen lassen. Als Gnadenbild stellte er in der Kirche die Kopie eines Marienbildes von Lukas Kranach auf, das der Fürstbischof und Erzherzog Leopold von Osterreich 1611 aus Düsseldorf heimgebracht hatte.

So entstand die Wallfahrt.

Die Straße zieht ungemein steil bergan, und ich war froh, zwei so gute Pferde zu haben. Je höher man aber hinaufkommt, um so herrlicher gestaltet sich der Blick hinab auf die Stadt und ihre Umgebung.

Wie eine langgestreckte Halbinsel liegt die Altstadt zwischen Inn und Donau. Der Dom mit seinen zwei hohen Türmen und seiner mächtigen Kuppel und die bischöfliche Residenz beherrschen das ganze Häusermeer, aus dem noch zahlreiche kleine Kirchen reizvoll auftauchen.

Am meisten imponierte mir aber von da oben der Inn, wie er bei seiner Mündung in die Donau diese



PASSAU mit der
Donau

durch die Gewalt seiner
Wasser ganz hinüberdrängt
auf die linke Seite, wo
aus festem Tale die Ilz,

die kleinste im Bunde, sich den zweien zugesellt.

An ihrem linken Ufer dehnt sich eine dritte Stadt
aus, die sehr malerische Ilzstadt — so daß wir im

Gesamtbild Passaus drei Flüsse und drei Städte sehen.

Zwischen Ilz und Donau schiebt sich der Felsrücken vor, der unten die ehemalige Befestigung Niederhaus und oben die Befestigung Oberhaus trägt, eine altersgrauer und reizvoller als die andere.

Den Hintergrund zu diesem wunderbaren Stadtbild geben gegen Nord und Osten die dunklen Höhenzüge des böhmischen Waldes ab.

In Wahrheit, Venedig mit seinen Wasserstraßen, mit seinen Inseln und seinem Meer im Vordergrund darf sich meines Erachtens nicht viel erheben über das viel kleinere Passau.

Kein Wunder, wenn schon vor den Römern die keltischen Bojer hier in der Innstadt ihre Stadt Bojodurum besaßen und die Römer den Platz für so wichtig hielten, daß sie ihn zum Standlager eines Regiments Bataver (Holländer) machten, dessen Existenz die gegen Ende des fünften Jahrhunderts andrängenden Germanen ein Ende machten.

Die meisten Bewohner flüchteten sich nach der weiter unten abseits der Donau gelegenen römischen festen Stadt Lauriacum (Vorch). Von da floh aber auch vor den Avarn (Ungarn) im Jahr 737 der Bischof Vivilo nach Passau, welches fortan der Bischofssitz geblieben ist.

Unter den spätern Karolingern bekamen die Bischöfe auch die weltliche Herrschaft über die Stadt, und sie blieb ihnen bis zum Jahre 1805, wo durch Napoleons Gnade Stadt und Feste und ein Teil des weltlichen Landesgebiets an Bayern kamen. —

Die Bürger Passaus waren im Mittelalter freiheitsliebende Männer; sie kämpften wiederholt blutig mit den Bischöfen und wollten reichsfrei werden. Einmal verjagten sie den Bischof samt seinem Kapitel. Sie unterlagen aber jeweils, weil die Bischöfe an Osterreich eine mächtige Hilfe hatten.

Noch im 17. Jahrhundert, als die oberösterreichischen Bauern aufstuden, verbanden sich die wackeren Passauer mit ihnen, um den Fürstbischof, den eben genannten Erzherzog Leopold, wegzubringen. Sie unterlagen mit den Bauern und erhielten, als dieser Leopold 1625 freiwillig ging und, wie wir schon erwähnt, heiratete, als geistlichen Fürsten und Herrn einen zwölfjährigen Erzherzog, Leopold Wilhelm, der zugleich Bischof von Straßburg, Olmütz, Breslau, Magdeburg und Bremen wurde und mit 27 Jahren auch noch neben seinen Bischofsämtern Generalissimus der kaiserlichen Armee war.

Sein Nachfolger, ebenfalls ein Erzherzog, Karl Josef, wurde mit 13 Jahren gewählt.

So gescheit und frühreif waren damals noch die habsburgischen Prinzen!

Überhaupt gab es vom 12. Jahrhundert an bis zur Aufhebung des Fürstbistums nicht drei bürgerliche Bischöfe von Passau. Die Erzherzoge von Osterreich, die Prinzelein von Bayern und die schwäbischen, österreichischen, throlischen und böhmischen Adelsgeschlechter nahmen den Bischofsstuhl und die fetten Pfründen des Domkapitels ein, so lang beide fett waren. —

Als ich in dem großen Klosterhof anfuhr, kamen die Kapuzinerbrüder und brachten meinen Koffer in eine Zelle, die mir ob der Echtheit und Einfachheit und ob der herrlichen Aussicht auf die Stadt gar wohl gefiel.

Die Patres traf ich noch im Refektorium, verabschiedete mich aber gleich wieder von ihnen, denn ich wollte drunten in der Stadt speisen in einer Gesellschaft, die nichts weniger als kapuzinermäßig war.

Schon als ich in die Stadt eingefahren war, hatte mich beim Bahnhof ein Hotelportier angehalten und mir mitgeteilt, daß ich im „bayerischen Hof“ erwartet würde zum Mittagessen.

Von wem? Meine Leserinnen werden staunen, wenn ich sage: Von drei — Damen, die mir hier ein Rendezvous geben wollten und zu diesem Zwecke ziemlich weit hergereist waren.

„Das müssen,“ so wird manches Wibervolk denken, „dumme Dinger sein, die noch eine Reise von mehreren Stunden Schnellzug machen, um den Hansjakob zu sehen.“

Weil meine Passauer Damen derartige Redensarten fürchten, haben sie mir das feste Versprechen abgenommen, sie ja nicht zu verraten.

Ich werde mein Versprechen halten, obwohl die Betreffenden sicher nicht zu den „dummen Dingen“ gehören; sie sind alle drei ebenso gescheit als gebildet und in manchen Kenntnissen, z. B. in fremden Sprachen, mir selbst weit über.

Ich muß aber offen gestehen, es war mir ziemlich angst auf dieses Stelldichein, um so mehr, als ich die im 17. Jahrhundert viel genannte „Passauer Kunst“ nicht verstehe.

Diese Kunst, von einem Passauer Studenten, Christian Elfenreiter, erfunden, bestand darin, daß man einen mit allerlei Schriftzeichen beschriebenen Zettel verschluckte und dann hieb-, stich- und schußfrei war. Die Soldaten des dreißigjährigen Krieges glaubten alle an diese Kunst und praktizierten sie.

Einem der drei erwähnten „Wibervölcher“ gegenüber wäre die Passauer Kunst auch für einen alten Mann am Platz; denn von ihr kann man sagen, was der englische Großdichter William I. schreibt:

Ein Klausner, hundert Jahre alt,
Wirft fünfzig weg,
Wenn ihn ihr Blick verklärt.

Übrigens habe ich so wenig Freude am Leben, daß
Hans Jakob, Sonnige Tage.

es mir leid täte, wenn ich auch nur fünf Jahre wegwerfen müßte. —

So fuhr ich denn vom herrlich gelegenen Kapuzinerkloster, das auf deutschem Boden meines Wissens nur Schönheitskonkurrenten an den Kapuzinerklöstern in Salzburg und in Altdorf (Schweiz) hat, alsbald wieder herab, das wunderbare Stadtbild vor den Augen und zu den Füßen.

Der Weg ist aber so steil, daß der Josef das erste Mal auf der ganzen Reise den Radschuh unterlegen mußte.

Unten angekommen, galt es noch verschiedene Male zu fragen, bis wir am „bayerischen Hofe“ landeten, wo die drei Parzen, unter den Fenstern des zweiten Stockes stehend, den verspäteten Ankömmling — es war über ein Uhr — erwarteten.

Da sie aus meinen Büchern wußten, wie ungerne ich an öffentlichen Wirtstischen esse, ließen sie oben in einem eigenen Zimmer servieren, und wir waren ganz allein.

Vorab wollten sie nun über Tisch wissen, wie es mir auf meiner Reise ergangen sei. Nun kann ich aber alles eher, als erzählen ohne Feder. Mündlich bringe ich gar nichts zusammen; erst wenn ich den Gänsefiedel in die Hand nehme, fließen meine Erinnerungen.

Ich machte aber während des Essens meine Studien über meine Tischgenossinnen und will zu ihrer Charakterisierung folgendes sagen: Die eine zeichnet sich aus

durch eine ebenso gewinnende als bescheidene Liebenswürdigkeit, die andere durch eine allzugute Meinung von dem Schriftsteller Hansjakob, und die dritte ist eine marmorne Schönheit.

Weiter will ich nichts mehr sagen, um meinem Versprechen nicht untreu zu werden. —

Gegen Abend wurde eine gemeinsame Spazierfahrt gemacht in die Umgebung der Stadt, in der heute eine Gluthitze lag, wie ich sie auf der ganzen Reise nie verspürt habe.

Sonnig, im Hochsommer übermäßig sonnig muß Passau überhaupt sein. Es hat zwar in seiner Nähe waldige Hügel, aber die tannenfrischen Hochwaldungen des bayerischen und des böhmischen Waldes sind zu entfernt, um Kühlung bringen, und die drei Flüsse doch zu klein, um die stärkste Wärmezeit paralyfieren zu können. —

Man sollte als Reiseschriftsteller nie mit Wiberböllern einen Ausflug machen, weil dann jede Betrachtung der Natur aufhört. So fuhr auch ich heute nicht ungestraft unter Palmen.

Die „Marmorne“ saß mir gegenüber mit ihren fröhlichen Kindesaugen, die auf kaltem Feuer als Hintergrund spielen, und hatte so viel zu sagen und zu fragen, daß ich nicht mehr weiß, wie ich auf die Festung Oberhaus gekommen bin.

Diese selbst, einst Zufluchtsort der Bischöfe und

mit großen Sälen und herrlichen Zimmern geschmückt, die noch Aeneas Silvius, der spätere Papst Pius II., 1444 sah und in seiner Reisebeschreibung lobt, ist heute eine Militärstrafanstalt und bildet ein Gemisch alterstgrauer Mauern und Gebäude.

Oberhaus war eine richtige Zwingburg für die Passauer Bürger, und schon im 13. Jahrhundert wurden von hier aus steinerne Kugeln und brennende Balken auf die Stadt hinabgeschleudert, nachdem Bischof und Geistlichkeit sich vor der aufrührerischen Bürgerschaft nach der Festung geflüchtet hatten.

Heute hat die bayerische Waldverein-Sektion Passau in einem alten Festungsturm eine kleine Altertumsammlung angelegt und den Turm zugleich als Aussichtsturm eingerichtet.

Mühsam schleppte ich mich die Treppen hinauf und bewunderte das einzig schöne Panorama auf Stadt und Umgebung; vorab gefiel mir das felsige, ruinenreiche Nztal, das mir von Mariahilf aus nicht so sichtbar gewesen war.

Auf dem Bergrücken, der die Festung trägt, führen wir nun in dieses überaus malerische Tal hinab.

Es ist in der Tat ein ungemein wildschöner Fleck Erde, durch den die Nztal ihre schwarzen Wasser treibt, auf schroffen Felskegeln thronende Ruinen umschlingend und von schattigen Tannenforsten bekränzt.

Im schmalen, felsigen Tale unter der gleichnamigen Ruine liegt der selten reizvolle, alte Markt Hals. Auf der Burg saßen einst die Landmarschälle der Bischöfe von Passau, die tapferen Grafen von Hals, die aber schon im 14. Jahrhundert zu Grabe gingen.

Es dämmerte schon stark, als wir in die Stadt zurückkehrten, und hier spielten mir meine drei Grazien erst einen rechten Streich, indem sie sich in Sirenen verwandelten und mir zusprachen, noch etwas länger bei ihnen zu verweilen. Sie hatten mir zu diesem Zwecke schon eine „gesteckelte“ Milch suchen lassen, damit ich auch in der Stadt Passau mein Lieblings-Abendgericht hätte.

Als der Dulder Odysseus an der Küste von Sizilien hinfuhr, wo die Sirenen lockten, ließ er sich an den Mastbaum binden und seinen Gefährten die Ohren verstopfen. So gescheit war der alte Pfarrer von Freiburg nicht; er ließ sich einschmeicheln und einfangen, den Dreien nach dem Abendessen noch Gesellschaft zu leisten.

Indes wurde es finster, und ich konnte mit Roß und Wagen unmöglich mehr die steile Fahrt zu den Kapuzinern machen. Wenn ich auch heil hinaufgekommen wäre, so hätte ich droben nicht schlafen können aus Angst, wie es dem am späten Abend in Bayern hieseligen Josef gehen möchte, wenn er mit Radschuh wieder in die Stadt zurückkehren sollte.

So war ich gefangen und mußte im Hotel übernachten. Lange parlamentierte ich mit dem Oberkellner wegen eines stillen Quartiers. Ich wollte in dem Zimmer bleiben, in dem wir speisten; aber er riet mir ab, weil der Hotelomnibus zu den Nachtzügen hier rumore, und schlug das Gemach vor, in welchem ich am Nachmittag eine ruhige Siesta gehabt. Es seien rechts und links stille Damen aus Amerika.

Aber schon der Gedanke, es könnte in der Nähe Unruhe entstehen, läßt einen Neurastheniker nicht einschlafen. So ging es mir, trotzdem im Hause tiefe Stille herrschte und ich ein Schlafpulver genommen hatte.

Als aber gegen Morgen der Schlaf sich nahte, begannen Arbeiter auf der Straße eine Kanalisation oder Gasröhren zu legen, und mit der Ruhe war es vorbei.

Ich verwünschte alle Grazien und alle Sirenen, besonders aber die meinigen, und schwor beim Schlafgott Morpheus, mich nie mehr auf ein Stelldichein mit Wiberbölkern, und wenn es lauter Engel wären, einzulassen.

Der ganze Vorgang ist aber eine treffliche Illustration zu dem Satz: „Alter schützt vor Torheit nicht.“ Die Strafe war drum wohl verdient.

Am 4. Juli.

Ich fuhr diesen Morgen zum Dom durch malerische, italienische Gassen und Gäßchen. Auf dem von den Domherrnhöfen eingeschlossenen Domplatz sah ich zuerst die eiserne Statue des ersten bayerischen Königs, Max, zubenannt der Gute, im Krönungsornat. Errichtet wurde auch dieses Standbild, wie der Löwe an der Donaustraße, von den Bewohnern des Unter-Donaufreises.

Vor mir wuchs das Lamm, welches ich an Stelle jenes Löwen wünschte, zur Elefantengröße, als ich auf dem Sockel die Worte las: „Wie die Geschichte seine Taten, so möge dieses Metall sein Bild den kommenden Geschlechtern überliefern.“

Errichtet wurde dieses Monument am 16. Hornung 1824.

Wer die Taten und das Bild des guten Königs Max kennen lernen will, der verschaffe sich die 1882 in München neu erschienenen Memoiren des Ritters von Lang, eines sehr scharfen Beobachters und sehr gescheiten bayerischen Regierungsdirektors aus den Tagen des guten Max.

Dieser war ein guter Mann, der mit den Münchnern auf der Straße redete und mit den Bauern und Bauernmädchen auf der Marktschranne seine Spässe machte, der jeden Morgen aus der Hofkasse sich tausend

Gulden geben ließ und bei Audienzen verschenkte, und der, was nicht selten vorkam, jeder gefallenen Hofdame und Kammerzofe 60 000 Gulden Aussteuer und einen Offizier zum Mann gab und die Schulden der Komödianten, Sänger- und Tänzerinnen bezahlte — aber der gute Max war kein König und kein Regent.

Eine behagliche Nichtstuererei war seine Lieblingsbeschäftigung, und darum überließ er alles seinen Ministern, besonders dem allgewaltigen, sehr geschäftsgewandten, schlauen und umsichtigen Grafen Montgelas, der zu gleicher Zeit Minister des Außern, des Innern und der Finanzen war.

Trotzdem man die vielen reichen Klöster geplündert hatte, war die Finanzwirtschaft doch die elendeste. Die Besoldungen der Beamten konnten nicht einmal bezahlt werden oder nur in kleinen Raten. „Alles verschlang,“ so schreibt Lang, „täglich die Haushaltung des Hofes, das Militär und die wucherischen Judentwechsel, die der König ausgestellt hatte“.

„Ruder und Segel waren in den bayerischen Finanzen verloren und das an der jüdischen Küste gelandete Schiff einer völligen Plünderung preisgegeben.“

Im Staatshaushalt waren nach Lang Veruntreuungen und Unterschlagungen und Gelderpressungen von den Untertanen an der Tagesordnung.

Im Justizwesen kamen nach derselben Quelle die

greulichsten Dinge vor und blieben ungestraft. Das alles kam unter dem guten König Max vor, dem die dankbaren Unter-Donaufreiszler Monument auf Monument setzten.

Wer lesen kann, der lese die Memoiren von Lang und den betreffenden Band in Behses „Geschichte der deutschen Höfe“, und er wird noch viel erfahren, was ich dort gelesen, hier aber nicht niedergeschrieben habe.

Wer Behses hochinteressantes und hochverdienstliches Werk über die deutschen Höfe vom 16. Jahrhundert an gelesen hat und nicht Vollblutdemokrat geworden, ist in meinen Augen ein Esel zu Pferd. —

In Gedanken an den guten König Max und an sein gutes Volk trat ich in den Dom und kam wieder zu hehreren, idealeren Betrachtungen.

Der kann sich schon sehen lassen vor aller Welt, dieser Dom. Das ist eine dreischiffige Prachts-Barockbasilika mit gewaltiger Kuppel aus der besten Zeit dieses Stils, aus dem Ende des 17. Jahrhunderts und erbaut von dem großen oberitalienischen Baumeister Carlone, dessen Schöpfungen ich schon auf meinen „letzten Fahrten“ in Oberösterreich bewundert habe.

Der Dom in Passau macht dem in Regensburg den Rang streitig und zeigt, daß die schönste gotische Kathedrale an Pracht und Eleganz der innern Ausstattung dem Barockstil weichen muß.

Eine solche Basilika, wie Passau sie hat, macht viel wärmer als ein gotischer Dom. Dieser gleicht dem Gletscher in erhabener, eisiger Ruhe, jene der blühenden, grünenden Alp auf sonniger Höhe. —

Auch die Kapellen des alten, verstümmelten Kreuzgangs besuchte ich, fand sie aber ebenso unbedeutend, wie den Dom groß und erhaben.

Ein eitler Mann muß der von 1839—75 amtierende Bischof Heinrich von Hoffstätter gewesen sein.

Er hat eine dieser Kapellen möglichst sad restaurieren und mit einem Sammelsurium von Gipsabdrücken und alten Bildern ausstatten lassen. Mit Riesenbuchstaben verkündet er der Nachwelt auf einem Stein der Eingangstüre, daß das alles unter seiner Regierung geschehen sei.

Ich bin ein einfacher Pfarrer und habe in und neben meiner Pfarrkirche schon zwei Kapellen gebaut, die sich neben der Passauer zehnmal sehen lassen dürfen, ich würde mich aber vor jedem Kapellenbesucher schämen, an die Wand zu schreiben, daß ich der Urheber dieser kleinen Heiligtümer sei.

Dieser Bischof Hoffstätter war übrigens, wie ich mich noch wohl erinnere, ein großer Autokrat; er behandelte seine Pfarrer wie unmündige Schulknaben. Autokraten sind aber nicht selten kleinliche Leute, und solche verherrlichen sich gern selber auch in kleinem Maßstab.

Hoffstätter hatte bei seinem Klerus nur den Namen der Tyrann. Abgesehen von der diesem Namen entsprechenden Behandlung, brandschakte er seinen Klerus auf eine an Simonie grenzende Art. Ich erinnere mich noch wohl, daß in den siebziger Jahren einmal der bekannte Abgeordnete Völk in der Kammer diese Brandschakungen zur Sprache brachte, weil sich sonst niemand getraute.

Schon seine Klerikalseminaristen behandelte er sehr hart; sie bekamen kein Bier, kein Frühstück, kein Nachmittagsbrot, kein vollständiges Bett und keinen freien Ausgang.

Heute noch ist in den bayerischen Klerikalseminarien Rauchen und Spielen strengstens verboten und kein freier Ausgang gestattet. „Die bayerischen Seminare,“ sagte mir ein Geistlicher, „sind französischer als in Frankreich und römischer als in Rom“.

Da lob' ich mir die Freiheit in meiner Diözese. Die Konkordanten dürfen rauchen, dürfen spielen und haben freien Ausgang. In einem Punkt aber haben sie es viel zu gut; sie bekommen nämlich täglich zweierlei Fleisch. Dieses ist in meinen Augen ein Luxus, verwöhnt die jungen Leute, die sicherlich nicht bei zweierlei Fleisch aufgewachsen sind, und macht sie unzufrieden, wenn sie als Hilfspriester hinauskommen zu einem Pfarrer, der nur einerlei Fleisch isst und oft zweierlei nicht bekommen kann. —



Ich fuhr vom Dom weg noch durch einige Straßen und Gassen und kam auch am Rathaus vorbei, dessen schönster Schmuck sein neuer Turm ist.

Aber in den Straßen lag wieder eine Gluthitze, die einen besonders neben den vielen ultramontanstiligen Kirchen und Gebäuden an eine Stadt in Oberitalien zur Sommerzeit mahnte. Ich ward deshalb selbst des längeren Fahrens im Innern der Stadt müde und nahm meine drei Damen mit hinauf nach Mariahilf, um ihnen mein Quartier, um welches sie mich diese Nacht gebracht, wenigstens von außen und die schöne Aussicht von dort herab zu zeigen.

Mit ihnen kam ich, oben angelangt, zunächst auch in die Wallfahrtskirche, die nicht groß, aber von feiner Spätrenaissance und innen reich ausgestattet ist. Besonders der in Goldglanz strahlende Hochaltar mit dem Gnadenbild ist ein prachtvolles Meisterstück der Barockzeit.

Was mich aber am meisten interessierte, waren die Menschen, die auf der großen, gedeckten Stiege, die über 300 Granittreppen von der Kirche in die Stadt hinabführt, knieten und beteten.

„Die Stieg'n abbeten“ heißt das fromme Volk die Sitte, auf jeder Stufe von unten herauf niederzuknien und ein kurzes Gebet zu sprechen bis hinauf zum Heiligtum.

Unten, in der Mitte und oben sah ich Beter und Beterinnen, meist dem Landvolk angehörend, die in Andacht den beschwerlichen Gebetsweg zum Heiligtum machten und mir die vollste Bewunderung abgewannen.

Wie ich nachher hörte, ist dieser Gebetsübung keine besondere Belohnung, etwa eine Ablass, verliehen. Ich würde, wenn ich die Vollmacht hätte, den braven Menschen, welche sich knieend da heraufbeten, alle Ablässe verleihen, welche die Kirche verleihen kann.

Ich bin aber überzeugt, daß der Gott des Himmels, der Richter unserer Sünden und der Vergelter unserer Werke auch ohne kirchlichen Ablass mit hohem Wohlgefallen auf das im Leben mühselige und beladene Landvolk sieht, das im Glauben an ihn und an die Fürsprache seiner Heiligen auf so beschwerliche Art seiner Glaubensstreue Ausdruck verleiht. —

In der Vorhalle zu diesem großartigen Stiegenhaus sieht man viele Motivtafeln und Weihegeschenke, gestiftet vom gläubigen Volke, das hier in seinen Nöten und Anliegen Erhörung suchte und fand. Wie ich am Nachmittag gesprächsweise erfuhr, soll es in der Stadt Passau drunten geistliche Leute geben, die da meinen, man sollte mit Rücksicht auf Andersgläubige diese Motivtafeln und Motivgeschenke entfernen.

Diese Ansicht ist meines Erachtens in hohem Grade einfältig. Wenn wir Katholiken alles aus unsern

Kirchen entfernen wollten, was Menschen anderer Bekenntnisse Anstoß oder Gelegenheit zu mißliebigen Reden geben könnte, so müßten wir nicht bloß die Heiligenbilder und Kreuze aus unsern Kirchen entfernen, sondern auch das Allerheiligste aus unsern Altären.

Ich hab' immer eine Freude, wenn ich in einer Wallfahrtskirche solche Botivtafeln sehe, und ich betrachte sie mit Wohlgefallen nicht bloß als ein Zeichen gläubigen Sinnes, sondern auch als ein Stück kindlicher und sinniger, religiöser Poesie.

Es sind diese Weihegeschenke so alt als die Religionen der Menschheit, und die gebildeten und die ungebildeten Nationen der alten Heidentwelt haben ihrer Gottheiten auf diese Weise gedacht. Und wenn die Gebildeten unserer Zeit lächeln und spotten über derartige Dinge, so möchte ich ihnen darauf das Folgende erwidern:

Wenn die Fürsten unserer Tage, Gott und seinen Heiligen gegenüber nur armselige Bettler und elende Menschen, gestatten würden, daß in den Vorsälen und Treppenhäusern ihrer Schlösser diejenigen sich verewigen dürften, welche sich eines Ordens oder sonst einer „allerhöchsten Gnade“ oder auch nur einer Audienz zu erfreuen gehabt, so würden die genannten Räume in unsern fürstlichen Palästen vollhängen von Photographieen und Dankschreiben aller Gebildeten unserer

Nation vom Kommerzienrat bis zum Universitätsprofessor hinauf.

Diesen Leuten gegenüber steht das gläubige Landvolk, welches in Wallfahrtskirchen durch Botivtafeln Gott und seinen Heiligen seinen Dank ausspricht, himmelhoch idealer und menschentwürdiger da. —

Ich ging mit meinen Begleiterinnen von Mariahilf weg auf den ganz nahen Kamm des Berges, um die Aussicht auf die schöne Stadt und ihre Umgebung nochmals zu genießen. Dann fuhren wir zum Hotel zurück zum festlichen Abschiedsmahl.

Als dies beendet, begleitete ich mit meinem Wagen die scheidenden Leserinnen und Freundinnen an den Donauquai. Hier bestiegen sie einen österreichischen Dampfer und fuhren stromabwärts, ihrer Heimat zu, wohl auf — Nimmerwiedersehen.

Der letztere Gedanke tat mir gemütskrankem Mann wehe, und ich lenkte stillbetrübt mit meinem Josef Koffe und Wagen dem Kapuzinerkloster zu.

Wenn ich noch ein junger Mann wäre, hätte ich mich heute bei dem Kapuzinerorden als Mönchskandidat angemeldet unter der Bedingung, allzeit in der Zelle bleiben zu dürfen, die ich auf Mariahilf inne hatte und die mir bei meiner Rückkehr ein wunderbares Bild des Friedens und der Ruhe bot.

Unten die Stadt als Repräsentantin der mensch-

lichen Gesellschaft und der Strom als Bild der alles mit sich fortnehmenden Zeit und hier oben der Kapuziner, der, über Gesellschaft und Zeit erhaben, nur seinem Gott und der Ewigkeit dient.

Das brachte mir den Gedanken nahe, ein Kapuziner zu werden in Mariahilf. Allein was hätten die Söhne des hl. Franziskus an einem Manne, der um Mitternacht nicht aufstehen kann, weil er um diese Zeit noch keine Sekunde geschlafen hat? Und was nützte ihnen ein Priester, der keine Stunde lang Beicht hören und nur selten und mit Mühe predigen könnte?

Mißmutig darüber, im Leben zu nichts Rechtem mehr zu taugen, warf ich mich auf das einfache Kapuzinerbett und dachte in der Bitterkeit der Seele über meine Nichtigkeit nach.

Ein Kapuzinerbruder weckte mich, an der Türe klopfend, aus meinen schwermütigen Gedanken und brachte mir einen Brief. In diesem lud mich eine in Hals wohnende Dame, welche durch die Zeitung erfahren hatte, daß ich in Mariahilf weile, ein, sie doch zu besuchen, und erinnerte mich, daß ihre Töchter mir früher schon geschrieben hätten.

Da mich aber viele weibliche Wesen in edler, christlicher Gesinnung mit Zuschriften beehren, so hatte ich, als mein Weg gestern durch Hals führte, keine Ahnung mehr davon, daß in diesem reizenden Ort

Leserinnen von mir wohnen, die mich schon mit einem Schreiben erfreut haben.

Hätte ich es noch gewußt, so würde ich den Wunsch der Brieffschreiberin gerne erfüllt haben. Jetzt aber war es zu spät. Morgen früh will ich weiter; Koffe und Wagen sind drunten in der Stadt, und ich hatte auch nach dem schmerzlichen Abschied von den drei Donauseen gar keine Lust mehr, nochmals Damengesellschaft, die ich daheim gänzlich ungewohnt bin, aufzusuchen. —

Ich ging vor dem Abendessen noch hinüber zu dem Provinzial der Kapuziner, P. Benno Muracher, der gestern nacht zur Visitation gekommen war und den ich diesen Morgen nur kurz vor dem Kloster draußen gesprochen hatte.

P. Muracher, ein verhältnismäßig noch junger Mann, ist schon seinem Außern nach kein gewöhnlicher Kapuziner; aus seinem feinen Kopf spricht ein lebhafter, denkender Geist. Und in der That gilt er als der hervorragendste Ordensmann der bayerischen Provinz, als ein ausgezeichnete Prediger und als ein Mann, der in allen Fragen der Zeit und besonders in den Hauptfragen der sozialen durchaus bewandert und vielseitig tätig ist.

Wie ich später mir sagen ließ, soll P. Benno auch damit umgehen, die bayerischen Kapuziner zeitgemäß

zu reformieren. Ich wüßte aber nicht, was zu reformieren wäre, außer die Art des Predigens. Die Kapuziner sollten nach meiner Ansicht in unseren Tagen zeitgemäßer predigen, d. h. die Wahrheiten der Religion dem Unglauben gegenüber verteidigen und nicht meinen, sie hätten nur gläubige Leute vor sich wie vor hundert Jahren.

Zeitgemäßer predigen setzt aber auch zeitgemäße Bildung voraus, und hier mag das Reformieren einsetzen.

Was den Sozialpolitiker Muracher betrifft, so wird er nicht viel mehr leisten, als die andern katholischen Sozialpolitiker auch.

Es ist eine Art Sport geworden, in Sozialpolitik zu machen. Es geschieht dies in zahllosen Reden, Broschüren, Zeitschriften und Vereinen, aber soziale Taten und Werke sieht man wenig. Meine Meinung ist, daß trotz aller dieser Bestrebungen der Sozialdemokrat kommt und die soziale Revolution nicht aufgehalten wird. —

Meine Abendmilch nahm ich nicht im Refektorium, da mir die Kapuziner zu frühe Nachtmahl hielten, sondern später im Garten ein, wo auch der Provinzial und einige Patres beisammen waren, und von wo ein wunderbarer Blick auf die von der Dämmerung umschleierte, herrliche Stadt die Seele entzückte.

Da tönten auf einmal all die Abendglocken von der Stadt herauf. Die Kapuziner knieten auf dem Gartentweg nieder und beteten mit gefalteten Händen. Es war für mich ein ergreifender Moment von tiefpoetischer Wirkung: Die Nacht, wie sie mit ihrer weichen, dunkeln Lufthülle sich nahte; die von der Stadt heraufzuckenden Lichter; die vom Himmelszelt noch verschleiert herabwinkenden Sternlein; die aus der Finsternis der Erde zum Gebet und zum ewigen Lichte mahnenden Glockentöne; die im Staub der Erde knieenden braunen, härtigen Mönche — das alles war mir ein einziges, großes, wunderbares Nachtgebet.

Am 5. Juli.

Die ruhigste Nacht auf der ganzen bisherigen Reise verbrachte ich bei den Kapuzinern.

Ein kurzes Gewitter hat gegen Morgen die schwere Hitze etwas abgekühlt. Der Gärtner-Bruder arbeitete, als ich aufgestanden war, schon unter meinem Fenster an seinen Blumenbeeten, und die Stadt lachte förmlich zu mir herauf und ebenso die im Sonnenlicht glitzernden Wellen des Inn, dem ich immer wieder ob seines Stolzes die volle Bewunderung zollte.

Ich las die heilige Messe am Gnadenaltar, und dann ging's — es war neun Uhr — nochmals zu der großen Stiege, um zu schauen, ob auch in der Frühe

schon Peter auf ihr zu finden wären. Richtig sah ich wieder verschiedene Leute aus dem Volk bei diesem beschwerlichen Gottesdienst.

Auf der obersten Granitstufe kniete andächtig und mit gefalteten Händen eine junge Bäuerin mit dem schwarzen, malerischen, seidenen Kopftuch; eine wahre Thuznelda, eine bäuerliche Prachtsgestalt.

Sie erhob sich und ging an mir vorbei der Kirche zu, und ich staunte über das schöne Bauerntweib, das mir in seiner Andachtsglut und natürlichen Vornehmheit erschien wie eine Hohepriesterin aus dem Volke, die in aller Frühe ihr Dorf und ihren Hof verlassen hat, um der Helferin der Christen das Opfer ihres Gebets darzubringen für sich, für ihre Familie und für alle, die ihr teuer sind.

In Wahrheit, dieses Weib kam mir millionenmal ehr- und bewunderungswürdiger vor, als eine Fürstin, die bei einer Kaiserparade ihr Regiment vorführt, oder eine Königin, die, mit Hermelin und Krone geschmückt, durch ein Spalier sich beugender Hofschranzen dahinschreitet. —

Der Josef war pünktlich gekommen, ich aber noch nicht gerüstet zur Abfahrt; was er gar nicht bedauerte, weil der Bruder Pförtner ihm mit dem Maßkrug die Zeit verkürzte.

Im Scheiden beneidete ich die Kapuziner, die, auf

einem so wundervollen Fleck Erde wohnend, täglich Gelegenheit haben, den Menschen, die glaubenssinnig und mühselig und beladen zu ihnen kommen, die Tröstungen der Religion und damit die höchsten Ideale der armen Adamskinder zu vermitteln. —

In der Altstadt angekommen, führte mich mein Kutscher noch zu einem badischen Landsmann namens Willi, dessen Adresse er gehabt, den er gestern aufgesucht und mit dem er den Abend bei herrlichem Stoff auf einem Bierkeller verbracht hat.

Der Mann ist seines Gewerbes ein Schneidermeister und aus dem Dorfe Grunern, unweit Freiburg.

Als Geselle ist er in die Donaustadt eingezogen und besitzt heute in ihr ein schönes, eigenes Haus, das ich aber nur von außen besah. Ich begrüßte ihn und seine Frau vom Wagen aus, da ich Eile hatte, und nahm den Meister eine Strecke weit mit als Wegweiser.

Ich bin in Passau am östlichen Ende meines Reiseziels angekommen und wende mich nun gegen Süden und dem Gebirge zu.

Durch die Innstraße hinauf verließ ich die schöne Donaustadt und kam bald auf eine Höhe und in einen Wald, hatte aber vorher noch herrliche Blicke einerseits in das Donau-, andererseits in das waldige Inntal.

Die Waldfahrt dauerte zu meiner Freude ziemlich lange, und als ich sie hinter mir hatte, lag das Inn-

tal vor mir wie ein romantisches, tannenreiches Schwarzwaldtal. Das rechte Ufer gehört hier schon zu Oberösterreich, und nur das linke ist bayerisch.

Das bayerische Gebiet präsentierte sich mir als eine wellige Hochebene, aus der zahlreiche Kirchtürme aufschauen, während die österreichische Seite ganz den Charakter einer Waldgegend trägt.

Das erste Dorf im Inntal, Neuburg, zeigt die mächtige, gleichnamige Ruine. Die Burg, deren Reste sie umfaßt, war ein uralter Herrnsitz, der viele Belagerungen und Eroberungen mitmachte und seine Herren gar oft wechselte.

Bei dem Dorfe Neuhaus befand ich mich ganz in der Nähe des oberösterreichischen Städtchens Schärding, das malerisch an einem Uferhügel hinaufliegt.

Gleich nachher fuhr ich auf einer hölzernen Brücke über die Rott, kurz vor ihrer Mündung in den Inn. Ich war damit in dem fruchtbaren Rottal angelangt, das nichts weniger als natürliche Reize, dafür aber um so wohlhabendere Bauern hat.

Das Flößchen sieht sehr zahm aus, bildet aber ein sehr langes Tal, durch das ich heute den ganzen Tag und noch ein Stück des morgigen Nachmittags fahre.

Mittag wollte ich auf Anraten des Schneidermeisters von Passau in dem Dorfe Pocking machen, das aber vielmehr einem Städtchen gleichsieht als einem Dorf.

Das Postwirthshaus gleicht innen und außen einem guten Hotel, und ich hatte es nicht zu bereuen, dem wackern Schneidermeister, zu dessen Kunden auch der Posthalter von Pocking gehört, gefolgt zu sein.

Wie es sich bald herausstellte, hat der energisch dreinschauende Hotelier zur Post auch in Freiburg Verwandte und zwar einen Stadtrat, auf den ich, sobald wir seinen Geburtsort durchfahren werden, noch zu sprechen komme.

Des Wirts Töchterlein, ein gar lebhaftes Fräulein, war auch schon in Freiburg und hat heute meine ganze Sympathie gewonnen, weil sie, obwohl akademisch gebildet, die Kellnerin machte und servierte. Selbst meinem Kutscher füllte sie den Maßkrug und setzte sich zu ihm.

Sie war einige Jahre als Schülerin in dem Pensionat der englischen Fräulein zu Osterhofen, spricht englisch und französisch, ist literarisch gebildet und hilft trotzdem emsig und fleißig in des Vaters Wirthsstube.

Ich muß da der Erziehungskunst der englischen Fräulein ein uneingeschränktes Lob spenden. Wenn bei mir daheim eine Wirthstochter ein höheres Pensionat oder eine höhere Töcherschule absolviert hat und die deutschen Klassiker kennt, so hält sie sich für viel zu gut, einen Schoppen herzugeben, und es für einen

Verrat an ihrer Bildung, mit Kutschern und Bauern in der Wirtschaft des Vaters zu verkehren. —

Während ich beim Essen saß, kamen zwei junge geistliche Herren, um mich zu begrüßen. Sie hatten erfahren, daß ich in Pocking gelandet sei. Von ihnen hörte ich, daß zur Zeit auch der Bischof von Passau in Pocking weile und diesen Morgen die hl. Firmung gespendet habe.

Auch an diesen zwei Kaplänen, von denen der eine ein Expositus ist, erlah ich, was die Bayern unter ihrem jüngeren Klerus für frische und fröhliche Leute haben.

Von dem einen, der vorher im bayerischen Wald angestellt war, erfuhr ich auch eine dort herrschende, schöne Volksfite. Am Abend vor dem Dreikönigstag geht der Kooperator mit Chorrock und Stola und mit dem Lehrer des Dorfes von Haus zu Haus. Der Lehrer schreibt die Anfangsbuchstaben der drei Könige, Kaspar, Melchior und Balthasar, über alle Türen, der Kooperator besprengt sie mit Weihwasser und der betreffende Bauer gibt als Honorar ein bis drei Mark. Von dem so gesammelten Geld erhält der Lehrer einen Drittel und der Kooperator zwei, und der den Kaplan begleitende Ministrant bekommt ein Trinkgeld.

Ich habe früher schon erwähnt, daß die Geistlichen in Bayern Hopfen, Frucht und Flachs kollektieren zur Aufbesserung ihres Gehalts. Im Verlauf meiner Reise

erfuhr ich nun, daß dieses Sammeln keineswegs so bettelhaft herauskommt, wie es mir, als ich das erste-mal davon hörte, vorkam.

Das Erscheinen des Kooperators zu diesem Zweck gilt in jedem Bauernhaus, wie Schlicht in seinem oben genannten Buche reizend schildert, als ein Festtag. Die Bäuerin scheuert am Tage zuvor das ganze Haus, und alt und jung freut sich auf das Erscheinen des „Koprata“, dem die Bäuerin sein Sammlungsobjekt sauber auf den Tisch gelegt hat, ehe er mit seinem Träger kommt.

Der geistliche Bettler spendet den Hausfrauen Rosenkränze und den Kindern Bilder und Fingerringe, worauf sicher gezählt wird, welche Gaben sich aber gut rentieren.

Es darf kein Kooperator die Kollektur eingehen lassen, da ihn unter Umständen sein Nachfolger für den Ausfall des betreffenden Einkommens haftbar machen könnte. Er darf aber auch kein Haus übergehen; denn das würde als Beleidigung empfunden.

Ähnlich wie der Kooperator seinen Sammelgang macht, so macht ihn in den allermeisten Gegenden Altbaherns auch der Pfarrer, wenn er nach Ostern die Beichtzettel einsammelt. Er bekommt dabei für jeden Beichtzettel ein Ei oder drei Pfennige, wovon der Mesner, der ihn begleitet, jeweils den dritten Teil erhält.

In manchen Gegenden, z. B. in der Hallertau, er-

hält der Pfarrer auch noch den sogenannten Rukkreuzer und Lampelkreuzer, d. h. man gibt ihm für jedes Kalb und für jedes Lämmlein, die seit dem letzten Jahre geworfen wurden, drei Pfennig. Es ist dies sicher auf eine Art Blutzehnten zurückzuführen.

Auch bei Leichenfeiern und Hochzeiten gedenkt das katholische Volk Altbayerns seines Leutpriesters; bei erstern erhält er eine Spende von Brot, Mehl und Eiern, bei den letztern eine Maß Bier und ein Stück Braten.

Alle diese Dinge haben mich baß gefreut, nicht bloß als schöne, alte Volksgebräuche, sondern auch als Zeichen eines wahrhaft katholischen Volkes.

Wo das Volk noch in Leid und Freud seiner Priester gedenkt und wo es seine Wohnung pußt und scheuert und es als ein Festtag im Hause gilt, wenn der Priester als Bettler kommt, da herrscht noch tiefer Glaube.

Und drum sollte man, ganz abgesehen vom Ertrag, diese Kollekturen nicht abgehen lassen aus religiösen Gründen.

Wenn einmal das Volk aufhört, es als Beleidigung anzusehen, wenn der geistliche Bettler nicht in jedes Haus kommt, und wenn es aufhört, sein Erscheinen als Freudentag zu begrüßen, dann wird dieses Volk auch nicht mehr so religiös sein wie heute, und seine Spenden werden dann von selbst aufhören. —

Gegen vier Uhr des Nachmittags, nach einer kurzen Siesta in einem fürstlichen Gastzimmer, zog ich wieder weiter durch das weite, wellige, fruchtbare Rottal hinauf.

Pocking liegt in reizloser Gegend, aber auf einer klassischen Stätte der deutschen Geschichte. Auf der Pockinger Heide besiegte der Bayernherzog Arnulf im Jahre 913 die Ungarn; ein Sieg, den man nur ermessen kann, wenn man bedenkt, wie die Ungarn hausten, wo sie Sieger blieben. Die später das Reich bedrohenden Türken waren gegen sie die reinsten Waisenkneben an Milde und Schonung. —

Im Rottal wohnen reiche Bauern; das sieht man ihren großen Höfen und ihren vielen, wohlbebauten Feldern an.

Auch ein gesunder Menschenschlag lebt hier; ich sah in den Dörfern nicht selten schöne, schlanke Frauengestalten.

Im Rottal gibt es aber auch viele Bauernbündler; denn nur ein wohlhabiger Bauernstand ringt vorab nach Freiheit.

Ich bin ein Freund eines jeden Bundes, den die Bauern schließen, um ihre soziale Stellung zu verbessern, und schwärme heute noch für die große Bauernbewegung im 16. Jahrhundert und bedaure ihren Mißerfolg.

Drum habe ich auch vor Jahren mit Interesse die Bildung eines bayerischen Bauernbundes begrüßt und

seine Geschichte verfolgt und auf meiner Fahrt durch Bayern mich überall, besonders aber in Niederbayern, der Heimat dieses Bundes, angelegentlich nach ihm erkundigt. Ich fand aber außerhalb seiner Heimat Niederbayern in geistlichen Kreisen meist Tadel über ihn wegen der liberalen Richtung, die er genommen habe.

Dagegen hörte ich in Niederbayern, westlich und südlich von Passau, das uneingeschränkte Lob derjenigen Bauern verkünden, die zu diesem Bunde geschworen haben. Sie seien, so hieß es, durchweg Männer, die ihre Religion hochhielten und ihren religiösen Pflichten nachkämen. Schade sei nur, daß der Bund in die Hände von Führern gekommen sei, welche sich als Pfaffenfresser aufspielten.

Der Bauernbund war von Anfang an eine herrliche und notwendige Gründung, weil in den Landtagen für den Bauer zu wenig geschah. Sein Gründer selber war ein Pfarrer in der Nähe von Straubing, und das Programm, welches der Bund aufstellte, wird jedermann billigen können.

Vor mir liegt, da ich dies schreibe, das Programm des bayerischen Bauernbundes vom Jahre 1893. Ich würde von diesem Programm jeden Satz unterschreiben, besonders den, welcher die Verstaatlichung der Mobil- und Hagelversicherung unter Ausschluß aller Versicherungsgesellschaften verlangt.

Wenn im Laufe der Zeit der Bauernbund auch die Parole ausgegeben hat, man solle weder einen Pfarrer, noch einen Beamten in den Landtag wählen, so kann ich um dessentwillen den Bund nicht verurteilen, denn beide, der Beamte und der Pfarrer, sind, genau betrachtet, keine ganz idealen Volksvertreter.

Der Beamte ist direkt abhängig von der Regierung und der Geistliche indirekt durch seinen Bischof, der in Bayern im wirklichen Sinne des Wortes eine Kreatur, ein Geschöpf der Regierung ist.

Der beste Vertreter des Bauern im Landtag wäre sicher der Bauer selber. Ob aber die bayerischen Bauern so viele tüchtige Männer haben, die zur Vertretung ihres Standes in den Landtag passen, muß bezweifelt werden laut der Tatsache, daß unter den Vertretern und Führern des Bauernbundes sich Ärzte und sogenannte Herrenbauern befinden, welche letztere von jeher mit ihrem religiösen Liberalismus groß getan haben, also nicht die Vertreter eines gläubigen Bauernstandes sein können.

Wenn aber der Bauer einen Vertreter außerhalb seines Standes suchen muß und suchen will, so paßt dazu sicher am besten der Landpfarrer, der mitten im Volke wohnt und Leid und Freud mit seinen Bauern teilt. —

Ich hörte auf meiner Reise namentlich auch über die Richtung der bauernbündlerischen Blätter klagen. Ich

kenne diese Blätter nicht, möchte aber annehmen, daß sie in geistlichen Kreisen in ihren üblen Ruf zum Teil auch deshalb gekommen sind, weil sie gegen das bayerische Zentrum auftreten. Und da leider in Deutschland bei vielen Leuten Zentrumsanhänger und katholisch sein gleichbedeutend ist, so kommt man gerne in den Verdacht, nicht mehr katholisch und religiös zu sein, wenn man nicht in allemweg mit dem Zentrum geht.

Ich bin nicht befugt, den bayerischen Bauern, die dem Bund angehören, einen Rat zu geben; wenn ich ihnen aber einen geben dürfte, so würde ich ihnen sagen: „Laßt eure unfähigen Führer im Stich und geht mit Sack und Pack in das Lager des Dr. Heim, der ein wahrer Bauernfreund ist und das Zeug und die Macht hat, für die Bauern etwas Rechtes durchzusetzen.“ —

Vor dem Dorfe Birnbach brannte in einem Weiler eben ein Gehöfte ab, und die Pompier's hatten mit ihren Schläuchen die Straße so verlegt, daß ich auf einem Feldweg in das genannte Dorf gelangen mußte. In demselben lagen einander gegenüber eine „Graf Arco-Ballevsche Gastwirtschaft zum Bogen“ und eine des gleichen Grafen zum „Hauswirt“.

Damit der Josef, der in Regensburg bischöfliches Bier getrunken, auch gräflichen Stoff zu kosten bekomme, ließ ich ihm beim Hauswirt eine Maß geben, die nach seiner Ansicht gut, aber nicht bischöflich war.

Der Wirt zeigte mir auch das Pfarrhaus des Dorfes, und ich staunte, als ich es im Weiterfahren ganz sah, über den großartigen Landedelsitz, zu dem sicher ein Rittergut gehört. —

Das Rottal hat die Eigentümlichkeit, daß es oben immer breiter wird und mehr Wiesengründe zwischen Hügeln zeigt; auch der Fluß hat ein ziemlich breites Bett, aber wenig Fall.

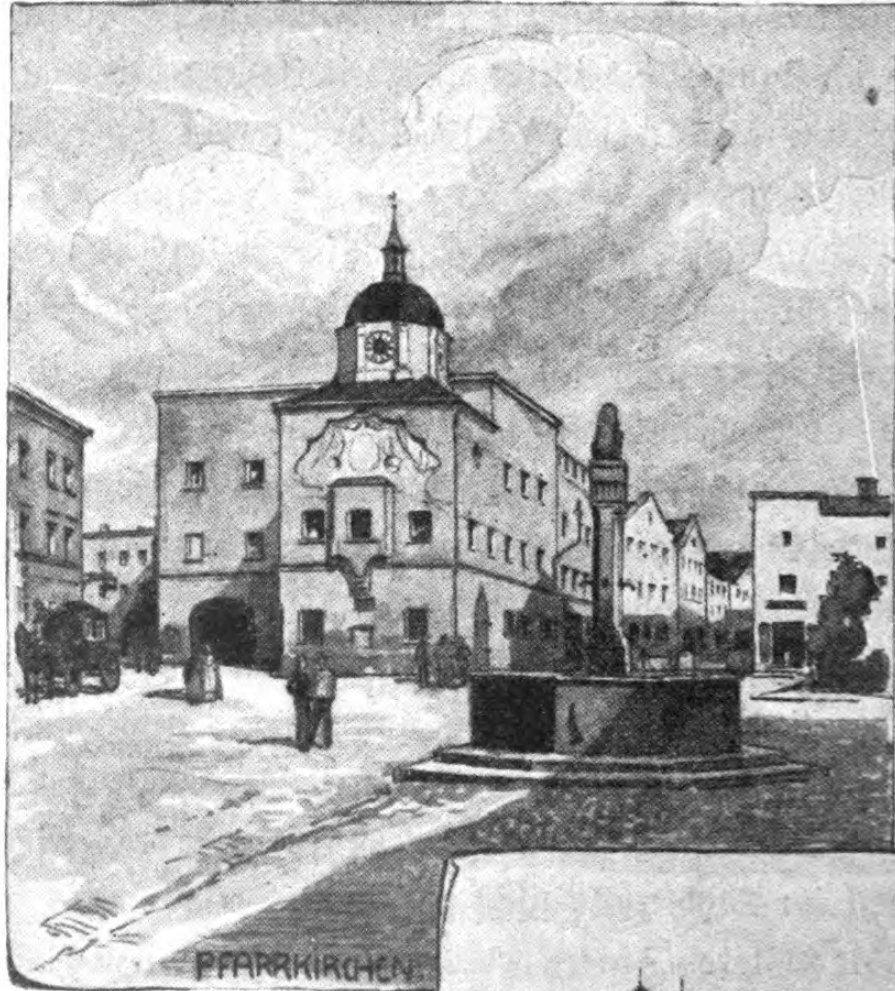
Malerisch leuchten in der Abendsonne die hellen Gehöfte in den grünen Matten, und reizvolle Kirchlein schauen aus Baumgruppen hervor.

Es war acht Uhr, als ich in das Städtchen Pfarrkirchen einfuhr, das am Fuß eines Hügels gelegen ist, den eine doppeltürmige Kirche krönt, die aber dem gewaltigen gotischen Turm der Pfarrkirche doch seine Macht im Städtlebild nicht zu schmälern vermag.

Nach öfterem Fragen erreichte ich in einer breiten Gasse den „Dechantshof“, wo mein Quartierherr, der geistliche Rat und Dekan Lanz, mich aufs freundlichste empfing.

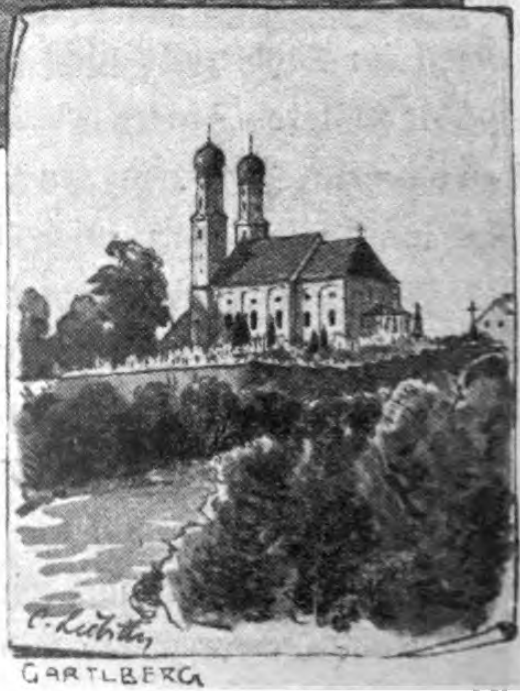
Sein Pfarrhaus gleicht der Wohnung eines Fürst- abts in einem alten Reichskloster; lauter hohe Räume, alle auf einem Boden und alle so flott möbliert, so daß mir, da ich wählen sollte, welches Gemach ich vorzöge, die Wahl wehe tat.

Pfarrkirchen ist auch eine Rittergutspfarrei, die über 100 Tagwerke Acker und Wiesen hat, und es floß



deshalb hier wieder von herrlicher „gesteckelter“ Milch.

Am späten Abend kamen noch sämtliche Geistliche des Orts und sorgten dafür, daß ich nicht allzufrühe zum Schlaf käme.



Am 6. Juli.

Der geistliche Rat Lanz, welcher die Treuherzigkeit und Bescheidenheit selber ist, lud mich ein, diesen Morgen hier zu bleiben und an der Schulprüfung teilzunehmen, da ich ganz bequem noch am Nachmittag nach meinem heutigen Reiseziel, Altötting, gelangen könnte. Ich sagte zu, wollte aber erst in die Kirche zum Gottesdienst und dann im Verlauf des Vormittags zur Prüfung kommen.

Ich staunte, als ich in der spätgotischen Kirche am Werktag ziemlich viele Leute sah und eine Prozession stattfand.

Man sagte mir, diese Prozession gehe jeden Donnerstag vor sich; auch wieder ein Beweis vom regen Glaubensleben in Niederbayern.

Nachher erfuhr ich auch, daß diese Pfarrei, die mit einigen ländlichen Filialorten 4900 Seelen zählt, jährlich 25 000 Kommunionen habe, weil hierzuland fast jeder seßhafte, schlichte Bürgers- und Bauersmann drei bis viermal im Jahre die hl. Kommunion empfangt. Auch mache die Pfarrgemeinde alljährlich eine Wallfahrt nach Altötting. —

Nach 10 Uhr begab ich mich mit dem Kooperator in das Schulhaus, einen stattlichen, etwas außerhalb des Städtchens gelegenen Neubau, in welchem die Knabenschulen sich befinden. Als Prüfungskommissär funk-

tionierte in blauer Uniform der Bezirksamtman von Pfarrkirchen.

Was mir zunächst eine helle Freude machte, war die Bemerkung, daß hier alles, Schüler und Lehrer und Amtmann, den bayerischen Dialekt sprach.

Da, wo ich daheim bin, reden Lehrer und Schüler und besonders die letzteren in der Schule möglichst affektiert hochdeutsch, weil man im Musterstaat Baden genau darauf achtet, daß jedes Wort so gesprochen, wie es gelesen wird.

Ich habe dem Unterricht in zwei verschiedenen Knabenklassen angewohnt und gestaunt über die Fixigkeit und Schneidigkeit, mit der die Knaben ihre Sache machten, wobei mir die Lieblichkeit des bayerischen Dialekts aus Kindermund am meisten gefiel. Ich bewunderte namentlich aber auch die Schrift der Knaben.

In der einen Klasse, in welcher die aus der Schule zu entlassenden Knaben saßen, hielt der Bezirksamtman am Schlusse der Prüfung eine gemütliche Anrede an die Buben, die nach Inhalt und Sprache mein ganzes Wohlgefallen hatte.

Nun wurde feierlich das „Bayernlid“ gesungen, welches mir vorkam wie ein politisches Tedeum, mit dem die Schulfeier geschlossen werden sollte.

So unbedeutend vom dichterischen Standpunkt aus das Lied ist, welches zweifellos zum Verfasser irgend

einen patriotischen und loyal-monarchischen Professor oder Volksschullehrer zählt, so hat es mich, von frischen Knabenstimmen gesungen, doch fast zu Tränen gerührt.

Ich will diese bayerische Nationalhymne aus dem Schulhaus in Pfarrkirchen hier wiedergeben:

Geliebtes Land, mein Bayernland!
 O laß mich dir mit Herz und Hand
 Und deinem König Weih'n!
 In Freud und Leid, in Glück und Not,
 Im Leben will ich und im Tod
 Ein wack'rer Bayer sein.

Weiß-blau ist meine Landesfahn',
 Sie leuchtet lieblich mir voran,
 Ich folg' ihr treulich nach.
 Und dieser Fahne stets aufs neu
 Ergeb ich mich in Lieb und Treu,
 Was immer kommen mag.

Umschlungen vom weiß-blauen Band
 Für Gott und König, Vaterland,
 Ganz Bayern im Verein.
 Wer diesen Wahlspruch schönöd vergißt,
 Und wer kein echter Bayer ist,
 Kann auch kein Deutscher sein.

Was mir an dieser bayerischen Nationalhymne gefällt, ist der gut partikularistische Ton. Neuzeitige Hymnen dieser Art dürften in manchen Schulen anderer deutschen Länder nicht gesungen werden, wenn nicht

darin auch Kaiser und Reich, und zwar an erster Stelle, genannt wären. —

Als die Abiturienten ihre Zeugnisse erhielten, fiel mir auf, daß jeder dem sie ausstellenden Lehrer fünfzig Pfennig in die Hand drückte. Dieser Austausch zwischen Papier und Geld ging so rasch vor sich, daß sicher jeder Knabe wohl darauf vorbereitet war und seine halbe Mark schon parat hielt, ehe die Austeilung begann.

Der Bezirksamtmanu erklärte mir, daß das von jeher üblich sei und daß für ganz arme Schüler die Gemeinde die Taxe bezahle.

Mir gefiel der ganze Vorgang, und ich gönnte dem Lehrer von Herzen diese kleine Stolgebüßr am Schlusse einer mühevollen Lehrzeit. —

Auf dem Rückweg in mein Quartier sah ich an dem Rathaus auch die Gedenktafel zu Ehren des Bauernführers Sebastian Plinganser, der im Jahre 1705 als Vaterlandsverteidiger sich auszeichnete.

Eben werden in Bayern wieder allerlei Festlichkeiten in Aussicht genommen zur 200jährigen Erinnerungsfestier jener Bauernerhebung. So wie ich ein Freund bin der Bauernbünde, bin ich auch ein Freund der Bauernaufstände, ausnahmsweise aber keiner der bayrischen Bauern-Aufstände vom Jahre 1705, weil der Patriotismus und die Treue der bayrischen Bauern einem Fürsten galt, der nicht eines einzigen Bluts-

tropfens, noch viel weniger des Todes auch nur eines einzigen Bauern wert gewesen ist.

Es ist dies der schon wiederholt genannte Kurfürst Max Emanuel von Bayern, einer der unwürdigsten Fürsten, die je ein größeres Land regiert haben.

Dieser Emanuel war der Leichtsinn zu Pferd, ein tapferer Soldat in der Schlacht, aber nachher ein ausschweifender Genußmensch. Während er in den 80er Jahren des 17. Jahrhunderts im Sommer tüchtig gegen die Türken focht, brachte er den Winter in dem damaligen Babel am adriatischen Meer, in Venedig, zu und lebte hier in Saus und Braus, ohne sich im geringsten um sein Land und um sein Volk zu kümmern, nur besorgt um das Geld, welches er aus seinem Fürstentum bezog.

Als ihn im Winter 1691 in Venedig die Nachricht traf, daß der König Karl II. von Spanien ihn zum Statthalter der Niederlande mit 900 000 Talern Gehalt ernannt habe, zog er nach Brüssel und fing hier erst recht ein üppiges, ausschweifendes Hofleben an.

Da ihm sein Gehalt und die Einkünfte aus Bayern nicht reichten, erhöhte er daselbst die Steuern um das Doppelte, sodaß bei den Bayern das Sprichwort entstand: „Der Kurfürst brockt den Niederländern sein Bayern ein.“ Trotzdem machte der leichtsinnige Mann noch Schulden über Schulden.

Durch Maitreffen, die von Ludwig XIV. bezahlt waren, wurde er gänzlich auf die französische Seite gezogen, und als der Kampf zwischen den Häusern Habsburg und Bourbon losbrach wegen der spanischen Erbschaft, da öffnete er als Statthalter 1701 den Franzosen alle niederländischen Grenzfestungen an einem Tag.

Und nun folgte Verrat auf Verrat gegen Kaiser und Reich. Er machte gemeinsame Sache mit den in Deutschland eingebrochenen Franzosen. Jeder zehnte bayerische, waffenfähige Mann mußte Soldat werden, um den Franzosen zu helfen. Mit diesen fiel er 1703 in Tyrol ein, wo die Soldateska brannte und schändete und raubte, bis das Tyroler Volk aufstund und ihn samt seiner Bande zum Land hinaus schlug.

Als er nach der Schlacht bei Höchstädt alles verloren hatte, boten ihm die Sieger nochmals sein Land an und eine große Geldsumme, wenn er zu den Kaiserlichen übertrete. Er überlieferte aber lieber sein Land und sein Volk einer fremden Gewaltherrschaft, als sich von den Franzosen zu trennen.

Er verließ mit diesen flüchtig das Land und begab sich nach Brüssel, und als er hier infolge der Siege der Kaiserlichen nicht mehr sicher war, zog er nach Paris und führte dort, wie seine Base, die Elisabeth Charlotte von Orleans, selber schreibt, ein „Vuderleben“.

Im Frieden von Rastatt 1714 verschafften die Franzosen diesem unwürdigen Fürsten sein Land wieder.

Er kehrte nach München zurück und verbrachte die zwölf Jahre, die er noch lebte, in einem ewigen Rausch und Taumel des Vergnügens, wobei es ihm trotzdem leid war, in Bayern sein zu müssen. So schrieb die genannte Elisabeth Charlotte in ihren bekannten Briefen im Jahre 1718 an ihre Schwester: „Ihr täuscht Euch sehr, wenn Ihr glaubt, daß der Kurfürst von Bayern froh ist, wieder in seinem Land und in Ehren zu sein; er bedauert alle Tage das Luderleben, das er in Paris geführt.“

Und sein eigener Bruder, der Kurfürst-Erzbischof Clemens von Köln, ein Franzosentrabant und Reichsverräter wie er, schrieb einmal an seinen Kanzler: „Mein Bruder hat große Aversion, wieder in Bayern zu wohnen, und würde um eine Scheune in den Niederlanden eine Stadt in Bayern abtreten, nur um außer Landes bleiben zu können.“

Dieser Josef Clemens war auch nicht von viel besserem Butter als sein Herr Bruder. Wegen seiner Häßlichkeit und weil er hinten und vornen einen Buckel hatte, war er zum geistlichen Stand bestimmt worden.

Siebzehnjährig wurde er auf Betreiben Osterreichs und Roms gegen den Franzosennecht und Straßburgverräter Wilhelm von Fürstenberg zum Kurfürsten von Köln erwählt.

Er nahm aber 17 Jahre lang keine Weihen, um lustiger leben zu können. Erst als er mit seinem Bruder Emanuel wegen der gleichen Reichsverräterei vertrieben worden war, ließ er sich in Paris von dem berühmten Fenelon weihen.

Die Franzosen setzten auch ihn wieder in sein Land ein, und er lebte noch bis 1723 als Erzbischof von Köln, Bischof von Hildesheim, Lüttich, Regensburg und Freising herrlich und in Freuden.

Bereits vor ihm waren zwei bayerische Prinzen, sein Oheim und sein Großoheim, Kurfürsten von Köln gewesen und hatte jeder ebenfalls fünf Bistümer auf sich vereinigt.

Diese zwei Lebemänner ließen sich die höheren Weihen überhaupt nicht geben.

Als Papst Clemens VIII. einmal, 1593, die deutschen Bischöfe nach Rom rief, damit sie über die Verwaltung ihrer Diözesen berichteten, entschuldigte sich der erste dieser bayerischen Prinzen, Ernst, damit, er habe noch gar keine Bischofsweihe und auch zu viele Bistümer, um über deren Verwaltung Rechenschaft ablegen zu können.

Rom ließ sich das ruhig gefallen und duldete trotz der Reformation noch zweihundert Jahre lang die Häufung von Bistümern in einer prinzlichen oder adeligen Hand. Und es würde diesen heillosen Unfug

noch weiter geduldet haben, wenn die französische Revolution der frivolen Geschichte nicht ein Ende gemacht hätte. —

Der edle Fürst Max Emanuel hätte ganz Bayern gleich, nachdem er es zurückerhalten, wieder abgegeben, wenn damals schon Osterreich auf einen Tausch mit den Niederlanden eingegangen wäre; ein so gutes Herz hatte dieser Kurfürst für sein Land und für sein Volk, dem er, als er 1726 starb, infolge seines „Vuderlebens“ und seiner Uppigkeit 30 Millionen Gulden Schulden hinterließ.

Und für einen solchen Fürsten und von französischen Agenten dazu aufgereizt, haben die guten bayrischen Bauern und Bürger sich gegen die österreichische Landesverwaltung erhoben!

Ich will diesem österreichischen Regiment, das zehn Jahre dauerte, keine Lobrede halten. Es war lumpig und grausam genug; aber es schaltete und waltete eben nach dem damals noch üblichen Schand-Rezept, für die Sünden der Fürsten sich am Volke zu rächen.

Die Parole, mit der die niederbayrischen Bauern aufstundten: „Lieber bayrisch sterben, als österreichisch verderben,“ lautete sehr schön. Aber ihr bayrischer Wittelsbacher hatte sein Land schon ins Verderben gestürzt durch eigene Schuld, noch ehe die Oesterreicher ihr Regiment antraten.

Ich bin weit davon entfernt, den Mut eines Plinganser und all der Führer der wackern Bauern in Ober- und Niederbayern zu verkennen; aber es war eine Torheit, gegen eine Macht wie Habsburg sich von französischen Agenten aufstacheln und französische Hilfe versprechen zu lassen, die gar nicht kam.

Der Kampf mußte enden, wie er geendet hat. Tausende von Bauern ließen in der Mordweihnacht bei Sendling 1705 und am 8. Januar 1706 bei Aidenbach ihr Leben, und die Sache war schlimmer wie vorher.

Von einem Dank des Kurfürsten, als er zurückkam, war keine Rede.

Die noch lebenden Führer der Erhebung wurden vernachlässigt, und die Hinterbliebenen der hingerichteten Häupter ließ man im Elend verkommen.

Die Herren Fürsten, die sich bekämpft, waren ja wieder gute Freunde und Bettern und die guten Bauern nur noch Rebellen gegen den Better und Freund. Wozu also einen Dank! —

Plinganser, der Sohn eines Wirts in Pfarrkirchen, der als junger Rechtspraktikant von den niederbayerischen Bauern zum Anführer gezwungen worden war, machte im Anfang seine Sache vortrefflich und eroberte mehrere feste Plätze; aber Uneinigkeit und Verrat in den eigenen Reihen der Patrioten vereitelten die Erfolge.

Er mußte flüchten, wurde in Altötting gefangen

und drei Jahre eingekerkert. Er starb 1738 als Kanzler des Reichsstifts St. Ulrich und Afra in Augsburg, lebt aber bis heute noch im niederbayerischen Volk als ein Held. —

Der liebenswürdige Dechant von Pfarrkirchen war auch darauf bestanden, daß ich bei ihm Mittag mache. Das Essen war dem Prälatenhaus entsprechend ein fürstliches.

Vor meiner Weiterfahrt wollte mich mein Quartierherr noch zur Wallfahrtskirche auf dem Gartlberg begleiten.

Es hatte am Nachmittag zu regnen begonnen, und in strömendem Regen fuhren wir in geschlossenem Wagen hinauf.

Sehenswert ist die schöne Spätrenaissancekirche aus dem 17. Jahrhundert. Aber auch das Rottal, das mir bisher keinen besonderen Reiz abgewinnen konnte, präsentierte sich, von hier aus gesehen, viel malerischer als auf der Talsohle.

Hinter der Wallfahrtskirche haben die Bewohner des Städtchens ihren wirklich eleganten und vornehmen Kirchhof. Daß sie trotz der Beschwerlichkeit des Aufstiegs ihren Gottesacker auf der Höhe beibehalten, macht ihrem religiös-poetischen Sinn alle Ehre.

Ein Friedhof auf luftiger Höhe hat immer etwas Heiteres und mit dem Tode Versöhnendes. Er erinnert mehr an die Auferstehung, als an Tod und Verwesung.

Die Wallfahrt verdankt ihren Ursprung einem Marienbild mit dem toten Heiland auf dem Schoß, welches zur Zeit des dreißigjährigen Krieges ein Krämer von Pfarrkirchen von einem Protestanten in Regensburg um einen Laib Käse erworben hatte. Nachdem der Mann das Bild einige Jahre im Haus gehabt, hing er es an einem Föhrenbaum auf dem Gartlberg auf. Bald strömte das Volk herbei, um das Bild zu verehren, und nach kurzer Zeit ward, in den Jahren 1669—1687, eine prachtvolle Kirche hier errichtet.

Franziskaner bauten daneben ein Hospiz und versehen den Gottesdienst bis zu ihrer Aufhebung zu Anfang des 19. Jahrhunderts. Seitdem ist ein Weltgeistlicher als Benefiziat auf dieser schönen Höhe angestellt.

Den derzeitigen Wallfahrtspriester, den ich schon gestern abend kennen gelernt, trafen wir oben auch. Er war eben im Begriff, unter dem Schutz seines Regentmantels eine Radtour zu unternehmen, und ich freute mich, daß der noch junge Herr das Regentwetter nicht scheute seines Vergnügens halber.

Einsam wohnt und lebt er an Tagen, die keine Wallfahrtstage sind, auf seiner Höhe, und es ist ihm sicher nicht zu verübeln, wenn er des öftern hinabsteigt ins Thal und in die weite Welt fährt. —

Wieder unten auf der Landstraße angekommen, verabschiedete ich mich von dem wirklich lieben und treu-

herzigen Dechanten und fuhr in geschlossenem Wagen das Rottal hinauf.

Der heutige Tag war der einzige auf der ganzen Reise, der mich am Nachmittag zwang, einige Stunden den Wagen zu schließen.

So fuhr ich auch durch das kleine Städtchen Eggenfelden, das, ehemals ein Markt, sich neuestens zur Stadt hat erheben lassen. Die Bürger von Pfarrkirchen und von Eggenfelden scheinen etwas eitle Leute zu sein, denn die erstern haben schon im Jahre 1862 die königliche Regierung um einen höheren Titel für ihren Markt gebeten.

Ich habe schon viele bayerische Markttorte auf dieser Reise durchfahren, die sich an Schönheit wohl messen können mit den beiden genannten, aber in frommer Pietät ihren Ahnen gegenüber nicht mehr sein wollen, als diese waren. Und das lob' ich mir.

Ubrigens darf sich Eggenfelden, das ich durch mein Wagenfenster wohl beobachtete, auch unter den kleinen Städten sehen lassen. Es hat einen schönen Marktplatz mit hohen Giebelhäusern und Bogengängen und eine mächtige gotische Kirche aus Backstein. —

Hier verlasse ich das Rottal und wende mich bei steigendem Terrain gegen Süden.

Der Regen dauerte fort, und ich griff, ergeben in mein Schicksal, zu meinem Rosenkranz, freute mich aber

im stillen, daß die ausgebrannte Flur endlich einmal eine Abkühlung bekam.

Hinter dem Dorf Mitterskirchen hörte der Regen auf, und bei einem einsamen Sommerkeller, der unter blühenden Linden lag, ließ ich halten und Pferde und Kutscher erfrischen. Da die Kellnerin kein Brot hatte für die Koffe, so mußte der Josef hinab ins Dorf und solches holen. Ich war ausgestiegen und erlabte mich, bis alles zu Ende war, an dem feinen Duft der blühenden Bäume.

In der Wirtsstube, die geöffnet war, saßen ein Bauer und ein jüdischer Pferdehändler und feilschten in lebhaftem Gespräch um ein Roß, das vor dem Bierkeller angebunden stand.

Aus feinen Mienen sprach tiefe Trauer, als ob ihm sein Schicksal, vom Bauer zum Juden und vom Juden zum Bauer zu kommen, nahe ging, und als ob es hörte, wie der eine von seinen Fehlern und der andere von seinen Vorzügen sprach.

Ich empfand tiefes Mitleid mit diesem Repräsentanten der Tierwelt, welcher von uns Menschen so viele Leiden und Qualen auferlegt werden.

Zu einigem Trost ließ ich dem armen Pferd auch einige Stücke Brot reichen, und es kam mir vor, als hätte ich damit ein so gutes Werk getan, wie wenn ich einem armen Menschen ein Almosen gegeben hätte.

Ich bin auch überzeugt, daß der Schöpfer der armen Tiere, die von uns Menschen so viel zu leiden haben, es mit Wohlgefallen sieht, wenn wir ihr Loos irgendwie erleichtern. —

Ich wurde auf der Weiterfahrt dafür, daß ich des Regens halber auf einige Zeit den Wagen hatte schließen lassen müssen, herrlich belohnt. Die Luft war erfrischt, und dampfende Nebel stiegen aus den nahen Wäldern auf.

Die ganze Gegend gleicht hier völlig dem Schwarzwald: kleinere und größere Tannentwald-Parzellen, getrennt durch grüne Matten.

Die Straße fällt, und bald bin ich im ersten Dorf Oberbaherns, in Reischach, das völlig einem echten und rechten Schwarzwalddorf gleicht.

Durch waldiges Land geht's weiter, bis sich plötzlich vor mir das Jnnthal wiederauftut mit seinen waldigen Ufern und seinen grünen Matten. Was aber den ganzen Blick einnimmt, ist das auf steilem Uferrand gelegene Städtchen Neuötting. Ein so schönes Landschaftsbild habe ich noch nicht oft gesehen, und in ständigem, bewunderndem Hinblick auf das reizvolle Städtchen fuhr ich ihm zu.

Was mich noch von ganzem Herzen freute, ist die neue steinerne Bogenbrücke, welche am Fuße des Städtchens den majestätisch dahinziehenden Fluß überspannt. Ich hatte mich auf der ganzen Fahrt her schon oft ge-

ärgert über die schändlichen Eisenbrücken und es freute mich deshalb doppelt. Die bayrischen Brückeningenieurc aber sollten einmal einen Vergleich anstellen, wie eine Brücke, wie die bei Neuötting, im Landschaftsbilde wirkt gegenüber den eisernen Kamelrücken.

Ohne Byzantinismus geht's scheint's aber auch im heutigen Bayern bei schönen Bauten nicht ab. So steht denn auch auf der Neuöttinger Brücke für die Jetztzeit und die Nachwelt geschrieben, daß dieses Kunstwerk entstanden sei unter der Regentschaft des Prinzen Luitpold, der jedenfalls keinen Pfennig daran bezahlt hat.

Wenn bei solchen Veranlassungen denn doch etwas geschrieben werden muß, so sollte man der Wahrheit die Ehre geben und schreiben: „Dieses Kunstwerk wurde errichtet mit dem Gelde des bayrischen Volkes.“ —

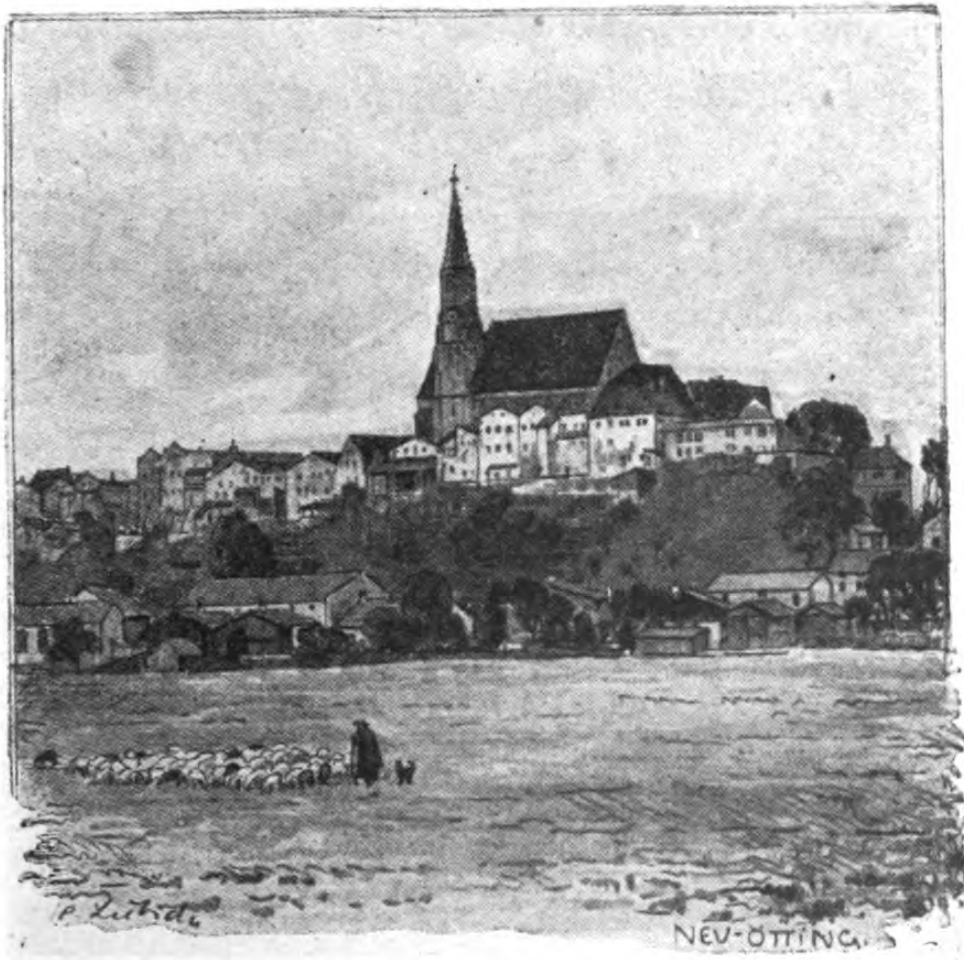
Aufwärts geht's von der Brücke weg dem nahen Städtchen zu, dessen Häuser, rechts und links der mächtigen gotischen Kirche gelegen, immer reizvoller wirken, je mehr man sich ihnen nähert.

Oben angekommen, staunt man über die breite, lichte Hauptstraße, die einen empfängt, und über die stilvollen Häuser mit Laubgängen, vor allem aber über die großartige Kirche.

Ich stieg aus, um dieselbe von innen zu sehen, und war betroffen von der gewaltigen Höhe ihrer Säulen

und Gewölbe. Das ist in Wahrheit ein Münster, dem nur etwas mehr innerer Schmuck fehlt.

Erbaut wurde diese ebenso einfach als großartig



angelegte Kathedrale von 1410—1480 von den Herzogen Heinrich, Georg und Ludwig, dem Reichen, von Bayern, welchen Fürsten für dieses Denkmal in einer so kleinen Stadt heute noch alles Lob gebührt.

Man wird angesichts derartiger fürstlicher Stiftungen
 Hans Jakob, Sonnige Tage.

tungen wieder einigermaßen versöhnt mit dem Glend und den Drangsalen, welche die Untertanen so oft durch die Fürsten der vergangenen Jahrhunderte erlitten haben. —

Zum Glück blieb dieses herrliche Bauwerk bei dem großen Brande von 1797, der fast die ganze Stadt zerstörte, verschont.

Der spätere Bischof Sailer, damals wegen seiner angeblichen Neigung zu den Illuminaten abgesetzter Professor und in der Nähe bei einem Pfarrer sich aufhaltend, schrieb zugunsten der abgebrannten Stadt „ein paar fliegende Blätter“, die sich aber in ein Buch auswuchsen und ein glänzendes Muster sind der verwaschenen, zuckersüßen Art, in der man in jenen Tagen geschrieben hat.

Das Büchlein fiel mir zufällig in die Hand, und ich durchblätterte es, und so traurig die Sache war, um die es sich handelt, ich mußte oft lachen über die Phrasen des guten Sailer, der, selbst unter den durch den Brand Leidenden, die Augen nicht vergaß und darüber also schreibt: „Die Augen, diese zartesten Stellen im menschlichen Angesicht, mußten vornehmlich leiden von dem Rauch, von dem aufgetriebenen Staub und von dem Feuer selbst.“ —

Bei der Weiterfahrt durch die schöne Hauptstraße betrachtete ich unweit der Pfarrkirche auf der linken Seite den Gasthof zur Krone.

Er ist das Geburtshaus eines Freiburger Bekannten, des Stadtrats Mühlberger, welcher, obwohl zwei Jahrzehnte jünger als ich, es durch seine Energie und Intelligenz frühzeitig zum reichen Manne gebracht hat, der seine Tage in einer königlichen Villa in einer der schönsten Avenuen der Stadt Freiburg verlebt.

Ich freute mich für ihn, daß er stolz sein kann auf sein reizvolles Heimatstädtchen, das mir auf der ganzen Durchfahrt Wohlgefallen abgewann und seine schöne Hauptstraße mit einem stattlichen Thor abschließt.

Ich weiß es nicht recht, aber ich meine nicht zuviel zu sagen, wenn ich behaupte, Neuötting sei nächst Deggen Dorf vorab durch seine Lage die schönste kleine bayerische Stadt, die ich bisher gesehen habe. —

Auf der Hochebene, die man mit Neuötting erreicht hat, geht die Straße weiter, und schon nach zwei Kilometern erscheint die erst siebenjährige Stadt Altötting, während Neuötting schon im 12. Jahrhundert zur Stadt erhoben worden war.

Gleichwohl ist Altötting weit berühmter, weil in ihm das bayerische Nationalheiligtum, die königliche Hof- und Gnadenkapelle, steht, wohin alljährlich gewaltige Menschenmengen, bis zu 250 000 und noch mehr, wallen.

Ohne sein Gnadenkirchlein wäre Altötting entweder gar nicht da, oder ein auf einsamer Hochebene gelegener stiller Ort.

Weder seine Lage, noch seine Straßen halten einen Vergleich aus mit Neuötting, ausgenommen der Hauptplatz mit seinen Kirchen.

Dieser überrascht sowohl durch seine Heiligtümer, als auch durch die großen, in weitem Bogen ihn umfassenden palastartigen Gebäude.

Auf dem nicht malerischen, aber imponierenden Platze stehen die große gotische Stiftskirche, die ehemalige Jesuitenkirche und zwischen beiden die kleine, mit gedeckten Arkaden umgebene Gnadenkapelle.

Sie besteht aus einem kurzen Turm, an den eine kleine gotische Kapelle angebaut ist, die über dem Portalgiebel einen schlanken, ebenfalls gotischen Dachreiter zeigt.

Reizvoll, aber klein und einfach sieht das berühmte Kirchlein aus, das wir indes erst morgen betreten.

Für heute halten wir an dem untern Teile des den Westen des Platzes abschließenden Palastes; denn hier wohnt der Dekan Frischhut, Pfarrer von Altötting und mein heutiger Quartiergeber.

Sein Pfarrhaus gleicht innen und außen einem Palais, und ich bin ebenso glänzend aufgehoben wie in Pfarrkirchen, mit dessen Pfarrherrn der Altöttinger rivalisiert an Einfachheit und Gutherzigkeit.

Am Abend machte ich noch die Bekanntschaft des Priesters Muckenthaler, des Chorregenten an der Gnadenkapelle, eines lustigen Musikanten und fröhlichen Bajuwaren.

Er hat in den Wallfahrtszeiten einen schweren Dienst, weil er mit seiner Kapelle oft, je nach der Zahl der Pilgergemeinden, von morgens 3 Uhr bis mittags 12 Uhr ein musiziertes Amt um das andere halten muß. Diese Riesenarbeit scheint ihm aber nichts zu schaden, denn er ist das Bild eines starken, gesunden Mannes. Aber seine Sängerknaben sind zu bedauern, die so angestrengt bis zu 13 Ämtern singen müssen, ohne dabei Schätze zu sammeln.

Ihr Dirigent meint, die Sänger und Sängerinnen am Münchner Hoftheater seien viel besser bezahlt, als seine Knaben und seine Musikanten.

Der Musikmeister, der außer der Kapelle noch in allen großen Kirchen der Stadt singen und musizieren muß, also ein vielgeplagter Mann ist, erbot sich trotzdem, morgen meinen Führer zu machen. Auf diese Art beruhigt über mein Schicksal in Altötting, verließ ich bald die noch beim Bier sitzenden Herren und zog mich in mein Fürstenzimmer zurück.

Am 7. Juli.

Die Gründung der seit vielen Jahrhunderten so berühmten Wallfahrt Altötting wird dem heiligen Regionarbischof Rupert zugeschrieben. Er soll um das Jahr 580 einen heidnisch-römischen Turm zu einer Kirche umgeschaffen und das von ihm mitgebrachte Gnadenbild darin aufgestellt haben.

König Karlmann, der älteste Sohn Kaiser Ludwigs, des Deutschen, baute im 9. Jahrhundert ein Benediktinerkloster neben das Gnadenkirchlein, das er, wie seine Nachfolger karolingischen Stammes, hoch verehrte. Er starb auch 880 in Altötting und wurde in der Benediktinerkirche begraben.

Seine Gründung wurde aber im folgenden Jahrhundert gänzlich zerstört, nachdem die Ungarn im Jahre 907 auf dem Mordfelde bei Altötting den Bajuwarenherzog Luitpold besiegt und getötet hatten.

Damals soll von Altötting allein die Gnadenkapelle übrig geblieben sein. Es muß sich aber bald wieder erholt haben, denn schon im folgenden Jahrhundert feierte Kaiser Heinrich III. das Weihnachtsfest des Jahres 1053 in Altötting, der Gnadenkapelle zulieb.

Im 13. Jahrhundert gründete ein bayerischer Herzog an Stelle des untergegangenen Benediktinerklosters zur Besorgung der Wallfahrt ein Chorherrnstift, das, reich an Gütern, bis zum Jahr 1803 sein Dasein fristete und von welchem zu Anfang des 16. Jahrhunderts die heutige große Pfarrkirche gebaut wurde.

1592 kamen auch die Jesuiten nach Altötting, erhielten eine eigene Kirche und ein Kollegium, und endlich erstand 1655 ein Franziskanerkloster.

Alle drei so verschiedenen Orden wirkten nun an der Wallfahrt, der es an Pilgern zu keiner Zeit gefehlt hat.

Heute sind neben den Weltpriestern der Pfarrei von Ordensleuten nur die Kapuziner tätig, welche im Wechsel der Zeitumstände sowohl das alte Franziskanerkloster, als auch das Jesuitenkollegium in Besitz bekamen. —

Nach acht Uhr holte mich der Hof-Kapellmeister des Gnadenkirchleins ab und führte mich hinüber in das kleine Heiligtum. Ich mußte nur staunen über den kleinen Innenraum dieser in Bayern und Ober-Osterreich so hochberühmten Wallfahrtskirche. Sie ist innen ganz schwarz, teils durch Anstrich, teils durch schwarzen Stuck.

Ich halte diese Farbe für sehr praktisch wegen der vielen Kerzen, die da brennen als Weihegeschenke.

Der Hochaltar mit dem Gnadenbild befindet sich in dem Turm, der zu einer Rotunde ausgestaltet ist, und das an diese sich anschließende kleine Schiff hat nur Raum für wenige hundert Personen und birgt neben zwei Altären auch noch die Empore für den Kirchenchor.

Trotzdem ist die Rotunde mit dem Hochaltar von dem übrigen Teil der Kapelle noch durch eine Türe und durch ein Gitterfenster abgeschlossen.

Ich las am Gnadenaltar die hl. Messe, bedient von einem Kapuzinerbruder; aber ich kam an diesem Altar, wo alles von Gold und Silber stroht, und in dem engen Raum nicht zu der Andacht, die eines so berühmten Heiligtums wert gewesen wäre.

Der silberne Altar ist das Geschenk eines Pfalzgrafen von Neuburg aus dem 17. Jahrhundert und ein flottes Kunstwerk jener Zeit. Über dem Tabernakel steht in einer mit Silber ausgeschlagenen Nische und von Engeln umgeben und umschwebt das berühmte Gnadenbild, Mutter und Kind mit herrlichen, strahlenden Kronen und in Gold und Silber gestickten Gewändern. Das Gesicht der Mutter ist in hohem Grade ausdrucksvoll, trägt aber die Züge einer älteren Frau.

Ich will keinen Zweifel aussprechen, aber mir scheint das Bildwerk ein halbes Jahrhundert später entstanden zu sein als die angebliche Gründung durch den hl. Rupert. Es ist für jene rohe, stürmische, der Kunst so ungünstigen Zeit zu stimmungsvoll ausgeführt.

Mag dem sein, wie immer es wolle, sicher ist, daß die Menschen seit mehr als einem halben Jahrtausend hieher gepilgert sind in der Hoffnung, Trost und Hilfe zu finden, und daß viele sie in wunderbarer Art gefunden haben.

Man mag über die Muttergotteswallfahrten, die ja kein Glaubensartikel sind und die kein Katholik unternehmen muß, um selig zu werden, denken wie man will, eines ist bei dieser Verehrung der Jungfrau von Nazareth in hohem Grade wunderbar. Eines Tages, vor bald 2000 Jahren ging in einem Winkel dieser Erde ein einfaches Mädchen über das Gebirg von Judäa,

um eine alte Base zu besuchen. Diese begrüßt die Angekommene mit den Worten: „Wie geschieht es, daß die Mutter meines Herrn zu mir kommt?“ Da erhebt



die einfache Jungfrau im Judenland die Stimme zu jenem bekannten Hymnus: „Hoch preiset meine Seele den Herrn, denn Großes hat an mir getan der Mächtige. Selig werden mich preisen alle Geschlechter!“

Wir wollen einmal mit der zerstörenden Bibelkritik des Unglaubens annehmen, diese Szene habe im Gebirge gar nicht stattgefunden, sondern sei lediglich eine Mythe, eine Erfindung, eine Zutat des betreffenden Evangelisten.

Das also angenommen, frage ich: Wie kommt es, daß seit 15 Jahrhunderten auf Erden Millionen und abermals Millionen gelebt und, indem sie über diese armfelige Erde hin dem Staube zuzogen, jene einfache Jungfrau aus dem Judenlande angerufen und verehrt haben?

Wie kommt es, daß trotz aller Stürme und aller Revolutionen auf religiösem Gebiet heute noch alljährlich Millionen von Menschen an die Stätten pilgern, an denen sie glauben, diese Jungfrau vor allem verehren zu können?

Diese Erscheinung ist und bleibt auch für den Ungläubigen ein Rätsel, und es ist schließlich gleichgültig, ob die Szene in Judäa stattgefunden hat oder nicht. Das Merkwürdigste ist und bleibt die bis zur Stunde sich vollziehende Erfüllung der Worte: „Selig werden mich von jetzt an preisen alle Geschlechter!“

Man sagt mir vielleicht ferner: So wie es heute an euren Wallfahrtsorten hergeht, so ist es schon bei den Heiden zugegangen, die auch ihre Tempel hatten, nach denen sie ganz besonders wallfahrteten. Dort wur-

den die heidnischen Götter und Göttinnen verehrt, wurden Weihegeschenke aufgehängt und kleine Statuetten der betreffenden Göttinnen mit nach Hause genommen.

Ich gebe das alles zu; aber haben diejenigen, die diesen Vergleich ziehen, auch den himmelweiten Unterschied ermessen, welcher zwischen der Verehrung der Jungfrau von Nazareth und der einer heidnischen Göttin liegt?

Vergleichen wir einmal die Verehrung der beliebtesten heidnischen Göttin, der Venus, mit der der Jungfrau von Nazareth, und wir werden finden, daß es kein Wunder ist, wenn die Menschen einer Göttin huldigten, welche die Personifizierung ihrer größten Leidenschaft war und ihnen alle sinnlichen Triebe und Gelüste nicht bloß erlaubte, sondern heiligte.

Maria aber ist die Vertreterin der gekreuzigten Liebe, die Vertreterin der Selbstverleugnung, der Entsagung, der Leiden und des Kreuzes. Und doch ziehen Millionen zu ihr, um sich bei ihr, dem höchsten Sinnbild der Reinheit und Jungfräulichkeit, Kraft zu holen im Kampf gegen Fleisch, Welt und Sünde, und verlassen gestärkt ihre Heiligtümer, um mut- und trostvoll aufs neue die Leiden, die Entsagungen und Mühsale dieses Lebens zu tragen.

Ist das nicht ein Rätsel und ein wunderbarer Vorgang in den Seelen der Menschen? —

Altötting war von jeher der Lieblingswallfahrtsort des über Bayern herrschenden Hauses Wittelsbach. Seit dem 17. Jahrhundert haben verschiedene Glieder dieses Hauses auch ihre Herzen in Altötting beisetzen lassen. Es sollen neunzehn solcher Herzen in der Gnadenkapelle modern, theils unter der Erde, theils in Wände eingelassen, theils in silbernen Gefäßen in Nischen ausgestellt. Zu den letztern gehören die Herzen sämtlicher Fürsten, die infolge der französischen Revolution den Titel König führten.

Auf dem Gefäß, welches das Herz des ersten Königs von Bayern, des sogenannten guten Max, enthält, stehen die Worte: „Das beste Herz“.

Ich meine, die besten Herzen, die hier beigesetzt sind, sind die des Kurfürsten Maximilian I. und seines Feldherrn Tilly.

Das waren große Männer, groß in der Welt und groß in ihrem religiösen Glauben und Leben. —

In den Arkaden, welche, wie schon erwähnt, malerisch die kleine Gnadenkapelle umgeben, sind die Buden, in welchen Rosenkränze und die verschiedensten Andenken an die Wallfahrt verkauft werden. Auch sie gewähren in ihrer Mannigfaltigkeit von Gegenständen einen malerischen Reiz. —

Als ich über den Platz hinweg dem Pfarrhaus zuschritt, begegnete mir der Bürgermeister von Alt-

ötting und lud mich ein, doch auch das St. Franziskushaus anzusehen, was ich gerne zusagte, umsomehr, als man mir wegen der größern Entfernung einen Wagen schicken wollte. Ich fuhr nach dem Frühstück dahin.

Im Jahre 1889 gründeten Mitglieder vom dritten Orden des heiligen Franziskus, dessen Angehörige bekanntlich unter allen Ständen in der Welt leben, einen Verein zur Rettung sittlich und religiös verwahrloster Kinder. Sie nannten ihr Vorhaben „Seraphisches Liebestwerk“, ein Name, der mir nicht sehr sympathisch klingt. Nicht jedermann weiß, daß das Wort seraphisch ein Beiname des hl. Franziskus ist.

Jedes Mitglied zahlt monatlich 10 Pfennig Beitrag, und da der Verein in allen deutschen Ländern viele Tausende von Mitgliedern zählt, so konnte er bereits zwei größere Rettungshäuser errichten, das eine in Altötting und das andere in der Schweiz.

Das St. Franziskushaus in Altötting ist in der That eine großartige Anstalt, sowohl was ihre gewaltigen Gebäudeanlagen, als die Zahl der aufgenommenen und erzogenen Kinder betrifft.

Leiter der Anstalt und des ganzen Vereins ist der Kapuzinerpater Cyprian, der all diese verschiedenen Gebäulichkeiten und die sehr schöne romanische Kirche gebaut hat und an diesem wirklich sehenswerten Franzis-

kushause zeigt, wie man mit kleinen Anfängen Großes leisten kann. —

Bei meiner Rückkehr wartete der Chorregent ungeduldig auf mich. Er hatte schon gefürchtet, er würde mich, da ich diesen Morgen noch weiterfahren wollte, nicht mehr zu den englischen Fräulein bringen können, denen er, wie ich wohl merkte, versprochen hatte, den alten Bären vom Schwarzwald vorzuführen.

Ich war nicht wenig erstaunt, als ich den unweit des Pfarrhauses gelegenen großen Palast des Instituts sah und in der Hausflur eine so große Schar von Pensionatsfräulein und Ordensfrauen, daß mir ganz angst wurde, unter dieses Meer von weiblichen Wesen hineinzutreten.

Doch nahm mir die allgemeine Freude, mit der ich aufgenommen wurde, bald den Schrecken, und ich schritt an der Seite der ernstesten und klugen Frau Oberin wie ein Hirte der gewaltigen heitern Schar voraus in den großen Garten.

Es waren unter den englischen Damen viele Lesefinnen von mir, denen ich das eine oder andere Buch, das sie noch nicht kannten, zusagte, wofür sie mich mit schönen, von ihnen gefertigten Muttergottesbildern und mit einem von ihnen fabrizierten Liqueur regalierten. Ein bißchen Industrie treiben ja namentlich die weiblichen Orden gerne an Wallfahrtsorten.

Übrigens ist den englischen Fräulein hier alles Gute zu gönnen, da sie schon seit 1721 segensreich in Altötting wirken.

Der ehrenwerte Kurfürst Max Emanuel gab die „allerhöchste Genehmigung“ zur Niederlassung und hat so auch einmal etwas Gutes gestiftet. —

Am Gartentor nahm ich Abschied von der gewaltigen Schar gottgeweihter Jungfrauen und fröhlicher Pensionatstöchter und begab mich mit meinem Begleiter nach dem „Panorama“, das sich ganz in der Nähe befindet.

Wie in Einsiedeln, hat man auch in Altötting ein gewaltiges Rundgemälde über die Leidensgeschichte des Herrn aufgestellt. Da ich voriges Jahr dasselbe an ersterem Orte nicht gesehen und überhaupt in den dreißig Jahren, seitdem ich in Paris war, nichts Ähnliches besucht hatte, so wollte ich hier die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen. Ich staunte über die Verbollkommnung auch in dieser Kunst.

In Paris sah ich anno 74 durch Gläser Szenen aus der Belagerung der französischen Hauptstadt. Hier sind die Rundbilder dem unbewaffneten Auge in so vortrefflicher Beleuchtung und Perspektive vorgestellt, daß ich aus dem Staunen nicht herauskam. Die einzelnen Gruppen sind wunderbar aufgefaßt und wiedergegeben.

Was mir allein nicht gefiel, war die Hauptperson, der Gekreuzigte, und noch weniger die am Fuße des Kreuzes in durchaus unpassender Stellung liegende Maria Magdalena. —

Da mein Führer noch Gottesdienst hatte, verabschiedeten wir uns. Ich ging zunächst nochmals in die Gnadenkapelle und bewunderte die Andachtsglut, mit der das bayerische Landvolk hier seine Gebete verrichtete. Es war kein Wallfahrtstag heute und nur wenige Pilger in dem kleinen Heiligtum, aber diesen sprach die Glaubensinnigkeit und das Vertrauen zu der Gnadenmutter von Altötting in ergreifender Weise aus den Blicken und Gesichtszügen. Wenn die Menschen nicht erhört werden, so sagte ich mir, so ist niemand mehr einer Erhörung würdig.

Dann schritt ich hinüber zu der großen gotischen Stiftskirche, um mir die in einem Anbau befindliche Schatzkammer zeigen zu lassen. Es enthält dieselbe in einer Anzahl von Glasschränken die wertvolleren Weihegeschenke, welche seit Jahrhunderten der Himmelkönigin hier dargebracht wurden. Die gewöhnlichen Motivbilder, welche vom Jahr 1895—98 nur für Erhörung mehr denn 2800 betragen, befinden sich nicht in diesen Schränken, sondern in der Kapelle.

Man sieht in dieser Schatzkammer die verschiedenartigsten Gegenstände aus Gold, Silber und Edelstein:

Rosenkränze, Kelche, Monstranzen, Ringe, Armbänder, Broschen, Halsketten, Leuchter, kleine Altäre, Münzen zc. zc.

Es sind darunter hervorragende Kunstwerke. Mir kam der Gedanke, daß diese Schätze hier aufbewahrt werden, um in früherer oder späterer Zeit irgend einem Raubzug anheim zu fallen, wie denn schon im großen Raubjahr 1803 die Regierung des guten Königs Max auch diesen Schatz gehörig hat bluten lassen.

Ich glaube, wenn die Jungfrau von Nazareth leiblich in Altötting wohnen würde, sie würde sicher die ihr hier gewidmeten Schätze längst geholt, zu Geld gemacht und dieses den Armen gegeben haben!

Tausende kommen jährlich hierher, die in leiblicher Not um Hilfe flehen; denen könnte man nach genauer Untersuchung ihrer Würdigkeit sicher aus diesem reichen Kirchenschatz Hilfe bringen, und die Mutter Jesu hätte gewiß am Glück der Beschenkten eine größere Freude, als an den toten Schätzen in den Glasschränken. —

Ich ließ mir zum Schluß auch noch in der gleichen Stiftskirche die Grabkapelle zeigen, in der seiner Bestimmung gemäß der Feldherr Tilly beigesetzt ist. Diese Kapelle ist ein einfacher, ziemlich heller Raum mit einem Altar. Auf ebener Erde steht der Sarg mit den Gebeinen des großen Kriegsmannes.

Man sieht durch ein Glas den braunen Schädel und das Gerippe, welches von einem braunseidenen Mantel

bedeckt ist, und man steht mit eigenen Gedanken vor den letzten, armseligen Resten eines Mannes, der in seinen Tagen sich so viel des Ruhmes erworben hat. Wir erkennen nirgends mehr, als vor solch einem Sarg, wie nichts sagend unser irdisches Leben endigt und was es von uns hienieden übrig läßt.

Tilly hat seinen Ruhm zu begründen angefangen zu einer Zeit, da andere ihre öffentliche Tätigkeit beendigen.

Er war schon über 60 Jahre alt, als er 1620 den Ausschlag gab zu dem großen Sieg am weißen Berg bei Prag. Sein Feldherrntalent verließ ihn fortan fast nie, und bei Breitenfeld, wo Gustav Adolf ihn besiegte, war der Reitergeneral Pappenheim schuld an der Niederlage, welche Tilly mit Tränen in den Augen und mit den Worten begleitete: „Der Pappenheim bringt mich um all meine Ehr und Reputation“.

Wie Wallenstein später den großen Gedanken hatte, Frankreich, das im 30jährigen Krieg gegen Kaiser und Reich auftrat, durch eine Verbindung mit den Hugonotten und durch einen Einfall in das französische Gebiet lahm zu legen, so wollte auch Tilly die der katholischen Sache feindliche Republik Holland mit einem Heere überfallen. Beide großen Pläne scheiterten, der Wallensteins an der Zaghaftigkeit des Kaisers und der des Tilly an dem Unverständnis der katholischen Reichsstände.

Tilly, ein Jesuitenzögling, war von Haus aus eine

asketische, weltentsagende Natur und blieb es auch als Soldat. Im Gegensatz zu der Kleiderpracht der Offiziere und Generäle seiner Zeit war er stets einfach gekleidet und ritt gebückt auf einem kleinen, weißen kroatischen Klepper seinen Soldaten voran.

Auf militärischem Gebiete reformierte er manches, so z. B. führte er zum erstenmal die Dragoner ein und bewaffnete sie mit Karabinern. Auch stellte er die ersten Feldgeistlichen und Wundärzte an.

Von der Anklage, er habe Magdeburg verbrannt und wie ein Mordbrenner darin gehaust, ist der brave Tilly längst gereinigt, und es ist bewiesen, daß die schwer heimgesuchten Magdeburger Bürger an ihm, als er in die Stadt einrückte, den ersten Helfer fanden.

In stummer Verehrung stand ich vor dem Sarg des ebenso frommen, als tapfern Mannes. Und ich schied nicht ohne Wehmut über die Armseligkeit des menschlichen Lebens von seinem Grabmal. —

Es ging schon gegen 11 Uhr, und ich hatte die größte Eile, fortzukommen. Der Josef hatte zum Glück schon eingespannt und alles gepackt, als ich zum Pfarrhaus zurückkehrte, und bei herrlichstem Wetter verließ ich den berühmten Ort.

Auf einer mit den üppigsten Saatsfeldern bedeckten und von kleinen Tannentwäldern umsäumten Hochebene ging der Weg südwärts weiter.

Ich beschäftigte mich zunächst in Gedanken noch mit dem Wallfahrtsort, den ich eben verlassen, und fragte mich, wie es wohl kommen mag, daß Gott bestimmte Orte mit größeren Gnadengeschenken und mit größerer Erhörungskraft ausgestattet hat.

Man sollte glauben, was man in Altötting oder in Einsiedeln oder an anderen Wallfahrtsorten erreichen will, könnte man in jedem Dorffirchlein erreichen, da Gott allgegenwärtig ist und die Heiligen an allen Orten um ihre Fürbitte angegangen werden können.

Ich meine aber: Wie es überall, wo Menschen wohnen, Wasser gibt, damit diese des notwendigsten Lebenselementes nicht entbehren, so finden wir doch noch auf Erden besondere Heilquellen, bald in dieser, bald in jener Gegend. Und wer diese Quellen, welche theils für dieses, theils für jenes leibliche Gebreche heilsam sind, benützen will, der muß ihnen nachreisen, muß eine Wallfahrt zu ihnen machen.

Ähnlich ist es mit den Wallfahrtsorten; sie sind besondere religiöse Heilquellen, die, wie auch die eben genannten irdischen Heilquellen, allermeist vom Volk entdeckt wurden.

Wie sind die Wallfahrten entstanden?

Das Volk hat bald da, bald dort ein Muttergottes- oder ein Heiligenbild entdeckt, hat zu diesem Bild ein

besonderes Vertrauen gefaßt und Erhörung gefunden, und so entstand die Wallfahrt.

Ich will dabei nicht bestreiten, daß manche Erhörungen an diesen Wallfahrtsorten nicht einem übernatürlichen Einfluß oder einer übernatürlichen Gnade zuzuschreiben sind, sondern der Autosuggestion, d. h. die betreffende hilfeschuchende Person erweckt in sich die feste Zuversicht, daß ihr an dem Wallfahrtsort geholfen werde und geholfen werden müsse. Diese Zuversicht wirkt aber oft durch sich selber leiblich oder seelisch heilbringend.

Merkwürdig ist auch, daß an diesen Wallfahrtsorten meines Wissens nie eigentliche Schöpfungswunder vorkommen. So ist noch nie ein Wallfahrer, der einäugig war oder nur einen Fuß hatte, mit zwei Augen und zwei Füßen heimgekehrt. —

Wir könnten auch noch fragen, wie denn die Heiligen, zu denen auch die seligste Jungfrau gehört, es sehen und hören, daß da oder dort Menschen knien und sie um ihre Fürbitte anflehen.

Es bedarf hiezu nach meiner Ansicht nichts anderes, als eines Willensaktes Gottes. Wenn Gott will, daß die Heiligen uns sehen und hören, so geschieht es auch.

Der heilige Stephanus sah bei seiner Steinigung den Himmel offen. Gott schärfte eben sein Gesicht so, daß er viel weiter sah, als wir mit all unsern Fernröhren sehen.

Unser Sehen und unser Hören ist ja sehr eng begrenzt, und wir wissen, daß es z. B. unzählige Töne gibt, die wir nicht hören, und unzählige Farben, die wir nicht sehen, weil unsere Sinne dazu zu schwach sind.

Wir sollten in einer Zeit, die das Telephon und den Marconischen Telegraphen erfunden hat, überhaupt nicht mehr zweifeln über das, was und wie weit man den menschlichen Sinnen etwas zugänglich machen kann. —

Was die Fürbitte selbst betrifft, die besonders an Wallfahrtsorten an die Mutter Jesu und an seine Heiligen gerichtet wird, so sollten auch die Andersgläubigen nicht übersehen, wie wunderbar Gott die christliche Religion mit den menschlichen Bedürfnissen und Gewohnheiten in Einklang gebracht hat.

Die Fürbitte geht tagtäglich und stündlich in irdischen Dingen durch die ganze menschliche Gesellschaft. Die Kinder bitten durch die Mutter beim Vater, die Erwachsenen durch Freunde und Bekannte bei dem oder jenem, der ihnen helfen könnte. Man bittet bei den Fürsten durch die Minister oder durch ihre Umgebung. Warum sich also darüber aufhalten, wenn es auf dem religiösen Gebiet ähnlich zugeht?

Zum Schlusse sage ich nochmals, daß es weder eine religiöse Pflicht des Katholiken ist, Wallfahrten zu machen, noch ein religiöses Gebot, an die Wunder und die Erhörungen an den Wallfahrtsorten zu glauben. —

Nachdem ich so in meinen Gedanken einige Zeit still weitergefahren war, brach ich mein Schweigen und fragte den Josef über seine Eindrücke in Altötting. Er hatte sich auch alles angesehen und selbst Andenken an die Wallfahrt gekauft. Was ihm besonders auffiel, war die Frömmigkeit nicht bloß der Pilger in der Kapelle, sondern auch der Altöttinger selber.

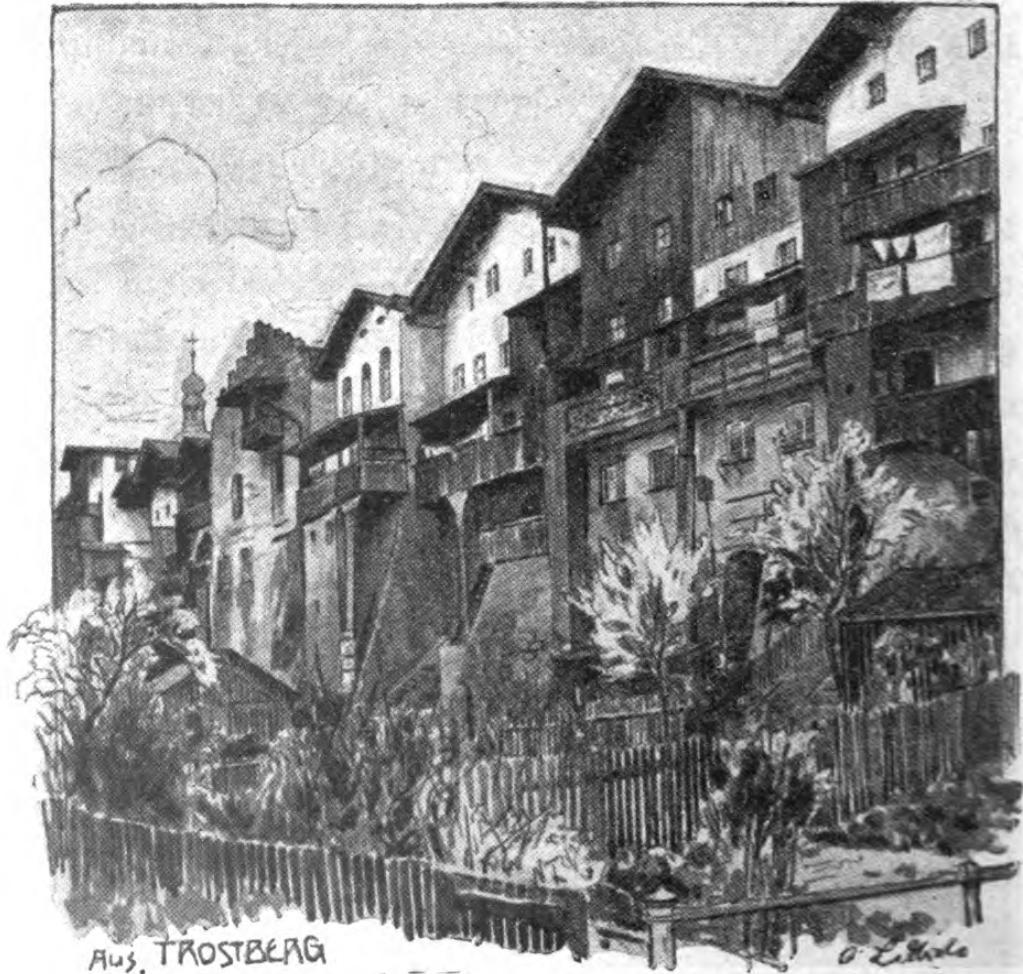
Mit Staunen hatte er bemerkt, daß hier selbst die Knechte im Stall um zwölf Uhr ihre Arbeit einstellen, ihre Mützen abnehmen und beten. Sogar einen Postillon hat er gesehen, der auf der Fahrt beim Mittagsläuten auf seinem Bock den Hut abnahm und ihn neben sich hinstellte. In zwei Dingen, so meinte er zum Schluß, könnten wir Badische mit den Bayern noch lange nicht wechseln, im Bier und im Gebet. —

Nachdem wir die Hochebene durchfahren hatten, kamen wir bei dem Dorf Untergarching in das waldige Tal der Alz, das talaufwärts einen entzückenden Blick darbot auf das ferne Hochgebirg, das seine erquickende Luft schon hier mir entgegen sandte und mir in Aussicht stellte, in seiner Nähe endlich die Müdigkeit zu verlieren, die mich bisher geplagt hatte.

Malerische Holzhäuser, einzeln und in kleinen Dörfern, durch die ich fahre, verraten das Vorland des Hochgebirgs.

Hinter dem Dorfe Lacherting, das einst eine Römer-

kolonie gewesen sein soll, komme ich durch einen Wald. Nachdem der durchzogen, liegt vor mir im Axtal gar reizvoll der alte Markt Trostberg. Links die A3,



rechts ein Hügel mit einer alten Burg und dazwischen der Ort mit seinen engen Straßen und seinen hohen, alten, stilvollen Häusern.

Es ist ein Uhr des Nachmittags, und die braven Pferde haben die 25 Kilometer von Altötting her rasch

genommen. Es ist aber auch Freitag, und ich bestelle mir in einem Wirtshaus, dessen Schild aufzuschreiben ich vergessen habe, ein Freitagseffen. Zu meiner Überraschung bekomme ich einen guten Karpfisch und keinen schlechten Tyrolerwein.

Die Kellnerin, welche in der Stube nebenan auch meinen Kutscher bediente, hatte von demselben erfahren, daß wir von Freiburg kämen, und erzählte mir nun, daß sie in dieser Stadt auch einmal ihrem Beruf nachgegangen sei und zwar in der alten Burse. Sie wohnte also nicht zehn Schritte von mir, und doch habe weder ich sie, noch sie mich jemals gesehen. Es ist das leicht erklärlich, denn ich komme nie in ein Wirtshaus und Kellnerinnen nie in eine Kirche.

Das Mädchen hat seine jungen Jahre draußen in der Welt zugebracht, und nachdem sie dort Jugend und Schönheit verloren, kehrte sie, älter geworden, in ihre Heimat Trostberg zurück und serviert jetzt in dem einsamen Markt.

Bei mir machte Trostberg seinem Namen wenig Ehre; denn als ich nach dem Essen in einem Zimmer des zweiten Stockwerks der Ruhe pflegen wollte, tobte auf der Straße ein ganzes Rudel kläffender Hunde und ließ mich keinen Augenblick die Augen schließen.

Ich bewunderte die Nerven der Trostberger, verfluchte die Bestien in die unterste Hölle und bedauerte,

nicht die Macht zu haben, auf dieselben vom Fenster aus schießen zu können.

Ich dachte an den größern Kollegen des Feldherrn Tilly, von dem ich diesen Morgen gesprochen, an den Wallenstein. Wo der wohnte und wenn es mitten im Kriegslager war, durfte bei Todesstrafe kein Hahn krähen, kein Hund bellen, kein Wagen knarren und kein Sporn und keine Waffe klirren.

Das lob' ich mir und bedaure, daß ich in dem Punkt nicht den Wallenstein spielen kann. —

Übrigens hat Trostberg trotz seines Namens auch nicht die Pflicht, zu trösten. Denn die Burg zu seinen Häupten, der es Namen und Entstehung verdankt, hieß im Mittelalter Trozzepurch, was die alten Trostberger sehr euphemistisch in Trostburg und Trostberg umgewandelt haben.

Es nimmt mich übrigens wunder, warum dieser Ort, der so einsam und so malerisch im waldigen Alltale liegt, nicht schon längst ein Luftkurort geworden ist. Allerdings hat Bayern ja einen Überfluß an derartigen, noch schönern Stationen. —

Um vier Uhr des Nachmittags ging der Weg weiter durch das ungemein anziehende Thal der All, die vor dem nahen Dorfe Altenmarkt gerade am Wege ihre grünen Chiemseewasser brausend über mächtige Felsen wirft, kurz bevor die Traun in sie einmündet.

Altenmarkt ist ein nettes Städtle Dorf und wunderte ich mich, warum es seinem Namen entsprechend nicht auch den Charakter eines Marktes hat.

Es soll übrigens früher nur Markt geheißen und ein Markt gewesen sein und den Namen Altenmarkt erst erhalten haben, als der neue Markt Trostberg entstand.

Vor Altenmarkt draußen steht auf einer Anhöhe eine zweitürmige Barockkirche mit großen, sich daran anschließenden Klostergebäuden. Es ist dies das ehemalige reiche Chorherrnstift Baumburg, das vom 12. bis zum 19. Jahrhundert hier oben existierte und von dessen letzten Präpsten ich einige Porträts in dem Ausgang meines Wirtshauses in Trostberg gesehen habe.

Auf dem Hügel, den jetzt das ehemalige Kloster einnimmt, war der Stammsitz der Chiemgaugrafen, von denen ein Graf Sigo IV. die väterliche Burg schon um 1018 in ein Kloster verwandelte. —

Ich habe bei Altenmarkt das Mztal verlassen und bin jetzt in dem Tal der Traun, die ein schwächtiges Flößlein hellen Wassers ist. Die Alpen treten immer näher, und die Luft wird immer erquickender. Ich steige langsam aus dem Trauntal herauf und komme auf eine Hochebene, welche in der Ferne der Kranz der Alpen abschließt. Die Alpsteine glänzen in der Abendsonne. Es wird kühl, eine Erscheinung, die mir bisher auf der ganzen Reise fremd war.

In einem einsamen Wirtshaus mit großen landwirtschaftlichen Gebäuden trinkt mein Kutscher ein vorzügliches Bier, und mir, der ich im Wagen sitzen bleibe, holt die freundliche, bäuerliche Wirtin einen halben Liter kuhwarmer Milch aus dem Stall, wo eben gemolken wird.

Immer näher kommen wir dem Gebirg, und immer schöner wird das Land. Während die Felsgrate der Alpen noch in der Sonne glänzen, liegen die bewaldeten Unterberge bereits im Abend Schatten.

Plötzlich taucht wunderbar schön, vor dunkeln Wäldern mit hohen Alpstöcken darüber, auf einer Terrasse, wie auf einem Präsentierteller, gelegen, die Stadt Traunstein auf. Zwanzig Minuten später fahre ich in dieselbe ein.

Ich bin schon oft mit dem Bahnzug an Traunstein vorbeigekommen und hat mir seine Lage allzeit wohl gefallen. Daß es aber auch im Innern eine schöne Stadt ist, habe ich erst heute kennen gelernt und sollte es morgen noch mehr finden.

In der Hauptstraße an einem schattigen Platze fand ich das Pfarrhaus, seit Pfarrkirchen das dritte geistliche Palais in den drei letzten Tagen. —

Als ich aus dem Wagen stieg, kam ein kleiner, kaum sechsjähriger Tyrolerbub auf mich zu und begrüßte mich wie einen guten Bekannten. Zu meinem

Staunen erfuhr ich von dem mir gänzlich fremden Kleinen, daß er das Söhnlein des oben genannten Barons von Griefenbeck in Regensburg sei.

Ich hatte diesem versprochen, seine in Traunstein zur Kur weilende Familie zu besuchen, und er dies offenbar seiner Frau und Tochter mitgeteilt und dabei wohl auch, daß ich in einem Wagen kommen würde. Der Kleine hatte gesprächsweise davon gehört und, als er mich daherfahren sah, erkannt und wie ein junger Kavaliere begrüßt.

Dieser kleine Mann hat sicherlich, wenn er sich so weiter entwickelt, eine große Zukunft.

Als bald darauf seine Schwester zu mir ins Pfarrhaus kam, war sie gar nicht erstaunt über den Mut und die Findigkeit ihres kleinen Bruders, weil sie sein lebhaftes, couragiertes Wesen wohl kennt.

Am 8. Juli.

Ungeachtet der nächtlichen Stille in der Eisenbahnstraße, an deren Ausgang das Pfarrhaus liegt, habe ich diese Nacht schlecht geschlafen. Wahrscheinlich hat die frische Gebirgsluft meine schwachen Nerven überreizt. Trotzdem wollte ich in dieser Luft heute ein rechtes Bad nehmen und einen Ausflug machen ins Gebirg hinein und zwar nach dem vierzehn Kilometer entfernten Ruhpolding.

Im letzten Winter haben mich zu verschiedenen Zeiten zwei „Damen“ besucht und mir erzählt, wie schön es in Ruhpolding sei, wo sie den größten Teil des Jahres zubringen. Diese Mitteilung und das Luftbad bestimmten mich, heute vor Mittag eine Fahrt dahin zu machen.

Der Weg führt durch das Trauntal hinauf, und der erste Ort vor der Stadt draußen trägt den Namen meiner Schwarzwälder Heimat und heißt Haslach. In diesem kleinen Dorf, dessen Kirche auf einem Hügel in malerischem Alpenvorland gelegen ist, war merkwürdigerweise vom 13. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts der Pfarrsitz von Traunstein, obwohl das letztere schon im 14. Jahrhundert seine stattliche St. Oswaldskirche auf dem Marktplatz hatte.

Es geht aus der Existenz des Pfarrsitzes in Haslach hervor, daß hier bereits eine christliche Gemeinde war, als bei Traunstein noch einsam die Burg der bajubarischen Herzoge aus dem Stamme der Agilolfinger zum Schutze der Reichenhaller Salztransporte hervorragte.

Je weiter ich in das Alpenland hineinfahre, um so lieblicher und um so reizvoller wird es.

Von Siegsdorf an führt der Weg direkt an dem aus engem Waldtale vordringenden Traunflüßchen hin.

Die kleinen Dörfer Ober- und Unter-Siegsdorf

liegen ganz nahe beisammen, beide sehr heiter und freundlich und beide, wie mir schien, von Luftkuristen bevölkert.

Ihren Namen verdanken sie dem schon genannten Chiemgaugrafen Sigo, der, nachdem er seine Burg in ein Kloster verwandelt hatte, sich hier in diesem waldigen Jagdgebiet sesshaft niederließ.

Weiter hinten im Tale liegt, mit seinen malerischen Holzhäusern an die enge Talwand gedrängt, das Dörfchen Eisenärzt, dessen Namen schon besagt, daß hier einst jahrhundertlang Eisen gegraben und verarbeitet wurde.

Immer waldiger wird das Tal, immer höher die Berge, immer kristallheller das Wasser der Traun und immer frischer die Luft; dazu die Sommer Sonne — und alles war gegeben zu einer herrlichen Gebirgsfahrt.

Nicht weit oberhalb Eisenärzt kam eines der Wiberwölker, die mir Ruhpolding empfohlen hatten, des Wegs daher geradelt. Sie machte eben ihre Morgenspazierfahrt und war nicht wenig erstaunt, als sie mich antraf.

Ich hatte ihr im Winter zwar gesagt, daß ich eine Fahrt nach Bayern mache und vielleicht auch nach Ruhpolding komme. Sie hatte aber längst nicht mehr geglaubt, daß ich Wort halten würde.

Sie fuhr nun auf ihrem Rad neben mir her, bis der Josef auf den Gedanken kam, ihr Rad auf seinen

Bock zu nehmen, und dann könne sie zu mir einsteigen.

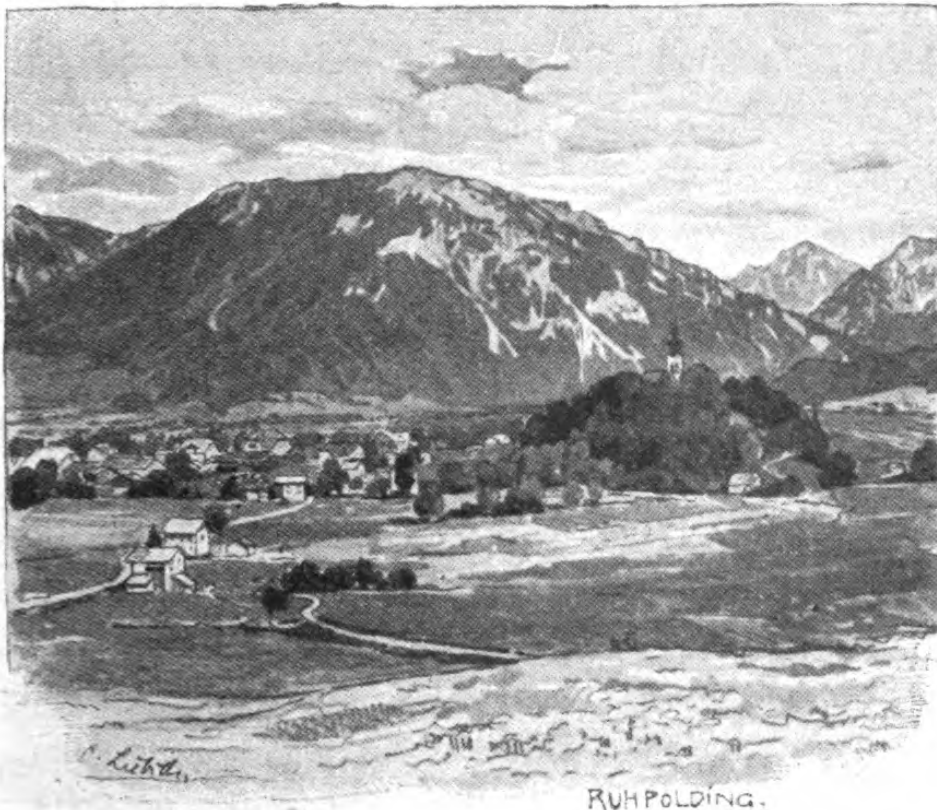
Ich bin kein Freund der radelnden Wibervölker; aber in der Fremde ist man nachsichtiger und geduldiger. Zudem ist die Radlerin, welche mir heute begegnete, noch sehr jung, wohnt mit ihrer Mutter in einem einsamen Häuschen oberhalb Ruhpolding, und ist es für sie sehr praktisch, mit Hilfe des Rads in Traunstein schnell ein Geschäft machen und wieder heimkehren zu können. —

Die Straße steigt immer mehr, und auf der Höhe angekommen, sieht man plötzlich Ruhpolding am Fuße des Raufchenbergs wunderbar in der Tiefe gelegen. Rings umgeben von sehr hohen, bis hinauf bewaldeten Bergen, dürfte der kleine, inmitten grüner Matten liegende Ort zu den schönsten Gebirgsdörfern in Bayern gehören.

Unten angelangt, erkennt man gleich an den vielen modernen Gebäuden, die zwischen den reizenden, bemalten Holzhäusern stehen, daß die Schönheit des Orts schon viele Kulturmenschen angezogen hat und die Kultur denselben überall zu verschänden droht. Dagegen sah ich mit Vergnügen noch die Knaben und die jungen Männer in der Volkstracht mit den Kniehosen und dem grünen, mit einer Feder geschmückten Filzhut. Und wie mir die Kellnerin im Wirtshaus zur Post,

wo ich Mittag machte, erzählte, tragen auch Frauen und Mädchen an Sonn- und Festtagen, bei Hochzeiten und wenn sie auswärts gehen, noch ihr Nieder, ihre Halskette und ihren Strohhut.

Da in dem Nebenzimmer des Wirtshauses eine



Anzahl Kurgäste sich niedergelassen hatte und ich solchen gerne aus dem Wege gehe, so nahm ich mein Essen in der großen Bauernstube ein neben meinem Kutscher.

Es saßen auch einzelne Bauersleute darin, die mit ihren Alpenhüten auf dem Kopfe, mit der Pfeife im Munde, Hansjakob, Sonnige Tage.

Mund und mit den verwilderten Schnurrbärten darüber ebenso energisch als heiter in die Welt schauten.

Die Kellnerin selbst ist eine verheiratete Frau. Ihr Mann ist Holzmeister im Walde, und beide besitzen ein eigenes Haus mit Fremdenzimmern. Sobald die Frau selber Gäste, die dieses Jahr trotz des schönen Wetters so lange nicht eintreffen wollen, im Hause hat, verläßt sie ihren Kellnerindienst und besorgt ihre eigenen Fremden.

Ich machte ihr über ihren Eifer, etwas zu verdienen, mein Kompliment. Sie meinte aber, da sie kinderlos sei, wäre es kein Verdienst, hier unter den Leuten zu sein, statt zu Hause zu sitzen und nicht genügend Beschäftigung zu haben.

Da das große Wirtshaus zur Zeit noch wenig Fremde hat, so fand ich leicht ein ruhiges Zimmer für meinen kurzen Mittagschlaf. Nach dessen Beendigung schaute ich noch ein wenig auf die Straße hinab und den Dorfleuten zu, wie sie behende ihren im Duft hoher Waldberge gelegenen Bergwiesen zu-eilten, um Heu zu machen.

Um eine Gebirgswelt, wie die hiesige, recht genießen zu können, dazu gehört unbedingt ein lichter, heller Sonnentag. Und der war heute, aber so sonnig, daß es mir selber in Ruhpolding sehr heiß vorkam.

Ich fuhr vor meiner Rückkehr noch hinaus zu der

Kadlerin und begrüßte auch ihre mir bekannte Mutter. Beide bewohnen ganz außerhalb des Dorfes ein reizendes, kleines Häuschen, das ihnen eigen ist und das ganz allein inmitten der wunderbaren Landschaft liegt, die von einem kleinen Balkon aus heute in entzückender Schönheit im Sonnenlichte prangte.

Ich kehrte dann ins Dorf zurück und machte auch noch der zweiten Dame, die mir Ruppolding so empfohlen hatte, meine Aufwartung.

Sie wohnt mitten im Dorf in einem hohen Hause, hat aber noch eine volle Aussicht auf die Gebirgswelt. Sie ist eine geborene Amerikanerin und eine feine, durchaus vornehme Frau, die ich heute zum drittenmal im Leben sehe, die mir aber jedesmal in hohem Grade imponiert hat.

Sie hat ein wunderbar schönes Organ und spricht deshalb reizvoll die ihr ziemlich geläufige deutsche Sprache. Ehedem zweifellos eine Frau von hoher Schönheit und viele Jahre lang in der großen Welt wohnend, begnügt sie sich jetzt in dem einsamen Ruppolding vom frühen Frühjahr bis in den späten Herbst hinein lediglich mit dem Umgang mit der Natur und mit den Blumen, die vor ihrem Fenster stehen.

Ich bewunderte die Lebensphilosophie dieser Frau, aus deren Zügen manch bittere Welterfahrung spricht, und ich nahm in Hochachtung Abschied von ihr. —

Die Rückfahrt an dem herrlichen Sommerabend und durch das reizvolle Gebirgstal war wunderbar.

Bei Untersiegsdorf wandte ich mich rechts, um auf einem andern Wege, an der sogenannten blauen Wand hin, nach der Stadt zurückzufahren. Bei dieser Gelegenheit kam ich auch nach Obersiegsdorf, das an einem Hügel hinauf liegt und durch sein liches, helles Wesen mich erfreute.

Vor den Häusern stunden vielfach kleine Knaben in schwarzen, grün gestickten Kniehöschen und belebten so reizvoll ihre Heimstätten.

Die Straße von Obersiegsdorf nach Traunstein führt durch einen Parkwald mit Laubholz und ist jedenfalls einer der Anziehungspunkte der vielen Sommergäste, welche die Stadt hat.

Über den Vorort Au, der schon seit Anfang des 17. Jahrhunderts eine Salzfiederei hat, deren Sole vom nahen Reichenhall herübergeleitet wird, kam ich kurz vor sieben Uhr wieder in meinem Quartier an.

Ich schritt noch hinüber auf den großen Hauptplatz der Stadt, in dessen Mitte die Stadtkirche und das gotische Rathaus stehen.

Die erstere sieht außen nicht viel gleich und ähnelt mehr einem Theaterbau. Der ganze langgestreckte Platz aber, den mehrere Brunnen schmücken und hohe, vierstöckige, vornehm ausschauende Häuser in italienischer

Bauart umgeben, bildet jedenfalls den Glanzpunkt der Stadt.

Da die meisten dieser schönen Bauten nach dem Brande vom Jahr 1851, der auch die Kirche zerstörte, entstanden sind, so zeugen sie dafür, daß durch jenen Brand der Wohlstand der Bewohner nicht gelitten hat.

Ich besuchte auf diesem Platz auch meinen Kutscher, der in einem der großen Wirtshäuser an demselben eingestellt hatte und wie immer, seit wir in Bayern sind, mit dem Quartier und dem Bier hoch zufrieden ist. Namentlich lobt er in Bayern auch die guten Stallungen, die man überall für die Pferde findet. —

Es ist morgen Sonntag, und ich will den Pferden wieder einmal einen Kasttag gönnen und darum erst am Montag weiter fahren.

Der Pfarrer Dunstmeier, welcher seinen Namen in alleweg zu Schanden macht, weil aus ihm ein in Wollen, Wissen und Können durchaus solider Mann spricht, will morgen in der Frühe verreisen. In seinem Heimatsort Engelsberg bei Trostberg findet morgen ein eigentümliches Fest statt. Der dortige Pfarrer feiert sein fünfzigjähriges Priesterjubiläum, ein von dort gebürtiger Neupriester seine Primiz, der Pfarrer von Traunstein sein fünfundzwanzigjähriges und ein ebenfalls in Engelsberg geborener Priester sein sechzig-

jähriges Priesterjubiläum. Bei dieser seltenen Gelegenheit will Pfarrer Dunstmeier die Festpredigt halten.

Am Abend war noch eine kleine Synode im Pfarrhaus, der außer den zwei Hauskaplänen noch der Expositus von Haslach, der Stadtprediger und ein wegen der morgigen Abwesenheit des Pfarrers aus dem nahen Osterreich herbeigerufener Missionspriester beiwohnten. Da hiebei auch geraucht wurde, so hatte ich gute Veranlassung, bald die Flucht zu ergreifen.

Am 9. Juli.

Die heilige Messe las ich diesen Morgen in der nahen Schulkirche bei dem Institut der englischen Fräulein. Es hatte gestern vormittag schon eine fromme Schriftstellerin aus München im Pfarrhaus vorgesprochen und gefragt, wann ich heute den Gottesdienst halte, nachdem sie, ich weiß nicht wie, erfahren, daß ich hier sei.

Sie zählt auch zu meinen Lesefinnen und hat mich einmal in Freiburg besucht. Ich versprach ihr heute den Besuch zurückzugeben und ging vor Mittag unter Führung eines Kaplans in das Billenviertel der Stadt Traunstein.

Vorher war es mir noch durch einen Briefträger gelungen, Straße und Hausnummer zu erfahren, die ich gänzlich vergessen hatte, um die Familie Griefen-

beck besuchen zu können. So konnte ich auch diesem Versprechen nachkommen.

In dem Villenviertel, wohin ich ziemlich weit zu gehen hatte, wohnen die reichen Sommergäste, meist Münchner, in ihren eigenen Landhäusern und so auch die genannte Schriftstellerin mit ihrer Schwester.

Wenn die Kollegin Everilda, eine ältere, aber immer noch schöne Dame, ihre kleine, reizende Villa mit ihren Novellen verdient hat, so trägt ihr die Schriftstellerei mehr ein als mir, der ich keine Villa bauen könnte, sonst hätte ich es schon längst getan.

Ich habe gestern und heute mehr Damenbesuche gemacht, als in Freiburg in zwanzig Jahren, aber so geht es, wenn man in der Welt herumvagabundiert. Ein Vagabund verkommt, wird leichtsinnig und macht Streiche, die er vorher nie gemacht hat. —

Auf dem Heimweg von meinen Besuchen sah ich auch ein Luitpolddenkmal, das ein bürgerlicher Villenbesitzer in Traunstein dem derzeitigen Regenten von Bayern hat setzen lassen. Was der Mann als Belohnung an Titel und Orden bekommen hat für seine hochpatriotische Stiftung, weiß ich nicht. Den Titel aber, den ich ihm im stillen gegeben, will ich nicht hierhersetzen.

Das kam im Mittelalter nie vor, daß man einzeln oder in Gemeinschaft den Fürsten Denkmäler setzte. Dazu waren die Bürger jener Tage zu stolz.

König Max I., der am Ausgang des Mittelalters regierte, meinte einmal: „Der König von Frankreich sei der König der Esel, weil das französische Volk sich wie ein Esel alles aufbürden lasse, was der König wolle.“

„Er, der Kaiser Max, dagegen sei der König der Könige, weil die Deutschen ihm nur so weit gehorchten, als es ihnen gefällig sei.“

Die deutschen Fürsten haben aber nach dem dreißigjährigen Krieg den „Königen“ des Kaisers Max den Rückgrat gebrochen und ihren Absolutismus begründet.

Die französische Revolution hat diesem Absolutismus ein Ende gemacht. Der deutsche Michel, einst ein König, war so dankbar dafür, daß die Fürsten ihm infolge jener Revolution einige Freiheiten gewähren mußten, daß er knechtselig wurde und in dieser Knechtseligkeit Monumente auf Monumente errichtet zum Danke dafür, daß er so gute Herren hat. O Michel aller Michel! —

Als ich diesen Morgen der guten Schwester des Pfarrers sagte, ich wolle in der Stadt Mittag machen, bat sie mich, ihr das nicht anzutun, sie habe schon alles auch für mich gerichtet.

Wie ich im Laufe des Tages erfuhr, ist das Pfarrhaus von Traunstein eine Art Hotel, in welchem immer Gäste aus- und eingehen. So kam am heutigen Abend noch ein barmherziger Bruder, der für eine Anstalt in

der Nähe von Rosenheim in Traunstein und Umgebung bettelt und eine Woche im Pfarrhaus residiert. Und am Morgen, da ich fortging, sagte mir der Pfarrer beim Abschied, es seien schon wieder neue Gäste angemeldet.

Er und seine Schwester betreiben das Werk der Barmherzigkeit, „die Fremden beherbergen“, in einem Umfang, der mir zu leisten rein unmöglich wäre.

So wollte ich zum Beispiel lieber einem barmherzigen Bruder das Geld geben, auf daß er acht Tage in einem Hotel ersten Rangs wohnen könnte, als daß ich ihn bei mir behielte.

Quartiergäste im Haus machen mir mein Heim zu einer Herberge mit all der Unruhe einer solchen, und das kann ich nicht ertragen, sowenig als das Wohnen in einem Gasthof selber. —

Bei Tisch sprach ich auch mit dem Missionspriester aus Osterreich, einem jungen, intelligenten Mann, der sich als Mannheimer entpuppte. Er war längere Jahre Missionär auf Neu-Mecklenburg im Bismarck-archipel, wurde aber durch die Malaria wieder nach Europa getrieben. Er sagte mir unter anderem, daß die katholischen Missionäre von der deutschen Regierung und ihren Beamten nicht die geringste Unterstützung hätten und daß so ungeschickt bureaukratisch als möglich mit den Eingeborenen umgegangen werde. Er

lobt, was man ja sonst auch allgemein hört, die Engländer als die besten Kolonifateure.

Die Wilden auf Neu-Mecklenburg find Menschenfresser, und Menschenfresserei und deutsche Bureauftratie und preußisches Affessorientum vereinigen sich schlecht zusammen.

Mir ist übrigens ein Menschenfresser, der von Rindsbeinen an nichts anderes gesehen hat, als daß man seinen Feind totschlägt und verzehrt, ein viel sympathischerer Mensch, als ein Fürst, der Männer, die für die Freiheit des Volkes eintreten, foltern und hinhängen läßt. Er ist mir auch sympathischer als ein Universitätsprofessor, der durch seine angeblich unfehlbaren Forschungen und seine windigen Behauptungen Tausenden von Menschen ihre religiösen Ideale aus dem Herzen reißt und sie zu Sklaven der Materie macht.

Der Menschenfresser ist auch für seine Tat jedenfalls viel weniger verantwortlich, als jene Fürsten, die zur Befriedigung ihres Ehrgeizes ihre sklavischen Völker aufeinander heßen und Kriege heraufbeschwören, welche Hunderttausende von Menschen fressen und Not und Elend über ganze Länder bringen. Solchen Leuten gegenüber ist der Menschenfresser ein Ehrenmann erster Klasse.

Der P. Missionär hatte Gottesdienst gehalten in einem in der Nähe der Stadt befindlichen Institut der

englischen Fräulein und die Oberin die Güte gehabt, mich durch ihn einladen zu lassen, am Nachmittag hinaufzukommen zu ihr und an die Pensionärinnen, die jetzt in die Ferien gingen, eine kleine Abschiedsrede zu halten. Ich kenne diese Frau Oberin nicht, aber sie kennt auch sicher meine Bücher nicht, sonst hätte sie diese Einladung unterlassen.

Die Wibervölker sind überall gleich, im Kloster und außerhalb des Klosters, gleich vor allem in ihrer Neugierde. Diese Oberin hätte den alten Schwarzwälder, von dem sie wohl schon gehört, gerne bei dieser Gelegenheit gesehen und von ihm vor ihren Zöglingen zum Abschied eine Rakete abfeuern lassen.

Da ich aber nichts unlieber tue, als mich zur Schau stellen, und noch weniger mich von Wibervölkern anspannen lasse, so haben die Oberin des Instituts bei Traunstein und ich einander nicht gesehen. Ich wünschte aber im stillen ihr und ihren Pensionärinnen alles Gute. —

Diesen Nachmittag habe ich einmal in jeder Beziehung Rast gehalten. Draußen auf der Straße war es sehr heiß. Ich schloß Läden und Fenster und legte mich von zwei bis sechs Uhr nicht schlafend, aber auch nichts denkend auf mein Bett.

Die Ruhe und die Stille taten mir wunderbar gut. Im Hause war alles fort, und auf der Straße

herrschte eine Sonntagsstille, wie in einem kleinen Dorf. Die Traunsteiner machten es scheint's alle so wie ich, oder waren draußen in den Wäldern.

Die Stille ward den ganzen Nachmittag durch nichts unterbrochen, als durch das Schlagen der nahen Kirchenuhr und durch das seltene Bellen eines Hundes.

Nachdem ich lange genug geruht in süßem Nichtstun und Nichtsdenken, schrieb ich einige Briefe, und dann ging ich noch, als es Abend und kühler geworden, hinab in den Garten des Pfarrers.

Dieser ist so groß, daß der untere Teil nur mit Gras bewachsen ist, liegt aber so günstig an der Eisenbahnstraße, daß ich ihm eine andere Bestimmung geben würde, wenn ich Pfarrer von Traunstein wäre. Ich würde nämlich unbedingt den Teil, den ich nicht brauchte, um Salat und Gemüse zu pflanzen, als Bauplätze verkaufen. —

Ganz spät am Abend, um zehn Uhr, stund ich noch lange am Fenster meines Zimmers und bewunderte die Nachtstille an einem Sonntag in einer Stadt, die fünftausend Einwohner und zur Zeit viele Fremde hat. Ich sah mehr Fledermäuse in den Kastanienbäumen vor dem Hause hin und herschwirren, als Menschen über die Straße gehen. Und die wenigen, die von ihrem Sonntagsausflug zurückkehrten, gingen so still

heim, als ob sie eben einem Leichenbegängniß angewohnt hätten.

In Wahrheit ist Traunstein neben seiner sehr schönen Lage und seinem schönen Innern ein Paradies der Ruhe und besitzt deshalb meinen dreifachen Beifall.

Am 10. Juli.

Ich konnte mich vor meiner Abreise noch vom Pfarrer Dunstmeier verabschieden und ihm meinen Dank sagen. Er war gestern abend spät zurückgekehrt.

Mein Wagen wendet sich nun der Heimat zu. Das südlichste Endziel der Reise war Traunstein gewesen. Ich fuhr von der Anhöhe, auf der die Stadt liegt, hinab ins ebene Land hinein, dem Chiemsee zu. In der Ferne schauen zur Linken die zackigen, waldigen Berge der Alpen zu mir herab. Das Wetter ist ziemlich frisch und etwas wolkig. Es muß in der Nacht irgendwo gewittert haben.

Gar lieblich liegt im Angesicht der Gebirgswelt abseits meines Wegs das Dörflein Erlstätt in einer Mulde. Schade nur, daß die netten Schweizerhäuschen meist mit Ziegeln gedeckt sind, was jedenfalls zu Ehren der Feuerversicherung geschieht.

Nach längerer, ziemlich einförmiger Fahrt komme ich bei dem Dörfchen Urlaching an das unterste Ende des Chiemsees, der seine vom Westwind getriebenen

grünblauen Wasser rauschend an das flache Gestade wirft, während an seinem obern Ende dunkelschwarz die Gebirge in ihn hineinschauen.

Die Straße zieht bis Seebruck immer nahe am Rand des Sees hin und gewährt einen prächtigen Blick über seine ganze Fläche bis hinauf zu den zwei Inseln Herren- und Frauenschiensee.

Ich habe das berühmte Schloß auf der erstern Insel noch nie gesehen und auch heute meinen Weg nicht dahin genommen. Einmal tat ich dies nicht, weil ich sein größeres Vorbild, das Schloß von Versailles, kenne, und dann, weil man mir gesagt hatte, man müsse vom Uferstrand noch ziemlich weit zu Fuß gehen, was ich nicht könnte. Und endlich bin ich an sich schon kein besonderer Schwärmer für Fürstenschlösser.

Was mir heute bei meiner Fahrt am See und an seiner Umgebung hin auffiel, waren die vielen Flaggenstangen, die in den Gärten aller besseren Häuser stunden. Ich schloß daraus, daß diese Häuser Sommergästen gehören, die als Kulturmenschen auch Mordspatrioten sind und nichts lieber tun, als an fürstlichen Feiertagen eine Fahne flattern zu lassen.

Ich pflege daheim weder zu Ehren des Papstes, noch des Kaisers oder des Großherzogs eine Fahne zum Fenster herauszuhängen. Ich tue so, nicht weil ich Demokrat bin, und auch nicht, weil ich den

betreffenden Herrschaften nicht alles Gute wünschte, sondern weil ich es für kleinlich und kindisch halte, durch einen farbig bedruckten Baumwollappen seine Loyalität und seine Untertanentreue zu bezeugen. Ich verabscheue derartige „Gumperei“.

Weil ich auch in diesem Punkt nicht tue wie andere Leute, so wurde es mir schon manchmal von kirchlichen und staatlichen Byzantinern übel genommen.

Vor einigen Jahren schrieb mir einmal ein preussischer Beamter a. D., der in Freiburg wohnte und mir absolut fremd war, es sei von mir, der ich eine großherzogliche Pfarrei besäße, undankbar und unpatriotisch, am Geburtstag des Großherzogs von Baden keine Fahne herauszuhängen.

Ich schrieb ihm zurück, er möge doch seinen Brief durch eine Zeitung der Öffentlichkeit übergeben, und dann wollte ich ihm öffentlich antworten. Einstweilen möge er sich die Ernennung zum großherzoglich badischen Fahneninspektor durch mich gefallen lassen. Der Mann ließ mich daraufhin in Ruhe.

Ich bin überzeugt, wenn anno 1870 die Franzosen gesiegt und Baden erobert hätten, so würden die heutigen fahnenwütigen Patrioten am Napoleonstag mit Vergnügen die französische Tricolore flattern lassen und in den Kirchen das Te Deum singen zu Ehren des weltlichen Abenteuerers. Ich für meine Person würde, so

ich das erlebt, den Franzosen den Teufel auf den Hals wünschen und ebensowenig wie heute mit einem bunten Tuch meinen Patriotismus bekunden.

Ich bin auch ohne Fahnen Schmuck kein absoluter Feind der Fürsten, sondern nur ein Feind der Fürstenechte, weil diese die menschliche Würde in sich selber nicht achten und durch ihre Knechtseligkeit viel schuld sind an dem Unheil, das schon mancher Fürst angerichtet hat. Es ist nichts wahrer als das französische Sprichwort, daß es die Sklaven sind, welche die Tyrannen machen. —

Hinter Seebruck wollte es etwas regnen, hörte aber wieder auf, ehe ich den Wagen schloß.

Ich komme zunächst auf ein einsames, waldiges Hochplateau, von diesem aber bald wieder hinab in eine Mulde, in der, von Wald umgeben, rechts und links des Weges ein kleiner, stiller See liegt, voll von blühenden weißen Seerosen.

In ihrer Nähe gelangen wir zu einem einzelstehenden Wirtshaus. Die Wirtin pußt eben im Freien mit Schaftheu und Lauge die am gestrigen Tage gebrauchten Maßkrüge.

Der Josef bekommt bei diesem Anblick Durst; er trinkt zwei Halbe Münchner Kindlbräu und meint dazu, so was käme nur in Bayern vor, daß man in solcher Einöde ein so herrliches, frisches Bier treffe.

Wieder aus der Mulde heraus, gelangen wir zu dem Dörflein Gemhof, das auf einem Hügel liegt. Es geht noch einige Male Hügel auf und Hügel ab, und dann erblicke ich in der Nähe gegen Süden den melancholischen Simssee, in grüne Wiesen und Wald eingebettet.

Ich bin schon öfter an diesem See vorbeigefahren mit der Eisenbahn, und jedesmal hat er mich durch sein melancholisches Wesen sympathisch berührt. —

Ich begegne einem alten Bauern, der noch seine silbernen Münzstücke an der Weste trägt, und lade ihn ein zum Mitfahren. Er schaut mich erst prüfenden Blickes an und steigt dann ein.

Er ist auf dem Weg nach Endorf, um zu wählen; denn heute ist die große Wahlschlacht in Bayern. Der Bauer gehört zur Gemeinde Gemhof und muß, da diese kein eigenes Wahlbureau hat, dreiviertel Stunden zu Fuß gehen, um seine Stimme abgeben zu können. Diese Einrichtung scheint mir auch nicht zu Gunsten der katholischen Bauern gemacht zu sein.

Ich frage meinen Begleiter auch, welcher Partei er wohl seine Stimme geben werde, ob dem Zentrum oder dem Bauernbund. Er meinte darauf, er wisse nicht, welches das bessere sei, ob Zentrum oder Bauernbund; er habe keine Zeit, sich um diese Dinge zu kümmern, darum glaube er, wenn es ans Wählen gehe,

dem Pfarrer. Denn wem solle man glauben, wenn man dem Pfarrer nicht mehr glauben könne?

Der Mann hat meines Erachtens ganz vernünftig gesprochen. Er hat ein großes Hofgut, wie er mir sagte, über hundert Tagwerk, und geht Tag für Tag seiner Landwirtschaft nach, ohne sich zu kümmern um die Bestrebungen der verschiedenen Parteien. Wenn er dann zu Wahlzeiten einen Rat braucht, so fragt er seinen Pfarrer, und ich halte keinen Pfarrer für so schlecht, daß er seinen Bauern zu einer Partei raten würde, welche dem Bauernstand zum Schaden wäre.

Der Pfarrer lebt jahraus jahrein mit seinen Bauern, ist vielfach selbst auch Landwirt, kennt also die Nöten und Sorgen dieses Standes, und er müßte ein schlimmer Mann sein, wenn ihm nicht auch das leibliche Wohl seiner Pfarrkinder am Herzen läge.

Die Bauern glauben in politischen Dingen überhaupt von alter Erfahrung her viel lieber dem Pfarrer als dem Amtmann, weil sie wissen, daß der letztere ein Vertreter der Regierung und des Fürsten ist, die allzeit Anforderungen an das Geld und an das Blut der Bauern gestellt haben. Und der bekannte Vers:

Herr Amtmann, Herr Amtmann,
Und was er auch spricht,
Wir Bauern, wir Bauern,
Wir glauben ihm nicht —

gibt diesem Mißtrauen der Bauern den Vertretern des Staats gegenüber zutreffenden Ausdruck. —

Da ich in Endorf Mittag machen wollte und mir in Traunstein das Gasthaus zur Post empfohlen worden war, so frug ich meinen Bauern, wo er meine, daß ich einkehren solle. „Nirgendß anders,“ sprach er, „als beim Mehri, da bekommen Sie was Rechts, und da fehr' auch ich ein.“

Ich folgte seinem Rat, und wir fuhren in Endorf, das in einem Gesenke liegt, bei dem Gasthaus von Ferdinand Mehri vor, wo mich der Bauer zunächst verließ, um seiner Wahlpflicht zu genügen.

Ich stieg die Treppe zum Wirtshaus hinauf und bestellte ein Mittagessen, wobei mir die schwarzäugige Kellnerin sagte, mein Begleiter sei der Stuhlerbauer von Gaben, Gemeinde Gemhof.

Schon von außen sah ich, daß das Wirtshaus des Metzgers Ferdinand Mehri ein gut katholisches sein müsse, denn auf dem Schild ist Jesus abgebildet, wie er in Emmaus mit seinen Jüngern zu Tische sitzt.

Ich schritt, da es noch nicht zwölf Uhr war, zur nahen Kirche hinauf, die äußerlich nicht viel versprach, mich aber in ihrem Innern überraschte durch ihre schöne Bemalung, durch ihre prächtige Decke und durch die stilvollen Altäre.

Das kann man in Bayern überhaupt in jedem

Dorf beobachteten, daß die Leute ihr Gotteshaus lieben und keine Opfer scheuen, um ihre Kirchen zu schmücken. Man findet überall würdige und reinliche Gotteshäuser. Es ehrt dies die Pfarrer und die Gemeinden.

Der Pfarrer von Endorf hat ziemlich weit unterhalb der Kirche eine neue, schöne Villa.

Ich besuchte ihn aber nicht, weil ich, wie schon oft gesagt, um die Mittagszeit kein fremdes Pfarrhaus betrete. Als ich zum Wirtshaus zurückkehrte, saßen im Hausgang, wie in Bayern zur Sommerszeit überall üblich, die Bauern beim Bier. Da begann es eben zwölf Uhr zu läuten. Es wurde plötzlich stille. Alle nahmen ihre Hüte ab und beteten mit gefalteten Händen.

Man hatte für mich in einem Nebenzimmer gedeckt und die Wirtin, eine ungemein helle, energische Frau, mir zum Essen ein so gutes Kalbschnitzel gemacht, wie ich es in meinem ganzen Leben nie so gut bekommen habe.

Kaum hatte ich gespeist, so kam der Stuhlerbauer. Ich lud ihn ein zu einem guten Glas Tyroler, und auch die Wirtin setzte sich zu uns mit ihrer großen Kaffeeschüssel, und wir redeten miteinander, als wären wir jeden Tag beisammen. Ich bewunderte dabei den gemessenen Ernst des Bauern und die geistige Frische der Wirtin, die, eine Bauerntochter aus der Umgegend, zu einer Wirtsfrau ganz vortrefflich paßt.

Der brave Zentrumswähler von Gaben fragte mich im Gespräch auch, wie alt ich sei. Ich ließ ihn raten, und er gab mir zweiundfünfzig Jahre und wollte es gar nicht glauben, als ich ihm, der zweiundsechzig ist, sagte, ich sei fast sechs Jahre älter als er.

Er hielt sich nicht lange auf, weil er noch zu einer „Houten“ wollte, was, wie mir die Wirtin erklärte, Hochzeit bedeutet. Zum Abschied gab er mir die Hand und sprach: „Behüt Di Gott, wir seh'n uns do nimma.“

Diese Treuherzigkeit griff mir in die Seele.

Als ich nach ganz kurzer Mittagsruhe wieder herabkam, erwarteten mich auf der Terrasse vor dem Hause zwei junge Geistliche. Es waren der Kooperator von Endorf und ein Expositus aus der Nähe. Ich setzte mich noch einige Zeit zu ihnen.

Ich bin in Bayern in den Pfarrhäusern viel mehr mit jungen Geistlichen gesellschaftlich zusammengekommen, als daheim, wo ich niemals eine geistliche oder weltliche Gesellschaft auffuche und auch mit meinen eigenen Kooperatoren gesellschaftlich nicht verkehre. Ich kann also über die bayerische junge Geistlichkeit eher ein Urteil abgeben als über die badische. Und da muß ich denn sagen, daß ich an den jungen geistlichen Bajuwaren immer einen frischen, fröhlichen, demokratischen Zug gewahrte, welcher mich als alten Demokraten sehr sympathisch berührte.

Das demokratische Wesen liegt heutzutage in der Luft. Überall regt sich das Individuum der Autorität gegenüber.

Die ganze heutige Gesellschaft bewegt sich in alleweg mit der Sicherheit des Laufes eines Planeten nach links, dem Radikalismus und dem Sozialismus zu. Drum spukt etwas von der Sozialdemokratie überall, selbst in den Fürstenschlössern. —

Schon nach drei Uhr fuhr ich wieder weiter. Auf der Höhe hinter Endorf hatte ich nochmals einen schönen Blick auf den Simsfsee, und dann ging's durch ziemlich einsames Land wieder Hügel auf und Hügel ab.

Bei dem Dorfe Prutting, einer alten Römeranfiedelung, zog ein Gewitter vom Gebirge her, und es tat einmal einen so furchtbaren Schlag, daß die sonst so frommen Pferde in die Höhe stiegen und höchst unruhig wurden. Gleich darauf brach ein Gewitterregen los. Ich mußte den Wagen schließen, und in strömendem Regen jagte der Josef bergab der Stadt Rosenheim zu.

Da ich aber Glück habe im Wetter, so hörte der Regen auf, ehe wir diese Stadt ganz erreicht hatten, und ich konnte im offenen Wagen meinen Einzug halten. Ich ärgerte mich jedoch, ehe ich in die Stadt hineinkam, über zwei Brücken, von denen die eine schändlicher ist als die andere. Die eine überbrückt den majestätischen Inn, und die andere weiter drinnen, die noch viel

schändlicher ist, führt über die aus dem Tegernsee kommende und in Rosenheim mündende Mangfall.

Wenn die Stadt statt Rosenheim Schandheim oder Greuelheim hieße und in derselben lauter Seeräuber und Banditen wohnten, könnte man sich eine so unsagbare Verunstaltung noch gefallen lassen.

Ich ärgere mich jeweils so über eine solche Schändung der Natur, daß ich, wie schon einmal in einem ähnlichen Fall gesagt, den Erbauer einer solchen Brücke kühlfsten Herzens an derselben könnte aufhängen sehen.

Übrigens ist der schöne Name Rosenheim ebenso verdächtig, wie der des Marktes Trostberg.

Im Mittelalter ist hier von einem Rosacker die Rede, und der Name Rosenheim entstand sehr wahrscheinlich euphemistisch aus einem Rosseheim, d. h. aus einer Pferdeweide. Gleichwohl macht der Ort seinem heutigen Namen jegliche Ehre.

Schon bei der Einfahrt vom Inn her hat man den Eindruck einer hellen, freundlichen Stadt. Kommt man aber auf den Ludwigplatz, wo die katholische Kirche liegt und die Königsstraße einmündet, in der das Pfarrhaus steht, so ist man ganz erstaunt über das zwar nicht großartige, aber liebliche Stadtbild.

Der Pfarrer Geßl, mein heutiger Quartierherr, hat in der Nähe der Kirche eine moderne Villa. Ich sage modern, denn sie hat ganz den Charakter neu-

modischer Bauten, die nach außen viel mehr versprechen, als sie innen durch ihre schmalen Gänge und ihre engen Wohnräume halten.

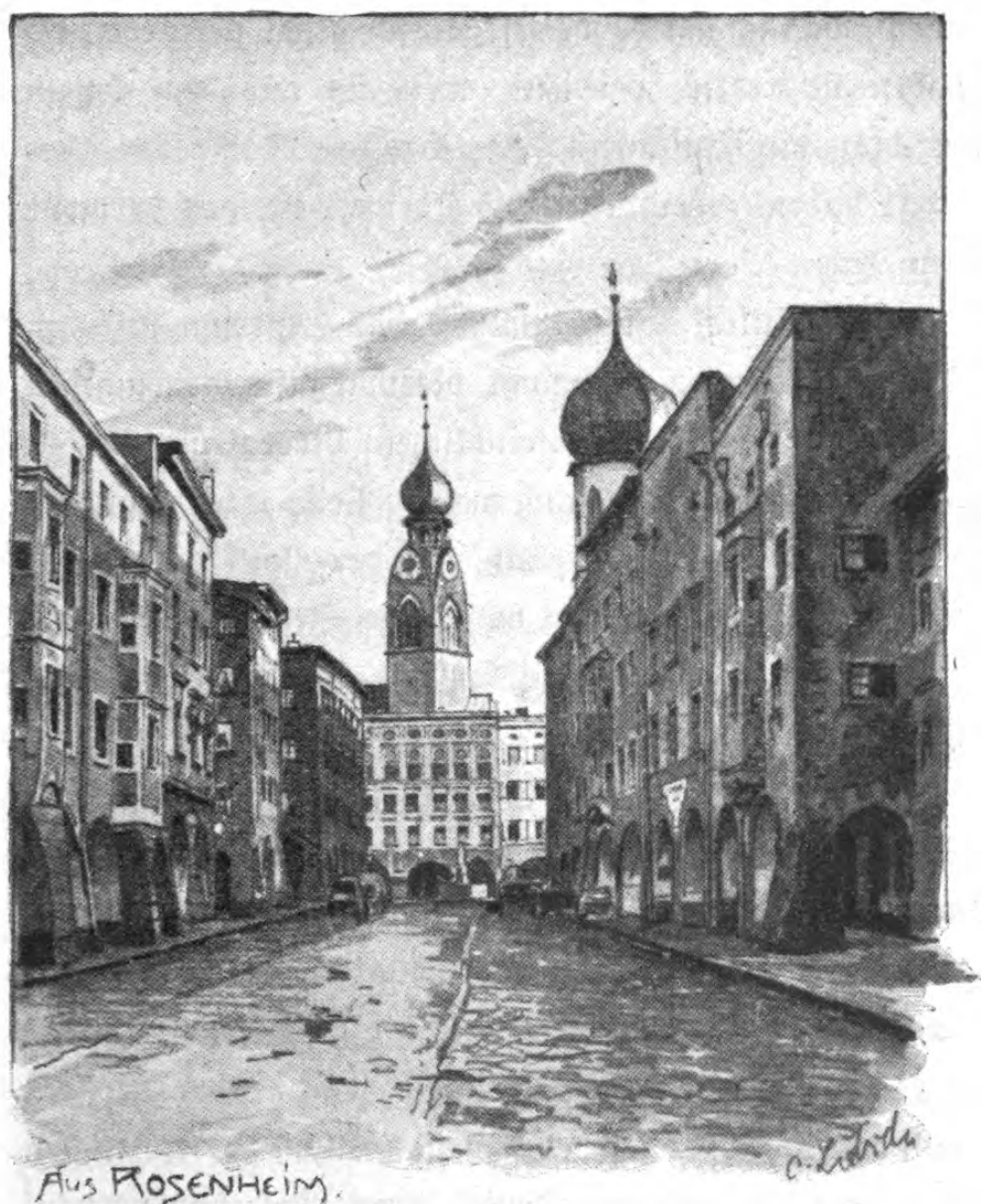
Da es noch früh an der Zeit war und das Gewitter etwas abgekühlt hatte, so machte ich mit dem Pfarrer noch einen Gang in die schöne Stadt.

Vor allem imponierte mir auf dem Ludwigsplatz die katholische Pfarrkirche, die, ursprünglich gotisch, später verzapft und vor fünfundzwanzig Jahren dem alten Stil wiedergegeben und vergrößert wurde. Die Vergrößerung, die sich an den Chor anlehnt, ist sehr originell und macht, wenn auch nicht ganz stilrein und stilfein, einen ungemein reizvollen Eindruck.

Am meisten staunte ich auf dem Max-Josefsplatz, dem Mittelpunkt der Stadt. Da stehen hohe, palastähnliche Häuser mit niederen Dächern und herrlichen Arkaden, die mich an die schönsten Straßen von Bologna erinnerten.

Wer diesen Platz und seine Umgebung gesehen, kann es den Rosenheimern nicht verübeln, daß sie nicht ruhten, bis in den sechziger Jahren ihr Markt zu einer Stadt erhoben war. Auch die neuen Stadtteile, die ich in der Frühe des andern Tages durchfuhr, machen einem Ort von fünfzehntausend Einwohnern die größte Ehre. —

Unterwegs trafen wir mit einem Herrn zusammen,



der dem Pfarrer meldete, daß bei den heutigen Wahlen mit Hilfe der Sozialdemokraten die Liberalen selbst in ihrer alten Domäne Rosenheim unterliegen würden.

Man mag über die bayerischen Liberalen denken wie man will, die Niederlage, die ihnen heute nach

allem, was ich hörte, wahrscheinlich zuteil geworden ist, haben sie redlich verdient, weil sie auf dem letzten Landtag die Einführung des direkten Wahlrechts vereitelt haben. Wer gegen die Freiheit ist, der verdient den Tod.

Bekanntlich hat in Bayern das Zentrum mit den Sozialdemokraten abgemacht, diesmal zusammenzugehen gegen die wahlfreiheitsfeindlichen Liberalen. Es ist dies Bündnis, wie ich auf meiner Reise oft gesagt, ein glatter Beweis für den Satz, daß der Zweck das Mittel heilige. Daß aber das bayerische Zentrum diesmal diesem Satz gehuldigt hat, nehme ich ihm gar nicht übel; denn wenn dieser Satz irgendwo angängig ist, so ist es in der Politik, in der noch nie etwas im großen Stil erreicht worden ist mit den Grundsätzen der Wahrheit und Gerechtigkeit, sondern mit jenen Maximen, welche der große Florentiner Staatsmann Machiavelli in seinem Buch „vom Fürsten“ aufgestellt hat.

Wahrheit und Gerechtigkeit haben noch nie ein politisches Weltreich geschaffen. Und in weltlichen Dingen muß man den Teufel durch Belzebub vertreiben, denn der Fürst der Welt ist und bleibt einstweilen der Teufel. —

Im Pfarrhaus lernte ich am Abend noch einen jungen Kooperator kennen, dessen Name mir nicht mehr genau erinnerlich, der aber in Berchtesgaden

daheim ist. Dieser Mann hat eine so sanfte Stimme, wie ich sie in meinem Leben noch nie gehört habe, und paßt mit seinem himmlischen Organ sicher nicht als Priester in diese lärmende Welt. Er gehört meines Erachtens als Beichtvater in ein Frauenkloster, in welchem alle Nonnen Engel sind.

Am 11. Juli.

Die heutige Nacht war wieder einmal eine schlechte, und ich mußte zu Schlafmitteln greifen. Schuld daran war die Viertelstundenglocke auf der nahen Pfarrkirche. Diese schlug so stark und so giftig, daß sie mich zu keinem natürlichen Einschlafen kommen ließ.

Ich muß die Bewohner des Pfarrhauses und der Umgebung der Kirche bewundern, daß sie bei solch nächtlicher Ruhestörung vom Kirchturm herab schlafen können.

Erst als ich diesen Morgen nach neun Uhr Rosenheim verließ und in das Land hinein dem Gebirge zufuhr, bemerkte ich, wie schön nach Süden die mächtigen Zinnen der Alpen — das Kaisergebirge, die Tauern und andere in der Ferne Rosenheim umgeben. Schade, daß die Stadt ihnen nicht näher liegt.

Mein Weg führt durch die Ebene an der Mangfall hin mit ihrem dunklen Wasser. Ein herrlicher, frischer Sommerwind geht durch das Land. Ich machte

aber, wie ich erst später auf der Karte sah, einen kleinen Umweg und kam auf diesem zu dem Markt- und Badeort Nibling; was mich aber nicht gereut hat.

Kurz vor diesem Ort sah ich an der Straße das sogenannte Theresien-Monument, welches, ein kleiner gotischer Turm mit einer Nische, in der eine Madonna steht, 1835 errichtet wurde aus einem merkwürdigen Anlaß.

Es wurde nämlich gegründet und gewidmet dem Andenken an den Abschied, den die Königin Therese von Bayern, die Gemahlin Ludwigs I., am 6. Dezember 1832 an dieser Stelle von ihrem Sohne Otto nahm, da er als Prinzenknabe nach Griechenland zog, um dort König zu werden.

Es ist merkwürdig, auf welche Ideen die Knechtseeligkeit kommt, um Fürstlichkeiten und Begebenheiten in fürstlichen Familien zu verewigen.

Und von wem wurde dieses Monument gestiftet? Auf der Nordseite desselben steht es geschrieben: „Die Bewohner des Landgerichts Rosenheim und teilnehmende Frauen aus allen Gauen Bayerns verewigten hier ihre und ihrer Königin-Mutter opfernde Liebe.“

Das bayerische Prinzelein zog lediglich freiwillig aus seiner Heimat fort, um seine Lage zu verbessern und König zu werden. Bayern opferte damals lediglich im Familieninteresse seiner Dynastie ganz unnötigerweise Geld und Menschen, und doch wird hier

dem Abschiedschmerz der Mutter von ihrem Sohn, der ruhig hätte daheim bleiben können, ein Denkmal gesetzt. Dem Schmerz der vielen bayerischen Mütter aus dem Volke aber, die ihre Söhne scheiden sehen und hingeben mußten, damit sie zu vielen Zehntausenden — es blieben in Rußland allein 30 000 — den Tod fänden unter den Fahnen Napoleons, weil ihr König ein Franzosentrabant war, diesem Schmerz ein Denkmal zu setzen, daran dachte bis jetzt in Bayern kein Mensch. —

Es kam mir bei diesem Monument auch der Gedanke, was diese griechische Königsgeschichte für ein Beweis ist für die Borniertheit und Unselbständigkeit der europäischen Völker. Diese Griechen hatten sich in tapferem Kampfe von dem türkischen Joche frei gemacht und eine Republik gegründet. Sie besaßen in dem tüchtigen Kapo d' Istrias einen ausgezeichneten Präsidenten und Patrioten. Aber dieser mußte fallen, weil er Ordnung haben wollte und weil das menschliche Viehvolk, wie allerwärts, nicht gern einem gehorcht, der seinesgleichen ist und kein Fürstenblut hat.

Auch der Bruder und Nachfolger des gemordeten Kapo d' Istrias mußte aus dem gleichen Grunde bald sein Amt niederlegen.

Jetzt wählten die Vertreter der Ziegenhirten, Öl- und Feigenbauern in Griechenland einen Königsknaben aus Bayern.

Sie waren 30 Jahre lang mit ihm zufrieden. Als König Otto aber dem Größentwahn der Griechen nach einem byzantinischen Kaiserreich nicht energisch genug beitrug, so setzten sie ihn 1862 ab, um gleich wieder nach einem andern europäischen Prinzelein auf die Suche zu gehen. Und sie fanden es in einem 18jährigen dänischen Vollblutsprößling und setzten ihn als Georgios I. auf ihren Thron.

In Wahrheit, es gibt unter den Riesenpyramiden Aegyptens keine, die groß genug wäre, um darauf alle die Taten und Auswüchse der Dummheit, der Unselbstständigkeit, der Charakterlosigkeit, der Knechtlichkeit, der Gutmütigkeit und der Efelsgeduld der Völker zu verzeichnen!

Es ist aber, um es gleich zu sagen, nicht das gemeine Volk als solches, dem jeweils der Verrat an der Freiheit und Selbstständigkeit des Landes und die Charakterlosigkeiten zuzuschreiben sind. Diese Dinge kommen immer von den Führern und Strebern, die in jeder Nation zahlreich genug sind. —

Um auf den bayerischen Argonautenzug vom Jahr 1832 zurückzukommen, will ich daraus eine kleine Episode erzählen. Bekanntlich zogen damals 3500 bayerische Soldaten als Schutz- und Leibgarde des jungen Prinzen mit nach Griechenland.

Es wurde mir nun kürzlich das Tagebuch eines

gemeinen Soldaten zugeschickt, der diesen Zug mitgemacht hat. Er stand in Lindau in Garnison und erzählt Tag für Tag die Reiseroute, die sein Bataillon zu Wasser und zu Land bis nach Griechenland und in diesem Lande selbst gemacht hat. Seine Aufzeichnungen haben durchaus nichts Interessantes, weil sie lediglich berichten, wohin er jeden Tag gekommen und in welchen Orten er im Quartier gelegen ist. Interessant ist aber etwas anderes. Der Mann wurde steinalt und lebte als Schreiner zu Altenburg bei Zestetten am badischen Oberrhein.

Mittellos geworden, kam er als neunzigjähriger Mann in das Armenhaus der genannten Gemeinde. In seiner Not wandte er sich, als der letzte der 3500 Bayern, in den neunziger Jahren an den König von Bayern um eine Unterstützung und erhielt mit dem ausdrücklichen Vermerk „ein für allemal“ — sage mit Worten — fünf Mark.

Daß dieser letzte Griechenbayer über diese königliche Gabe teuflisch wurde, wird ihm kein Mensch verübeln.

Er hieß Gabriel Schmalholz und war aus Grönenbach im bayerischen Algäu. Seine Geschichte aber fiel mir ein angefangen des Theresien-Monuments an der Landstraße von Rosenheim nach Mibling. —

Mibling, das ganz in einer düstern, sumpfigen

Ebene liegt und darum auch als Spezialität Moorbäder besitzt, ist trotzdem ein feiner Marktflecken mit Villen und Alleen und sieht in einzelnen Teilen aus wie ein eleganter Badeort neuester Zeit.

Daß aber die Römer hier schon ein Kastell unterhielten, ehe die Moorbäder bekannt waren, und daß schon die karolingischen Könige zu „Epilinga an der Manachfialta“ eine königliche Pfalz besaßen, begreife ich angesichts seiner Lage nicht recht.

In der Fastenzeit 855 residierte hier König Ludwig der Deutsche; auch der vorletzte Karolinger, Arnulf, feierte 898 hier das Weihnachtsfest, und in seinem darauf folgenden Todesjahr wurde hier eine Dame Robburga gehenkt, weil sie mit der vermuteten Vergiftung Arnulfs in Zusammenhang gestanden sein soll.

Mir scheint diese Robburga in den Liebesgeschichten des ausschweifenden Arnulf eine Rolle gespielt zu haben, und sein frühes Ende mag allerdings durch die Weiber erfolgt sein, aber nicht durch Vergiftung. —

Das einzige Mal, wo ich mich über die bayerischen Straßen zu beklagen hatte, war auf dem Weg von Mibling über die Dörfer Willing und Götting nach Irtschenberg, und ich war froh, als es hinter Götting direkt südlich durch den Wald bergauf ging und ich wenigstens Schatten hatte.

Noch vor Mittag hatte ich Irtschenberg erreicht,

daß auf dem Kamm eines Vorberges, dessen höchsten Punkt die Kirche einnimmt, malerisch gelegen ist.

Bei einem Bäckerhause unterhalb der Kirche ließ ich den Pferden Brot geben. Der Josef mußte fasten, weil kein Wirtshaus in der Nähe war.

Als ich dem Bäckerburschen, der uns das Brot brachte und bei uns stehen blieb, erzählte, daß auch ich ein Bäckersohn sei und in meinen jungen Jahren Brot gemacht hätte, freute er sich sehr. Er muß übrigens ein braver Mensch sein, denn er ist in Irtschenberg in der Fremde und arbeitet schon drei Jahre in diesem einsamen Ort. —

Hier oben sollen die ersten Glaubensboten der Gegend, die Iren Anian und Marinus, ihre Niederlassung gehabt und von da aus das Evangelium in das Land hinabgetragen haben. Irtschenberg hinge also wohl zusammen mit Irenberg.

Man hat auf dieser Höhe eine schöne Fernsicht hinab in die Ebene zwischen Inn und Isar und hinüber auf die Gebirgswelt. So großartig die letztere von hier aus auch sich präsentiert, mit der Schweiz dürfen die bayerischen Alpen sich nicht messen. Es fehlen ihnen die in den Hermelin ewigen Eises gekleideten Majestäten, und das Wort majestätisch in bezug auf Berge gebührt bei uns nur den Schweizeralpen, so wie auch in meinen Augen die einzig echte, mensch-



liche Majestät das in alleweg souveräne Volk der Schweiz ist. —

Von Irtschenberg geht's bergab, bald durch Wald, bald durch Kulturland. Selten fahre ich an einzelnen sehr heiteren, gemalten und mit Galerien versehenen Bauernhöfen vorbei.

Was mir an diesen einzelnen Gehöften auffiel, ist, daß dieselben viel heiterer und lustiger in die Welt schauen, als unsere Schwarzwaldhöfe. Diese haben den oberbayerischen Gebirgshöfen gegenüber etwas Finsteres und Melancholisches. Ähnlich ist es auch mit der Bevölkerung.

Ich saß bald darauf in Miesbach in der Nähe einiger oberbayerischen Bauern, die in ihren Kniehosen und ihren spitzen Filzhüten ungemein lebensfroh in die Welt schauten.

Ihnen gegenüber sind unsere Schwarzwälder Bauern melancholische Bären.

Ich meine, die Lebensenergie eines Volkes richtet sich nach der Höhe seiner Berge. Deshalb haben sich die Tyroler und die Schweizer von jeher so tapfer für ihre Freiheit gewehrt. —

Gleich nach Mittag war ich in dem Markt Miesbach angekommen. Ich hatte mir dieses Miesbach, von dem ich schon vor bald 40 Jahren oft hörte, da ich in München studierte, als einen wildromantischen Ort im



Hochgebirge gedacht. Ich war deshalb nicht wenig überrascht, als ich es in einer tiefen, großen, von Matten umgebenen Mulde liegen sah, rings umgeben von nicht sehr bewaldeten Hügeln und ziemlich fern

vom Hochgebirge. Gleichwohl verleihen ihm die vielen an den Rändern der Mulde zerstreut liegenden Häuser und ländlichen Villen einen gewissen, im heutigen Sonnenlicht lebensfrohen Reiz.

Miesbach war von jeher ein Hauptanziehungspunkt für die Münchner, wenn sie in die Berge wollten, und ich fand auch heute im Waizingerbräu die große Gaststube ziemlich voll von bayerisch redenden Kurgästen und Touristen, weshalb ich mich an das Ende der Stube in die Nähe einiger besseren Bauern setzte.

Es ging in diesem Raum auf und ab von kommenden und gehenden Fremden, denn es beginnt ja jetzt die Hauptzeit, in der die Menschen, die es machen können, sich von der Ebene in die Berge begeben.

Es ist merkwürdig, wie die Kulturmenschen seit einer Reihe von Jahren ihr leibliches Heil in den Bergen suchen. Ich kenne aus dem Altertum nur eine einzige Bergtouristin, und das war die Tochter des jüdischen Richters Jephtha.

Dieser hatte bekanntlich gelobt, seine einzige Tochter dem weltentsagenden Dienst im Tempel des Herrn zu weihen. Bevor sie von der Welt Abschied nehmen mußte, bat sie ihren Vater, noch zwei Monate mit ihren Gespielinnen im Gebirge umherwandeln zu dürfen. So geschah es, und das Mägdlein gebrauchte noch in den Bergen der Landschaft Tob eine Lustkur, ehe es die Welt verließ. —

Es ist aber auch merkwürdig, wie die wichtigsten Begebenheiten zum Heile unserer Seele sich auf Bergen abspielten.

Auf dem Berge Sinai gab Gott die sittlichen Urgefeße für alle Jahrtausende; auf einem Berge verkündete Jesus seine schönste Lehre in den acht Seligkeiten; auf einem Berge zeigte er sich seinen Jüngern in der Verklärung des jenseitigen Lebens; auf Bergen betete er mit Vorliebe allein; am Ölberg begann er sein Leiden; auf dem Kalvarienberg vollzog sich sein Erlösungstod, und auf einem Berge verließ er die Erde und fuhr er gen Himmel.

Wir sehen also, daß die Berge in unserem leiblichen und geistlichen Leben eine wichtige Rolle spielen. —

Während ich nach dem Essen noch einige Zeit bei einem Glas zweifelhaften Bordeauxweines saß, kam barhäuptig ein alter, kleiner Herr mit weißem, wallendem Haupthaar und einem weingeröteten Gesicht in die Stube und setzte sich in eine Fensternische.

Ohne daß er es bestellt hätte, brachte ihm die Kellnerin eine Flasche Champagner. Diese trank er stillvergnügt ziemlich rasch, bezahlte sie und entfernte sich, wie er gekommen.

Der Mann hat mir gefallen, und mein Respekt vor dem stillen, greisen Becher wuchs, als die Kellnerin mir

sagte, der Herr käme jeden Nachmittag und trinke seine Flasche Sekt. Wer und woher er sei, wisse sie nicht. Er lebe offenbar als Kurgast in Miesbach und genieße als Dessert nach dem Mittagessen seinen Champagner. Ein Fiducit dem fröhlichen Becher! —

Ich wollte in einem großen, salonartigen Zimmer, in welchem die Ahnenbilder des Stammes Waizinger hängen, etwas der Ruhe pflegen. Es war mir aber ebenso unmöglich wie in Trostberg, weil sich die Hunde des ganzen Marktes Miesbach ein bellendes Mittagsständchen gaben.

Es scheint die Hundstaxe in Bayern sehr niedrig zu sein. —

Vor der Abfahrt suchte ich noch den Pfarrer Strähuber auf, der mir Nachtquartier zugesagt hatte, das ich jedoch infolge Verlegung der Tagesstouren nicht brauchte. Ich wollte mich aber bei dem Mitbruder bedanken.

Ein paar kleine Kniehösler zeigten mir den Weg zum Pfarrhaus, sagten mir aber gleich in ihrer frischen Bayernart, der Pfarrer werde nicht daheim sein, weil Schulprüfung sei. Und so war es auch.

Das Pfarrhaus liegt ganz versteckt hinter der Kirche; es hätte jedenfalls eine stille Nacht versprochen. Die Haushälterin sagte mir auch, daß das Zimmer parat sei und der Herr sicher darauf rechne, daß ich

hier bleibe. Ich ließ ihm aber meinen Dank und meinen Abschiedsgruß vermelden.

Ich betrachtete auch die neue romanische Kirche von Miesbach, die mir im Innern sehr gut gefiel durch ihre reiche und stilvolle Bemalung.

Als ich zum Waizingerbräu zurückkam, hatte der Josef schon angespannt. Am Hause bemerkte ich noch, was ich beim Anfahren übersehen, daß es schön bemalt war mit einer Krönung Mariens und einem Bilde des Feuerheiligen St. Florian.

So sieht man in Bayern überall, selbst an Bier- und Wirtshäusern, sinnige Zeichen christkatholischen Bekenntnisses. —

Bei der Weiterfahrt durch den Markt sah ich, daß Miesbach trotz seiner nicht sehr romantischen Lage ein schöner Markt ist.

Dreizehn Kilometer weit habe ich nun fast nichts als Wies- und Waldland, und es geht wieder bergauf und bergab. Aber die Waldgegend ist mir allzeit lieb, und drum wurde mir die Zeit nicht zu lang, besonders da die Sonne brennend heiß über das Land ging.

In einer tiefen Waldschlucht kam ich auch an das felsige Bett der Mangfall, die aber keinen Tropfen Wasser hatte, weil es ihr von einer großen Holzstofffabrik gänzlich abkanalisiert worden ist.

Im Walde flog ein kleiner Käfer an mich heran

und blieb lange auf meinem Knie sitzen. Er hatte braune, glänzende Flügel und einen wunderbaren, grün schillernden Nackenschild. Sein Gewand war so fein zusammengestimmt, daß ich mir dachte, wie die Natur auch am kleinsten Geschöpfe zeige, daß sie die geschickteste Modistin sei und ihre Kinder aufs passendste zu kleiden wisse. Ich meine deshalb, unsere Damen-Schneider und -Schneiderinnen sollten bei den Käfern lernen, wie man Farben zusammenstellt.

Wo grüne Matten mit dem Wald abwechselten, sah ich viele blühende Lindenbäume an der Straße stehen und auch bisweilen einen der schon gezeichneten heitern, oberbayerischen Bauernhöfe.

Das erste Dorf, dem ich begegne und das in einer grünen Waldoase gelegen ist, heißt Waakirchen. Ich streife aber nur sein südliches Ende.

Ich hörte in den letzten Tagen das Dorf vielfach nennen, weil in ihm demnächst ein Fest gefeiert werden soll.

Unter den oberbayerischen Bauern, welche München überrumpeln wollten und bei Sendling vollends niedergehauen wurden, befand sich auch als einer der Tapfersten der Schmied von Kochel, Balthasar Maier, ein Riesenmensch, geboren in der Pfarrei Waakirchen.

Ihm, der schon in Kochel verewigt wurde, ist nun auch hier ein Denkmal gesetzt worden, das in kurzem enthüllt werden soll.

Ich gönne dem Schmiedbalthes von Herzen diese Ehrung; was ich aber vom ganzen damaligen Bauernaufstand halte, habe ich schon früher gesagt.

Der Mittelpunkt jenes Aufstandes für Oberbayern war der Markt Tölz, und es war ein geborener Tölzer namens Jäger, Wirt in München und Mitglied des Rats, der seine oberbayerischen Landsleute animiert hatte, nach München zu kommen, um die Oesterreicher aus der Stadt zu vertreiben und so die Entfernung der kurfürstlichen Kinder aus dem Lande zu verhindern.

Jäger wurde 1706 hingerichtet; er war um Hab und Gut gekommen, und seine Frau starb zu München im Spital, nachdem der edle Kurfürst Max Emanuel längst wieder in München war. —

Bei dem Dorfe Reigersbeuern tritt mächtig die gewaltige, felsige Benediktenwand in das Landschaftsbild ein und erweckt in mir alte Erinnerungen, von denen ich bald reden werde.

Auf der Straße treffe ich einen Zisterziensermönch, den ich zum Mitfahren einlade. Er will, wie ich, nach Tölz, ist aus dem Kloster Mehrerau bei Bregenz und auf einer Ferientour begriffen. Auch er weckt in mir Gedanken an jene Tage, da ich am Bodensee wohnte und in seinem Kloster oft aus- und einging. Aber meine Bekannten aus jener Zeit sind, wie ich heute

hörte, fast alle tot bis auf den Pater Gregor, den unverwüstlichen, biederen Schweizermann. —

Bevor wir in Tölz einziehen, steigt der Pater aus; er will zu Fuß hinüber zu den Franziskanern gehen und bei ihnen übernachten. Ich aber fahre den Markt hinunter dem Pfarrhaus zu.

Wie staune ich aber über den feinen alten Markt, der ziemlich steil an einem Hügel hinaufliegt und in seiner Hauptstraße hohe Häuser mit gemalten Giebeln und in freister Gruppierung zeigt!

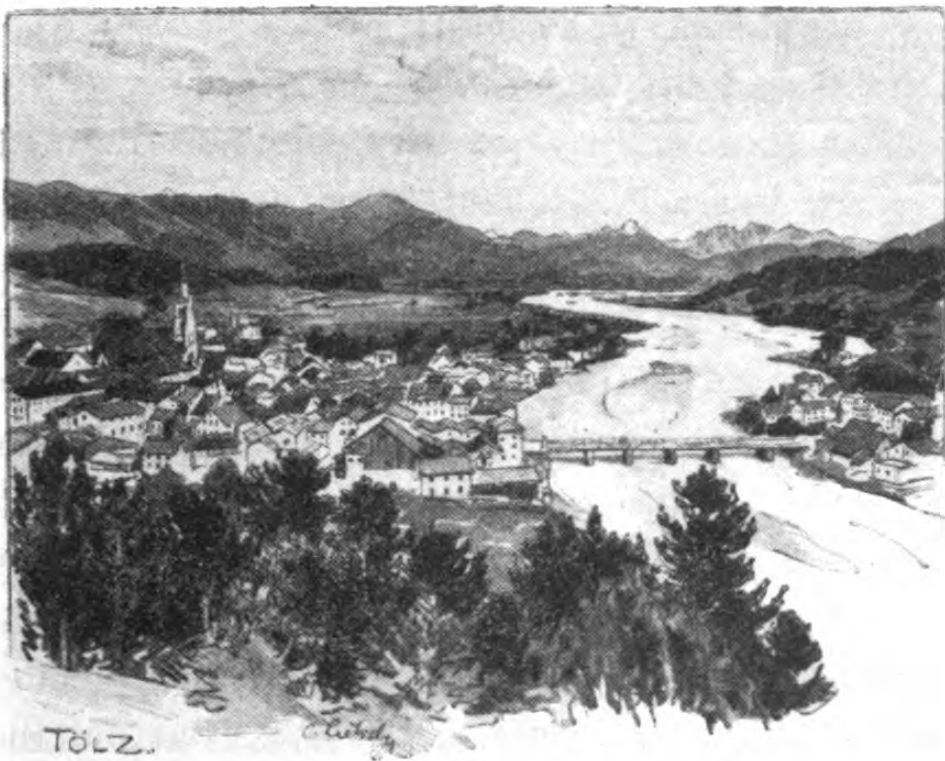
Mein Quartier finde ich abseits dieser Straße hinter der gotischen Kirche und bin zuerst betroffen, da ich vom Pfarrhaus, vor dem ich halte, nichts anderes sehe, als eine lange Mauer und eine niedere Eingangstür. Ich machte mich schon auf ein schlechtes Quartier gefaßt.

Die Türe öffnet sich, und eine schneidige Haushälterin begrüßt mich mit der heitersten Miene. Gleich darauf kommt auch der Herr des Hauses, der geistliche Rat Brandl, und auch aus seinen fröhlichen Zügen entnehme ich einen herzlichen Willkomm.

Die Köchin hilft dem Josef meinen schweren Koffer eine enge Stiege hinauftragen, und ich folge hintenach, immer noch kein gutes Quartier vermutend. Plötzlich öffnet sich aus dunklem Vorraum ein großes, helles Zimmer, und da ich an eines der vielen Fenster trete, hätte ich laut aufjauchzen mögen. Vor mir lag

das herrliche Isartal mit den rauschenden Wassern, wie sie, silberglänzend und mit großen Waldbergen im Hintergrund, daherströmten und den an beiden hügeligen Ufern liegenden Markt Tölz begrüßten.

Es wird selten ein schöneres Bild geben, als das



ich im Abendlichte des 11. Juli vom Fenster des Pfarrhauses zu Tölz aus vor mir sah, und deshalb bleibt dieses Pfarrhaus mit dem Kloster Mariahilf zu Passau das herrlichste Quartier, das ich auf der ganzen Reise gehabt, und einer der schönsten Aussichtspunkte, die ich im Leben genossen habe.

Nachdem ich mich lange satt gesehen an diesem selten schönen Landschaftsbild, ging ich noch durch den Markt hinab auf die Isarbrücke, wo die Aussicht talaufwärts zu den Tyroler Hochbergen noch viel schöner ist und die Isar mit ihrem grünblauen Wasser noch viel kräftiger wirkt.

Lange stand ich auf dieser Brücke, die zwar keine weite Sicht bietet, aber eine um so reizvollere.

In der Nähe fragte ich dann einen Färbermeister, der vor seinem Hause stand, wem das schöne Haus gehöre, das gerade vor der Brücke sich erhebt und mit Bildern aus dem schon öfter genannten Aufstand vom Jahre 1705 geschmückt ist. Er nannte mir als Besitzerin die Schwester des bekannten bayerischen Professors Sepp, der in demselben als Sohn eines Rotgerbermeisters geboren wurde.

Zu meiner Verwunderung erfuhr ich, daß Sepp, der früher viel von sich reden machte, noch lebe und alljährlich seine Vaterstadt besuche, aber nahezu 90 Jahre alt sei.

Sepp, der vor allem die Geschichte Oberbayerns von Grund aus kennt und ein großer Freund seiner engeren Heimat ist, hat schon vieles geschrieben und vieles erlebt und mitgemacht.

Seine besten Werke sind sein „Leben Christi“ gegen David Strauß, das schon 1843 erschien, und „Jerusalem und das heilige Land.“

Im allgemeinen aber ist er ein ziemlich konfuseer Schriftsteller, der sehr viel weiß, aber sein Wissen, wie man sagt, nicht verkaufen kann.

So habe ich erst jüngst sein Buch „Der bayerische Bauernkrieg“ in der Hand gehabt, das eine Menge Material enthält, aber so durcheinander, als ob ein Taifun es geordnet hätte. Dagegen muß ich anerkennen, daß manches mannhafte Wort in dem Buche steht.

Sepp ist auch ein origineller Mann. Originell war es, als er in den sechziger Jahren einen seiner Universitätskollegen, der ihm Geld schuldig war, in den damals noch üblichen Schuldturm werfen ließ. Die Regierung fand aber diesen Akt nicht originell und entzog ihm sein Universitätsamt.

Doch mich hat es aufrichtig gefreut, als der Färbermeister in Tölz mir erzählte, der Professor Sepp lebe noch und sei munter und gesund. —

Als ich ins Pfarrhaus zurückkam, hatte indes die Köchin, welche mir durch ihr ungeniertes Reden sehr sympathisch war, sogar für eine gesteckelte Milch gesorgt. Während ich dieselbe aß, kam sie herein und sagte mir, es stünden zwei junge Damen draußen und fragten, wann ich morgen die heilige Messe lese. Ihre Eltern hätten mich auf der Narbrücke stehen sehen.

Wer sie waren, habe ich nicht erfahren, aber es freute mich, daß auch in Tölz Lesefrinnen von mir wohnen,

die mit mir und für mich beten wollten. Es ist mir dies auf der heurigen Reise öfters widerfahren, und ich mußte daraus wieder erkennen, daß ich trotz allem meine besten Freunde unter den Wiberbölkern habe.

Spät am Abend kamen noch einige Geistliche und einige Laien und setzten sich in dem kleinen, gepflasterten Hof hinter dem Pfarrhaus zum Bier nieder. Der lebhafteste und urgemütliche geistliche Rat ersuchte auch mich, etwas zu ihnen zu kommen, und ich ließ mich einige Zeit bei ihnen nieder, trotzdem es mir selbst im Hochsommer nicht gut bekommt, abends im Freien zu sitzen.

Hier erfuhr ich von dem ungemein günstigen Ausfall der Landtagswahlen für das Zentrum und von der großen Niederlage der Liberalen.

Ich für meine Person glaube, daß der Nationalliberalismus überall in Deutschland seinen letzten Zeiten entgegengeht. Er teilt das Los aller irdischen Dinge und Verhältnisse. Er war lange genug am Ruder und am Leben und muß nun endlich auch einmal dem Wandel der Zeit verfallen.

Ich meine, daß in der Zukunft bald nur zwei Parteien im Deutschen Reich einander gegenüberstehen werden, nämlich das Zentrum und die Sozialdemokratie.

Die im Kampf obliegende wird, wenn auch nur für kurze Zeit, die Sozialdemokratie sein. —

Einen Löwenanteil an dem bayerischen Wahlsieg hat natürlich der Seelsorgeklerus, der den Zentrumschäup-tern auf den Gaul geholfen hat, trotzdem das Zentrum vor einigen Jahren eine von der Regierung angeregte Aufbesserung der katholischen Geistlichen ablehnte.

Es ist diese Wiedervergeltung sehr edel vom Klerus, der übrigens, wie das gemeine Volk, an Mohrendank und schlechte Behandlung gewöhnt ist.

Was mich an diesen Wahlen noch freut, ist die große Anzahl der Vertreter der Landwirtschaft, die 32 Mann hoch in die Kammer einrückt.

So ist's recht.

Da, wo ich daheim bin, sitzen viel zu viel Staatsbeamte im Zentrum. In meinen Augen ist aber der beste Staatsbeamte kein richtiger Volksvertreter. —

Am 12. Juli.

Auch die Tölzer haben einen Uhrenschlag auf ihrer Kirche, der auf nervöse Leute so störend wirkt, wie der in Rosenheim. Dazu kam noch, daß in der Nacht ein Gewitter über das Isartal niederging, und so war es mit meinem natürlichen Schlaf wieder einmal nichts.

Als ich aber in der Frühe ans Fenster trat und das herrliche, sonnenbeglänzte Isartal hinaufschaute, da war aller Unmut über die schlechte Nacht alsbald vergessen.

In der Kirche sah ich ein neues, gotisches Altarwerk, das mir aber, wie alle dieser Art, die ich, soweit sie aus der neueren Zeit stammen, in Bayern gesehen, nicht gefiel. Es fehlt jede künstlerische Auffassung und jedes geistige Ergreifen der alten Vorbilder.

Als ich aus der Kirche zurückkehrte, sagte mir der Pfarrherr, es habe die Frau Hofrat Streber fragen lassen, ob sie mich sprechen könne. Da ich wußte, daß der kürzlich in Freiburg verstorbene Buchhändler Streber, den ich wohl kannte, einen Bruder habe, der in Tölz Badearzt sei, so ließ ich der Dame sagen, ich wolle selbst zu ihr kommen.

Ich kutschierte also vor der Abfahrt noch einmal den Markt hinauf und besuchte die Frau Hofrat in ihrem Patrizierhause am Ende der Hauptstraße. Ihr Mann war abwesend und auf dem linken Ufer in seinem Bad „Krankenheil“.

Wie staunte ich aber, als die Frau mir sagte, sie habe mich schon einmal in Freiburg besucht und mit mir auf meinem Zimmer längere Zeit gesprochen. Ich hatte davon auch nicht die geringste Ahnung mehr, war aber jetzt doppelt froh, den Besuch gemacht zu haben.

Die Frau Hofrat, eine geborene Tölzerin, eine lebhaft, geistig anregende Frau, sieht trotz ihrer Kinder-schar, von denen einige schon erwachsen sind, noch sehr jugendlich aus.

Auch ihre patrizische Wohnung, mit vielen alt-deutschen Bildern und Kunstwerken geschmückt, hat mir sehr gut gefallen. —

Da ich so nochmals in den oberen Markt gekommen, besah ich mir auch das Winzerer-Denkmal, an dem ich gestern schon vorübergefahren war. Es stellt einen ehernen Ritter zu Fuß mit der Lanze dar und gilt dem 1475 in Tölz geborenen Landsknechtsführer und Feldhauptmann Kaspar Winzerer.

Sein Vater war herzoglicher Pfleger und Burgvogt von Tölz gewesen, was er 1515 nach dem Tode des Vaters auch geworden war. Er zeichnete sich jung als Söldnerführer aus in kaiserlichen und herzoglich bayerischen Kriegsdiensten, zunächst gegen die Ungarn, dann im pfälzisch-bayerischen Erbfolgekrieg. Als bayerischer Feldhauptmann führte er 1519 die Reichsacht gegen Herzog Ulrich von Württemberg aus und eroberte dessen Land. 1525 focht er bei Pavia tapfer an der Seite des Georg von Frundsberg; weiter war er im Bauernkrieg tätig, der allerdings in Bayern sehr kurz war, und kämpfte 1526 mit einem Häuflein Bayern in der unglücklichen Schlacht bei Mohacz gegen die Türken.

Im folgenden Jahre ließ er sich aber von dem neuen König von Ungarn, Zapolya, gegen den Kaiser gewinnen und besorgte jahrelang, von Tölz aus nach Ungarn hin- und herreitend, unsaubere politische Ge-

schäfte zwischen dem Ungarnkönig und einzelnen deutschen Fürsten, die gegen den Kaiser konspirierten, während der falsche Zapolya längst selber ein Vasall des Sultans geworden war.

Als alter Mann gelüstete es den Winzerer, noch einmal mit dem jungen Jörg Frundsberg, der als Gast bei ihm weilte, ein Turnier zu reiten, wobei er zum Tode verwundet wurde.

Er ist in der Pfarrkirche zu Tölz begraben. 1887 wurde ihm, der nebenbei auch ein Freund von Kunst und Wissenschaft war, auf Betreiben des Professors Sepp dieses Denkmal gesetzt, welches die malerische Hauptstraße des Marktes nicht unwesentlich zieren hilft. —

Der Stadtprediger Kabel, ein stiller, vornehm dreinschauender Mann, den ich gestern abend hatte kennen lernen, wollte mich eine Strecke weit begleiten und hatte uns telephonisch das Mittagessen in dem kleinen Badeort Heilbrunn bestellt.

Da dieser nur etwas über acht Kilometer von Tölz entfernt ist, so hatte ich gar keine Eile, von da fortzukommen. Wir fuhren deshalb noch auf den ganz nahe, westlich von dem Markt gelegenen Kalvarienberg. Auf diesem steht eine im Anfang des 18. Jahrhunderts von einem reichen Tölzer Salz- und Zollbeamten errichtete Kirche im Barockstil, die dreiteilig ist, da die nördliche Hälfte zwei Räume hat, die durch eine sogenannte heilige

Stiege verbunden sind. Unter dieser Stiege ist das Grabmal des Stifter der Kirche, eines Friedrich Nocher.

Was mir da oben an Menschentwerk am meisten imponierte, ist die im Freien stehende, kolossale Kreuzigungsgruppe. Die Körper Christi und der Schächer sind aus Kupfer getrieben von zwei Handwerksmeistern, von denen der eine aus Tölz, der andere aus Landschut war.

Der Stifter hatte auch eine Klausel für einige Eremiten als Wächter seines Heiligtums gebaut. Die Säkularisation hat aber roher- und blödsinnigerweise selbst diese Eremiten vertrieben. —

Westlich von der Kalvarienbergkirche steht eine kleine, unscheinbare, mit einer Kette umspannte Kapelle zu Ehren des französischen Heiligen Leonhard.

Dieses Heiligtum soll im Jahre 1718 entstanden sein durch die Zunft der Zimmerleute, welche zu Ehren des heiligen Josef, des heiligen Johannes des Täufers und des heiligen Leonhard nichts mehr und nichts weniger wollten, als ein Botivkirchlein erbauen zum Dank für die Rückkehr des leichtfertigen Kurfürsten Max Emanuel.

Diese nur durch Unkenntnis des wahren Sachverhalts erklärbare Untertanentreue gehört mit Goldbuchstaben auf die oben erwähnte Pyramide geschrieben.

Um die Kirche dieser braven Zimmerleute spielt

sich aber seit vielen Jahren ein schönes, religiöses Volksfest ab. Es ist dies die Tölzer Leonhardi-Fahrt am 6. November eines jeden Jahres.

Die Leonhardikirchen und Leonhardifahrten, wie sie heute noch in Bayern und in Tyrol an verschiedenen Orten vorkommen, sind auf die Zeiten des germanischen Heidentums zurückzuführen. Die alten Germanen verehrten im Sonnengott Freyr den Gott der Fruchtbarkeit und opferten ihm als solchem an besonderen Kultstätten.

Das Christentum, mit den altheidnischen Gebräuchen des Volkes ganz vernünftig rechnend, suchte an Stelle der heidnischen Gottheiten christliche Heilige zu setzen. So brachten auch die im 13. Jahrhundert aus Frankreich gekommenen Zisterziensermönche den heiligen Leonhard, einen Schüler des heiligen Remigius, als Patron für die Fruchtbarkeit der Haustiere, besonders der Pferde, nach Deutschland.

Deshalb wurde auch in Bayern frühzeitig der heilige Leonhard in Gegenden, wo die Pferdezucht betrieben wurde, der Patron dieser Tiere. Er bekam seine eigenen Kapellen, und an seinem Todestag, dem 6. November, ritten die Bauern um sein Heiligtum und ließen von den Priestern unter Anrufung seines Namens ihre Pferde segnen.

Aus den Ritten wurden, nachdem die Wege besser

geworden, die Fahrten, und die Bauern konnten alle ihre Hossippen mitnehmen zum St. Leonhard.

In Tölz wurden diese Fahrten erst im Jahre 1862 üblich, und es kommen an dem obengenannten Tage die Bauern der Umgegend zu Wagen und zu Pferd auf den Kalvarienberg nach Tölz.

Die Wagen, bis zu fünfzig an der Zahl, sind bunt bemalt (Truhentwagen) und von Kindern und Jungfrauen besetzt. Ein Wagen führt die Geistlichen, andere tragen Darstellungen aus der heiligen Geschichte. Als Reiter hinter den Wagen fungieren junge Burschen und Knaben.

Wagen für Wagen defiliert nun an dem Leonhardskirchlein vorbei, vor welchem der Pfarrer von Tölz steht und die Pferde segnet.

Da alles Volk in der schmucken bayerischen Gebirgstracht kommt, so ist das Ganze ein Bild von zauberhafter Schönheit.

Sind alle Wagen oben und alle Pferde gesegnet, so wird in der Kapelle ein Amt gesungen, und dann geht der Zug, welcher durch den unteren Markt heraufgekommen ist, durch den oberen Markt bis zur „Mühlfeldkirche“, wo eine abermalige Segnung die Feier beschließt. —

Um die kleine Kapelle St. Leonhard ist, wie gesagt, eine eiserne Kette gespannt. Der heilige Pferdepatron

ist nämlich nach alter Überlieferung auch der Patron der Gefangenen, die bekanntlich früher in Ketten gelegt wurden. Die dormalige Kette soll die Stiftung eines Bauern sein, dessen Pferde bei der Leonhardifahrt einmal scheu wurden und den Berg hinunterrannten, aber samt Wagen und Insassen heil unten ankamen.

Die Eisenbahn hat seit Jahren die religiöse Weihe der Tölzer Leonhardifahrt ziemlich zerstört. Sie bringt nämlich ganze Extrazüge von Zuschauern aus München und macht so das Ganze zu einem Schaustück. —

Aber nicht bloß die Kalvarienbergkirche und die Leonhardifahrt ziehen die Leute auf die Höhe dieses Berges, sondern auch die herrliche Aussicht, die man von oben genießt.

Was diese betrifft, so ist der Kalvarienberg der Glanzpunkt von Tölz. Amphitheatralisch öffnet sich von hier oben aus das Isartal mit seinem waldigen, felsigen Hintergrund, den Tyroler Bergen. Und der reizvolle Markt Tölz liegt, umgeben von grünen Matten und waldigen Höhen, in seiner ganzen Ausdehnung zu den Füßen des Beschauers. —

Wir fahren, nachdem wir auf dem Kalvarienberg in Nähe und Ferne alles gesehen, wieder hinab in den Markt und über die Isarbrücke hinüber Heilbrunn zu.

Gleich jenseits der Brücke breitet sich an einem Hügel hin die berühmte Kuranstalt „Krankenheil“ aus,

welche seit Jahren von Patienten aus fast allen Ländern der Erde besucht wird. Trotzdem ist dieser Gesundbrunnen noch nicht alt; er wurde erst in den vierziger Jahren entdeckt in einem nahen Berge des linken Isarufers und besteht aus drei Quellen, die wegen ihres großen Jodgehalts so heilsam wirken.

Der eigentliche Begründer des Aufschwungs, den dieser Badeort genommen, ist ein Freiburger, Raphael Herder, welcher die Quellen 1856 käuflich an sich gebracht und das erste richtige Kurhotel gebaut hat.

Heute zählt die Frequenz nach Tausenden, und mit Stolz nennt sich der Markt Tölz jetzt allgemein Bad Tölz. —

Das Wetter ist herrlich, wie immer, und der Weg führt durch ein schönes Waldtal mit einem kleinen See. Wo das Tal sich erweitert, haben wir einen schönen Blick auf das Land zwischen dem Starnberger und dem Kochelsee und auf den bayerischen Rigi, den Peißenberg.

Eine Allee von Birken, die selten zu diesem Zweck verwendet werden, führt in den kleinen, unscheinbaren Ort Heilbrunn, und wir halten vor dem großen, einfachen Gasthaus zur Post an.

Der Garten bei dem Hause ist aber übervoll von Kurgästen, welche hier Mittag machen, denn Heilbrunn hat auch eine gute Jodquelle, die sogar viel älter ist als die von Tölz.

Schon im 12. Jahrhundert wurde dieselbe entdeckt und von den Mönchen des nahen Klosters Benediktbeuren alsbald in Betrieb genommen. Die Quelle soll auch viel jodhaltiger sein als die Tölzer, und vor der Entdeckung der letzteren waren hier allzeit große und kleine Herren und Damen als Badgäste.

Man sieht aber dem kleinen Ort nicht an, daß er ehemals so viel vornehmen Besuch gehabt. —

Mir war's angefangen der vielen Leute im Garten schon angst, es möchte auch im Hause drinnen so voll sein und ich in großer Gesellschaft speisen müssen. Meine Befürchtung zerstreute aber alsbald die unter der Haustüre erscheinende junge Posthalterin. Sie sagte mir, als ich mein Bedenken äußerte, sie habe schon in einem Zimmer für uns zwei allein gedeckt, weil sie aus meinen Büchern wisse, daß ich gern allein sei.

In der That ist diese schöne Frau mit ihren schwermütigen Augen eine fleißige Leserin nicht bloß meines belletristischen Lumpenzeuges, sondern auch meiner Predigten.

Mir ging das Herz auf, als ich in ein kleines, sonniges, menschenleeres Zimmer geführt wurde, wo wir allein waren.

Mein Blick fiel gleich auf ein Plakat der Champagnerfabrik Söhnlein in Schierstein, meiner Hoflieferantin, und ich freute mich darüber so, daß ich üppig

wurde und das erste Mal auf der Reise auf meine Kosten eine Flasche Söhnlein „Carte blanche“ bestellte.

Hatte ich in der Wirtin eine Leserin entdeckt, so fand ich in der Kellnerin eine Landsmännin aus Karlsruhe, die auch schon in Freiburg im „großen Maierhof“ serviert hat. Sie kam später nach München und, älter geworden, gewann sie das Herz eines pensionierten niedern Beamten, der sie heiratete. Im Sommer sucht sie aber noch etwas zu verdienen und amtet seit Jahren gewandt und schneidig als Oberkellnerin in der „Post“ zu Heilbrunn.

Während des Essens erzählte mir der Pfarrprediger Kabel eine Sitte aus geistlichen Kreisen, die mir ganz neu war. Wenn nämlich ein Neupriester in sein Heimatdorf kommt, so zieht er nicht bloß in diesem von Haus zu Haus, sondern auch in den umliegenden Orten, ladet zu seiner Primiz ein, gibt den Leuten den neupriesterlichen Segen und empfängt dafür ein Geldgeschenk.

Bei mir daheim würde das ebenso auffallen, wie das Kollektieren, aber in dem grundkatholischen Ober- und Niederbayern erwarten es die Leute mit Freude, daß der Neupriester zu ihnen kommt und kein Haus übergeht. Dieser Umstand gestaltet die Sache wesentlich anders. —

Als die Wirtin in der Küche fertig war, kam sie mit ihrer Stieftochter, einem zarten, feinen Mädchen,

mit dem sie die Hauptarbeit in Küche und Haus vollbringt, zu uns an den Tisch.

Es fiel mir, wie bei der Ankunft schon, der schwermütige Blick der noch jungen, geistreichen Frau auf, und ich sprach die Meinung aus, sie dürfte wohl auch zu meinen Leidensgefährtinnen gehören. Sie bejahte dies und kannte auch mein Buch „Aus franken Tagen“ gar wohl.

Zu meinem Schrecken erfuhr ich aber, daß diese nervöse Frau an Speise nichts anderes zu sich nimmt, als täglich ein Duzend Tassen ziemlich starken Kaffees. Selbst wenn sie, ermüdet von der schweren Tagesarbeit, im Sommer abends spät zur Ruhe kommt, so stellt sie noch eine Tasse Kaffee auf den Nachttisch, trinkt ihn in langsamen Zügen und liest dabei.

Ich machte ihr die ernstesten Vorstellungen über ihr Kaffeetrinken und ihr nächtliches Lesen und drohte ihr mit dem Irrenhaus, wenn sie so fortmache. Sie gab mir nun das feierliche Versprechen, mit dem Kaffeetrinken abzubrechen, und schrieb mir, bezeugt von ihrer Tochter, nach einigen Wochen, daß sie sich jetzt mit fünf Tassen begnüge, was immerhin noch viel zu viel ist für eine nervöse Natur. Mich regt schon eine halbe Tasse Milchkaffee so auf, daß ich seit vielen Jahren keinen Tropfen mehr trinke.

Auch der Posthalter Eberl setzte sich einige Zeit zu

uns. Er ist ein älterer, ernster Mann. Von seiner altbajuarischen Frömmigkeit bekam ich einen Begriff, als ich hörte, wie er seine Tochter und seine Frau von ihren Sommerstrapazen sich erholen läßt. Sie dürfen nämlich immer nach der Saison eine kleine Reise machen; aber die wird nur genehmigt, wenn sie an einen Wallfahrtsort geht.

Mit Staunen hörte ich, wie die junge Frau von ihrem Gemahl immer in der dritten Person redete mit den Worten: „Der Herr.“ Es soll dies in bürgerlichen Kreisen hier zu Lande allgemein üblich sein, daß die Frau ihren Mann nicht anders nennt als den Herrn. Wer aber die Wibervölker kennt, wird wohl begreifen, daß dieser Herr vielfach nur den Titel führt, in Wirklichkeit aber der Diener ist.

Schon der Posthalter von Heilbrunn gab mir recht, als ich diese Bemerkung machte. —

Kurz vor meiner Abfahrt kam auch der Pfarrer des Dorfes, ein heiterer, musikalischer Herr und zugleich Dichter, der sich alsbald an das Piano setzte und spielte und sang.

So gut es mir unter solchen Umständen hier gefiel, so mußte ich doch an die Weiterfahrt denken. Als ich die Wirtin fragte: „Wollen Sie nicht mitfahren?“ da antwortete sie ganz schneidig: „Ist das Ihr Ernst?“

Ich hätte die Frage bejahen müssen, auch wenn es

mir nicht ernst gewesen wäre, denn gegen Damen galant sein, heißt ja meist lügen.

Ich sagte also, es sei mir angenehm, wenn sie und der Pfarrer eine Strecke mit mir fahren wollten. Der Pfarrprediger ging zu Fuß nach Tölz zurück. Nun meinte die Wirtin: „Ich will den Herrn fragen, und dann gehe ich gerne mit.“

Der Herr erlaubte es, und wir stiegen ein.

Der Pfarrer aber saß noch am Piano und sang zum Abschied das alte Volkslied vom Lindenbaum:

Am Brunnen vor dem Tore,
Da steht ein Lindenbaum;
Ich träumt' in seinem Schatten
So manchen süßen Traum.
Ich schnitt in seine Rinde
So manches liebe Wort;
Es zog in Freud' und Leide
Zu ihm mich immer fort.

Erst als er alle drei Strophen zu meiner Rührung gesungen hatte, kam er, und fort ging's in den weichen Sommerabend hinein.

Die beiden wollten mich begleiten bis zum Dörfchen Bichl. Von Heilbrunn bis dahin sind es kaum fünf Kilometer durch ebenes, waldiges Terrain.

In dem Dörfchen angekommen, war es mir, so gern ich die heutige Begleitung hatte und so liebenswürdig auch die melancholische Wirtin und der lustige

Pfarrer waren, angenehm, wieder allein zu sein. Denn hier stiegen alte Erinnerungen in mir auf; hier war von meiner ganzen Reise das einzige Stück Land, das ich schon einmal betreten hatte.

Dort drüben im Wiesengrund lag ganz nahe die alte, ehemalige Abtei Benediktbeuern, am Fuße einer großartigen, waldigen Gebirgswelt und überragt von der felsigen Benediktenwand.

Im kommenden Monat werden es 37 Jahre, daß ich in den Räumen des schon 740 gegründeten Gotteshauses, dessen erste Kirche noch der heilige Bonifazius eingeweiht, drei Tage zugebracht habe.

Es war im August des Jahres 1868. Ich machte als junger Mann einige Monate Studien im Reichsarchiv in München. Damals noch von meiner Studienzeit her ein gewaltiger Biertrinker, trank ich, zum erstenmal an Bayerns Bierquelle, zuviel von dem guten Stoff und bekam das Bierfieber. Mit mir aß zu Mittag am Marienplatz ein lediger Geniehauptmann namens Rhombert, ein ebenso dicker, als gutmütiger und unterrichteter Mann, dessen Ahnen aus Vorarlberg stammten.

Er riet mir, meines Fiebers halber ihn ins Gebirg nach Benediktbeuern zu begleiten, wo er dienstlich ein Geschäft abzumachen habe. Ich schlug ein, und am andern Tag ging's über den Starnbergersee gen Benediktbeuern.

Von Seeshaupt bis Bichl fuhren wir mit einem Omnibus, und in Bichl im Wirtshaus zum Löwen, an dem ich heute wieder vorbeifuhr, kehrten wir ein.

Es ist mir heute körperlich wohler als damals, und doch kam es mir vor, als sei vor 37 Jahren die Gegend viel schöner und sonniger gewesen. Es ist dies aber leicht erklärlich. Damals schien in mir selber noch trotz des Bierfiebers die Jugendsonne und verklärte alles doppelt.

Die Natur ist heute noch wie damals. Es scheint die gleiche Sonne. Es schauen die gleichen Berge unverändert zu mir herab, und selbst die großen Klostergebäude von Benediktbeuern hat der Zahn der Zeit verschont; nur ich bin innen und außen anders geworden.

Aber so ist's immer und überall. Die Welt ist stets die gleiche, und die Veränderung geht allzeit in uns selber vor sich — in unserem Herzen, dessen Wünsche und Hoffnungen sich von der Wiege bis zum Grabe unzählige Male ändern. —

Im Kloster Benediktbeuern nahmen wir damals Quartier bei einem Militärverwalter namens Hänlein, einem jungen, ehelosen, freundlichen Mann.

Die Klostergebäude gehörten in jener Zeit der bayerischen Militärverwaltung; es hatte dieselbe hier ein Invalidenhaus gegründet und hielt einen Militär-Fohlenhof.

Ich erinnere mich noch wohl an die vielen alten Krieger, die in den Gängen auf- und abgingen, unter denen noch ein und der andere aus der napoleonischen Zeit war. Ich erinnere mich aber auch noch an die sehr schöne, im reichsten Barockstile ausgestattete Kirche.

Auch das ist mir noch im Gedächtnis, daß zum Kloster ein Bierkeller gehörte, außerhalb des Dorfes an einer waldigen Bergwand gelegen, und daß ich dort Kegelspielte und trotz meines Fiebers Bier trank, denn in der Jugend schont man ja keine Gesundheit.

Einmal machten wir auch einen Ausflug an den Kochel- und Walchensee, und ich erinnere mich noch wohl, wie ich zwischen diesen beiden Seen bei dem „Müller am Joch“ am Abend vor dem Hause saß und ein solches Fieber hatte, daß mir die Zähne klapperten.

Das weiß ich alles noch ganz genau, aber ich weiß heute nicht mehr, wie wir heimkamen und wann und wie ich mein Fieber verloren habe. Nur das kann ich noch sagen, daß meine beiden damaligen Gefährten schon mehr wie drei Jahrzehnte tot sind. Ihrer mit Wehmut gedenkend und unverwandt, so lange ich konnte, nach Benediktbeuern hinüberschauend, ziehe ich meines Weges weiter.

Es ist zunächst ebenes, sumpfiges Wiesenland, durch das ich fahre und durch welches die Loisach langsam ihren Weg nimmt. Erst bei dem Dorfe Sabach komme

ich auf eine kleine Höhe, und durch Wald und Wiesland geht es auf und ab. Bei dem Weiler Hofheim gelange ich auf eine grüne, wellige Hochebene. Gewaltige Berge grüßen mich in der Ferne und in der Tiefe der kleine Kiegssee.

Der Blick auf das zum Teil ganz felsige Hochgebirg in der Abendsonne ist zauberhaft schön.

In vielen Windungen zieht der Weg über den Kamm der Hochebene hin.

Bisweilen erhasche ich rechts einen Blick vom Staffelsee. Die Gegend wird immer schöner und der Abend kommt immer näher, und ich bin froh, als ich endlich den Markt Murnau, der über einen Hügelrücken hin in einem Gesenke liegt, erreicht habe.

Wie alle bayerischen Markttorte, die ich bisher durchfahren, ist auch Murnau, das seinen Blick ganz gegen das Hochgebirge wendet, ein Städtlemarkt.

Kirche und Pfarrhaus liegen abseits am südöstlichen Ende des Ortes.

Das Pfarrhaus in Murnau ist das einzige auf meiner Reise, bei welchem ich bedauert habe, daß ich den Amtsbruder um ein Quartier gebeten. Es ist ein winkeliges Gebäude mit ganz kleinen Räumen, und muß ich es dem Pfarrer Wiedenmann doppelt hoch anrechnen, daß er mir auf meine Anfrage enie Nachtherberge zugesagt hat. Er räumte mir sogar spät am Abend

noch sein eigenes Schlafzimmer ein, weil es mir von den kleinen Kemenaten die ruhigste zu sein schien.

Trotzdem es schon dämmerte, lud mich der Pfarrer noch ein zu einem ganz kurzen Gang nach einem nahen Hügel, die Lindenburg genannt, wo wir eine Rundschau hatten auf den Staffelsee, auf den Kiegelee und auf das nahe Hochgebirge.

Da die Schatten der Nacht sich schon über das ganze Landschaftsbild zu senken drohten, so kam mir dasselbe ungemein melancholisch vor. Schwermütigen Herzens stand ich oben und ebenso schwer in meiner Seele stieg ich wieder herunter und saß dann noch ganz kurze Zeit bei meiner Milch in dem winzigen Wohnzimmer des Pfarrhauses, während der Pfarrer und der Kooperator ihren Abendtrunk nahmen.

Der junge Vikar von Murnau paßt nach meiner stillen Beobachtung nicht recht an diesen Platz und zu diesem „Prinzipal“. Dieser ist ein jüngerer, schlichter und einfacher Mann, während sein Kaplan sich gibt, als stecke ein zukünftiger Generalvikar oder ein Universitätsprofessor in ihm. Mir wäre, offen gesagt, ein solch süffisanter Hilfspriester nicht sehr sympathisch.

Und doch gibt sich dieser junge Herr zweifellos so, wie es in seinem Wesen von Natur aus gelegen ist, und das ist seine Entschuldigung. Auch in dieser Hinsicht ist kein Mensch sein eigen, und wir alle sind außer-

lich und innerlich schließlich nur das, was unsere Eltern und Voreltern aus uns gemacht und uns auf den Lebensweg mitgegeben haben.

Drum wurzeln der Heilige und der Verbrecher, der Geniemensch und der Blödsinnige im letzten Grunde auf der Anlage, die sie zu ihren Mängeln und zu ihren Vorzügen aus der Wiege mitgebracht haben. Deshalb sollte man Menschen mit fehlerhaften Eigenschaften und besonders die Verbrecher und die Verkommenen in der menschlichen Gesellschaft mit viel mehr Milde behandeln, als es geschieht.

Es ist immer noch ein Mißstand in unserer Rechtspflege, daß man stets nur die Wirkung aburteilt, ohne den Ursachen nachzuspüren und sie mit in Betracht zu ziehen beim Urteil. Unsere Juristen gleichen vielfach noch den Chirurgen, die kurzweg ein Geschwür am Körper ausschneiden, ohne weiter darnach zu fragen, wie es entstanden, oder die Quelle zu suchen, aus der es gekommen ist. Man bläst so überall den Rauch weg, der aus dem Kamin steigt, aber um das Feuer im Herd kümmert man sich nicht.

Am 13. Juli.

Wie im ersten Nachtquartier im Schwarzwald, so schien mir auch in Murnau wieder der liebe Mond aufs Bett, und da ich ihm, wie im Schwarzwald, den

Eintritt durch keinen Baden versperren konnte, so zwang er mich, den Schlaf künstlich zu suchen.

Ich war froh, als der Morgen gekommen war und ich weiterziehen konnte, direkt dem Hochgebirge zu.

Ich besah mir aber vor der Abfahrt noch die Pfarrkirche, einen schönen Barockbau mit stattlichem Kuppelturm. Noch mehr staunte ich über die neuen Deckengemälde im Innern, welche zeigen, daß es auch in unserer Zeit Meister gibt, welche die Kunst verstehen, wie sie die Maler der Barockzeit in so hohem Grade besessen haben.

Durch sumpfige Wiesen und Moorland zieht die Straße an der Loisach hin dem Gebirge zu. Das Flößchen hat hier oben einen etwas rascheren Lauf, ist aber den Bergwassern der Schweiz gegenüber geradezu greifenhaft schwach in Leben und Bewegung. Es fehlen eben diesen Flüssen der bayerischen Alpen die Zuflüsse von den Gletschern und von dem ewigen Schnee.

Bei dem kleinen Dorfe Eschenlohe habe ich das Gebirge erreicht. Es liegt dieses Dorf reizvoll am Fuße waldiger Kleinberge, die von riesigen, zum Teil waldigen Felswänden überragt sind. In den Vertiefungen dieser Felswände sehe ich in einzelnen Flecken den ersten Schnee im bayerischen Gebirg.

Auf einer waldigen Hügelspitze steht über Eschenlohe ein reizendes Kapellchen, und es hat noch malerische Wirkung selbst in dieser großen Gebirgswelt.

Auf der Burg über dem Dorf, deren Ruine noch spärliche Reste zeigt, saß im Mittelalter das mächtige Geschlecht der Grafen von Eschenlohe. Der letzte derselben war Bischof von Augsburg und vermachte 1202 die Grafschaft seinem Bistum, von dem sie der Kaiser Ludwig 1432 kaufte, um damit seine neue Gründung, das Kloster Ettal, auszustatten.]

Die Sonne, die eben noch aus Wolken blühend den Schnee an den Felswänden verklärt hatte, verschwand hinter Eschenlohe plötzlich und gänzlich, und in einem Nu donnerte über mir ein Gewitter.

Doch erreichte ich, zwischen den immer enger werdenden Bergen durchfahrend, noch das Dörfchen Oberau, bevor der ärgste Regen losbrach.

In dem stattlichen, einsam an der Straße gelegenen Postwirthshaus, wo die Wege von Ettal, Partenkirchen und Garmisch herunter zusammentreffen, mußte ich nun liegen bleiben von zehn Uhr bis nach zwei Uhr.

Ich kam mir, den bisher das schlechte Wetter noch keine Viertelstunde in ein Wirthshaus gebannt hatte, vor wie ein Gefangener. Und es gibt in der That nichts Langweiligeres, als einsam in einem einsamen Wirthshaus sitzen und auf gutes Wetter warten zu müssen. Selbst meinem Kutscher war das ungewohnt, und als ich einmal in den Hof ging, um nach ihm zu sehen, da saß er im Wagen und schließ den Schlaf des Gerechten,

den ich ihm von Herzen gönnte und um den ich ihn beneidete.

Ubrigens scheint dieses Gasthaus sonst großen Besuch gewohnt zu sein, denn ich saß in einem ziemlich eleganten Speisesaal, in welchem wohl 100 Personen Platz gehabt hätten. Auch Speise und Trank waren gut, und für das schlechte Wetter, welches im Gebirg doppelt Langweile erzeugt, konnten der Wirt und die sehr dicke Wirtin nichts.

Ich hatte ursprünglich vorgehabt, vor Mittag noch nach Garmisch und Partenkirchen zu fahren, dort Mittag zu machen, am Nachmittag nach Oberau zurückzukehren und dann mein Nachtquartier im Kloster Ettal aufzusuchen.

Ich war aber am Nachmittag, als es zu regnen etwas aufhörte, von meinem Plan abgestanden, diese beiden berühmten Gebirgsorte, welche nur sieben Kilometer von Oberau entfernt sind, zu besuchen. Allein der Wirt redete mir zu, doch noch hinaufzufahren, weil ich ja immer noch rechtzeitig nach dem nahen Ettal kommen könnte.

Ich folgte seinem Rat und zog durch das nicht sehr enge, aber von hohen Waldbergen eingefasste Loisachthal hinauf. Je näher ich den zwei Märkten kam, umsomehr hatte ich für Augenblicke Gelegenheit, die sie umgebenden Wetterstein-Gipfel in ihren wechseln-

den Formen, sowie die unter denselben sich ausbreitenden Matten und Wälder zu bewundern. Aber ich hatte heute einen Unglückstag. Der Himmel verfinsterte sich bald wieder, und ebenso schnell wie diesen Morgen kam ein Gußregen.

Ich mußte den Wagen schließen, und unter strömenden Wassern fuhr ich durch die nur durch die Loisach, beziehungsweise Partnach getrennten Gebirgsorte.

Durch meine Wagenfenster sah ich nichts, als die Zeichen viel besuchter und viel durchwanderter Luftkurorte: Villen, Miethäuser, Läden, Verkaufsbuden, Hotels und Restaurants, vorab in Partenkirchen. Aber was ich sah, genügte mir, um mich zu überzeugen, daß ich in keinem der beiden Orte zur Sommerzeit wohnen möchte.

Was die Großartigkeit der Natur betrifft, so halten beide mit den bekannteren Schweizer Luftkurorten keinen Vergleich aus. Beide haben vielleicht mehr Wald, als mancher Schweizer Gebirgsort, z. B. Meiringen, aber keinen Hochwald, wie man ihn im Schwarzwald trifft, und die Bergwände sind zu steil, um sich unter den Tannen ergehen zu können.

Was dazu noch den bayerischen Alpenorten fehlt der Schweiz gegenüber, das sind die wunderbaren Meere von Alpenrosen, deren Anblick allein eine Reise in die helvetische Gebirgswelt lohnt. —

Um vier Uhr war ich wieder in Oberau zurück, ließ meinen schweren Koffer auf den Wagen schnallen und fuhr gen Westen die herrliche Bergstraße nach Ettal hinan.

Der Regen hatte böshafterweise aufgehört, nachdem er meine Rundfahrt Partenkirchen-Garmisch verdorben, und die Sonne schien wieder lieblich über Berg und Tal.

Raum war ich von dem Postwirthshause weggefahren, als ein Herr von rückwärts an meinen halbgeschlossenen Wagen trat. Es war der Buchhändler Fischer von der „Literarischen Anstalt“ in Freiburg. Er war eben von Ettal zu Fuß heruntergekommen und wollte mit der Bahn heute abend noch nach München fahren.

Fischer, ein bescheidener, jüngerer Mann aus dem Königreich Württemberg, ist ein guter Bekannter von mir, weil ich daheim jeden Tag, an dem ich nicht unwohl bin, einen fünf Minuten weiten Spaziergang mache in die „Literarische Anstalt“, einen Zweig des großen Herderschen Verlags.

Dort setze ich mich einige Zeit auf eine Bank, marschiere dann wieder eine Strecke weit die Kaiserstraße hinab, komme wieder zurück, ruhe noch einmal aus und gehe dann wieder heim. Das ist meine ganze Morgenpromenade, und ich bin jeweils froh, wenn ich nur diese machen kann. —

Je weiter ich den Gebirgsweg hinaufkomme, umso schönere Rückblicke habe ich in die tiefen, von Nebel dampfenden Täler hinab und auf die Bergspitzen des Loisachtales.

Obwohl wir nur Schritt führen, kam doch viel



früher, als ich geglaubt hatte, das reizvoll in einem engen, waldigen Hochtal gelegene Kloster Ettal in Sicht. Was einen kolossal frappiert, ist die Klosterkirche, die eigentlich nur aus einer gewaltigen Kuppel besteht und sich von den dunkeln Tannentwäldern, welche sie rings umgeben, wunderbar abhebt.

Am Klosterportal begrüßte mich der Gastmeister P. Heinrich Dieringer, ein Schwabe aus Hohenzollern. Er wies mir in den großen Räumen ein absolut ruhiges Zimmer an, und da er eben mein Buch „Alpenrosen“ gelesen und das Kloster viel Milchvieh hat, gab er mir zum Nachtessen in einem aparten Zimmerchen eine dicke Milch, und ich war über meinen Empfang in dem alten Kloster wohl befriedigt.

Am 14. Juli.

Ich habe seit meinem Abschied von den Kapuzinern in Passau nicht mehr so gut geschlafen, wie hier in Ettal, und stund deshalb zeitiger wie sonst wohlgemut am Fenster meiner Zelle und schaute in das stille, waldige Tal hinein.

Außer dem Kloster, dem Wirtshaus und einigen wenigen Häusern ist von menschlichen Wohnungen nichts sichtbar.

Was aber meinen Blick besonders auf sich zog, war ein kleiner Wasserfall, der von einem sehr hohen Felsberge herab wie ein Silberfaden zu Tal sprang. Wie mir der Pater Heinrich, der mich in die Kirche abholte, sagte, springen diese reizvollen Wasserstrahlen nur nach Gewittern und bei Regentwetter und versiegen jeweils bald wieder, nachdem diese aufgehört.

Das Interessanteste in Ettal ist, wie schon ange-

deutet, die Klosterkirche, die aus einer einzigen zwölf-eckigen Rotunde besteht, an welche der kleine Chor angebaut ist. Die Kirche war ursprünglich so im gotischen Stile errichtet und mit einem Kreuzgang, der heute noch um die Rotunde läuft, umgeben worden. Sie muß, als sie noch gotisch war, viel wunderbarer ausgesehen haben als heute, nachdem sie im 18. Jahrhundert im Barockstil, wenn auch glänzend, umgebaut worden ist.

Der erste Stifter des Klosters ist kein anderer als der deutsche Kaiser Ludwig, der Bayer.

Die Sage, welche ihn veranlaßt hat, diese Stiftung zu machen, ist zu reizend, um nicht hier wiedergegeben zu werden:

Als König Ludwig 1327 nach Italien gezogen war, um die Kaiserkrone zu holen und dort wieder des Reiches Hoheit zu befestigen, ging es ihm, nachdem er siegreich bis Rom vorgeedrungen, bekanntlich ziemlich schlecht. Namentlich hatte er kein Geld, um seine deutschen Söldner zu bezahlen, auch war er vom König von Neapel und vielen guelfischen Adligen des Landes bedrängt.

Da soll er eines Tages in eine Muttergotteskirche gegangen sein und seine Not geklagt haben. Hier sei ihm nun ein alter Mönch im Benediktinerhabit erschienen, dem er auch von seinem Leid gesprochen. Der Mönch habe ihn getröstet und ihm verheißen, wenn er in seiner Heimat in dem Orte Ampferang zu Ehren der Himmel-

fahrt Mariens ein Kloster bauen wolle, so würde ihm geholfen werden.

Der Kaiser verhiess es, und der Mönch zog aus einem Arme ein weißes Marienbild und gab's dem Kaiser für das zukünftige Kloster mit. Von da an sei alles gut gegangen. Ludwig habe von italienischen Lehensleuten Geld bekommen, sei gekrönt worden und glücklich durch alle Wirrsale, die er noch in Italien zu bestehen gehabt, ins deutsche Land zurückgelangt. Auf dem ganzen Heimzug aber habe er das Gnadenbild zu Pferd auf seinen Armen getragen.

Als er nun auf dem Weg zwischen Partenkirchen und Augsburg in eine Schlucht kam, sei sein Pferd vor einer großen Tanne dreimal auf die Knie gefallen und habe nicht mehr weiter gehen wollen.

Ein Jäger aus der Gegend, der ihn begleitet, habe ihm gesagt, die Gegend heiße Ampferang, und nun errichtete hier König Ludwig eine Liebfrauenkirche und ein Kloster.

Am 28. April 1330 wurde in Gegenwart des Kaisers, der das Marienbild auf dem Arme trug, der Grundstein gelegt. In das Kloster verlegte er noch einen Ritterorden nach Art des heiligen Gral.

Zwölf Ritter mit ihren Ehefrauen und sechs Wittwen, vierzehn Priester und acht Laienbrüder, die alle nach der Regel des heiligen Benedikt leben mußten,

bezogen die Gründung, die der fromme Kaiser reich dotierte.

Sein Sohn, Ludwig der Römer, weil in Rom geboren, Herzog in Ober- und Niederbayern, entzog aber der Stiftung seines Vaters nach dessen Tod so viele Güter, daß das Ritterstift alsbald wieder einging. —

Ich hatte, ehe ich hierher kam, das Kloster Ettal kaum nennen hören und wußte noch viel weniger, daß Ludwig, der Bayer, der Stifter desselben sei. Ich freute mich doppelt, weil ich, seitdem ich Geschichte studiere, immer viele Sympathie hatte für den sonst von manchen Geschichtschreibern so schlecht behandelten ersten Kaiser aus dem Hause Wittelsbach.

Ich stehe heute noch ganz auf seiner Seite in dem Kampf, welchen er mit den avignonischen Päpsten führte, die ihn mit den schauerlichsten Ausdrücken in den Bann taten, während er selber ein besserer Christ und Charakter war als seine Verflucher.

Und wenn Kaiser Ludwig gegen die Päpste in Avignon, welche lediglich Trabanten und Kreaturen der Franzosenkönige in Paris und Neapel waren und an deren Hof die größte Verweltlichung und die üppigste Sittenverderbnis herrschte, sich mit den Vertretern der evangelischen Armut Jesu Christi, mit den Minoriten verband, so kann man das an ihm nur loben.

Was mir aber heute noch so sympathisch ist an

der Geschichte Ludwigs, des Bayern, das ist der Umstand, daß sich zu seiner Zeit das erstemal in Europa das regte, was man Demokratie nennt.

Während jenes Kampfes, den Ludwig gegen die Päpste von Avignon führte, traten auf seiner Seite zwei Männer auf, die das erstemal von Volkssouveränität redeten.

Es waren dies die Pariser Professoren Marfiglio von Padua und Johann von Sandun, welche schon im Sommer 1326 an des Königs Hof in Nürnberg erschienen waren.

Diese beiden Gelehrten verfaßten gemeinsam das berühmte Werk: „Der Verteidiger des Friedens“. In diesem ist in politischer Hinsicht die unbedingte Souveränität des Volkes ausgesprochen, ein Ding, das ich in meinen Alpenrosen gebührend verherrlicht habe.

Dem Volke, sagen diese beiden Männer, stehe sowohl die Gesetzgebung zu, als auch die Einsetzung der Regierung. Der Regent sei nur das vollziehende Werkzeug des souveränen Volkes und seiner gesetzgebenden Gewalt. Überschreite er seine Befugnis, so sei das Volk berechtigt, ihn abzusetzen.

Das Recht der vom Volk ausgehenden Staatsgewalt erstreckt sich nach diesen beiden Professoren so weit, daß durch sie bestimmt werden kann, wie viel Leute sich jedem Berufe widmen dürfen.

Die Anwendung des letztern Satzes wäre namentlich in unseren Tagen sehr notwendig und von bester Wirkung.

Ebenso demokratisch, wie in politischer, ist das Wort der genannten Gelehrten auch in kirchlicher Hinsicht. Das allgemeine Konzil ist darnach der Repräsentant der Kirche und steht über dem Papst, welcher bloß der Stellvertreter desselben ist. Dem Volke steht die Wahl und die Einsetzung der Geistlichen zu.

Merkwürdigerweise handelte Ludwig nach diesen Grundsätzen. Er ließ sich in Rom vom Volk zum Kaiser und nach alter Art vom Volk und von der Geistlichkeit der ewigen Stadt einen Gegenpapst wählen und sich von diesem krönen.

Es half aber nichts. Der König von Neapel und die kaiserfeindlichen Guelfen waren zu mächtig und die Anhänglichkeit der Völker an den rechtmäßig gewählten Papst trotz der schamlosen Geldmacherei, die von Avignon aus in der ganzen Christenheit getrieben wurde, noch zu groß, um eine kirchliche Revolution, wie sie zwei Jahrhunderte später kam, hervorzurufen.

Diese Revolution war auch schon angedeutet in dem oben genannten Buche der zwei Professoren, in welchem bereits die heilige Schrift als die alleinige Grundlage der Kirche und des Glaubens hingestellt wurde. —

Da die Gefahr nahe lag, daß die avignonischen Päpste das Kaisertum den Franzosen übertragen wür-

den, wählten die deutschen Kurfürsten an Stelle des gebannten Ludwig den französisch gesinnten Luxemburger Karl, Markgrafen von Mähren, zum König.

Ludwig überlebte diese Schmach nicht allzulang und hätte sie sicher auch nicht ruhig hingenommen. Er starb 1347 unweit des Klosters Fürstfeld-Bruck in seinem Lande Bayern, vom Schlage getroffen, auf der Straße in den Armen eines Bauern. Seine letzten Worte waren: „Vergib mir, Allmächtiger! Ich habe viel gefehlt, aber im Herzen Dir Glaube und Treue bewahrt!“

Einen großen Fehler hat Ludwig gemacht, als er die Ehe der Erbin von Tyrol mit dem Luxemburger Heinrich eigenmächtig trennte und Margarete mit seinem eigenen Sohne vermählte, um Tyrol an sein Haus zu bringen, was ihm auf die Dauer trotzdem nicht gelungen ist. —

Das Marienbild, welches Ludwig aus Italien gebracht, bildet heute noch und seit Jahrhunderten den Gegenstand der Wallfahrt nach Ettal. Ich habe dasselbe auch gesehen. Es ist aus Marmor und stellt eine sitzende Madonna dar, der das Kind auf einem Knie steht. Es ist eine sehr schöne Arbeit und liegt namentlich sehr viele Energie in den Figuren. Das Bild kann dem Stil nach wohl aus der Zeit des Kaisers stammen.

Während des spanischen Erbfolgekriegs flüchteten die Mönche von Ettal das Gnadenbild im Jahre 1704

sicherheitshalber nach München, wo es im Triumph empfangen und aufgenommen wurde. Es mußte von Kirche zu Kirche wandern, um verehrt zu werden, und in der Hofkirche brachte ihm auch der edle Kurfürst Max Emanuel seine Huldigung dar.

Im folgenden Jahre wurde es im Triumphzug von Gemeinde zu Gemeinde nach Ettal zurückgebracht.

Die Altöttinger haben in jenem Krieg mehr Vertrauen auf ihr Gnadenbild gehabt, als die Mönche von Ettal. Als man im selben Jahre 1704 dasselbe von Hof- und Staatswegen flüchten wollte, wehrten sich die Altöttinger dagegen. Sie zogen die Sturmglocke und schlugen den Beamten und die Soldaten, welche das Bild holen wollten, in die Flucht.

Sie meinten, ihre Mutter Gottes könne sich selbst schützen und brauche nicht zu fliehen; und noch heute singt man in Altötting an dem betreffenden Tage das „Sturmlied“ zur Erinnerung an die That der Altöttinger im Jahre 1704. —

Vor der großen Klosteraufhebung muß Ettal ein prächtiges Stift gewesen sein. Man sieht dies besonders auch an den herrlichen Tapeten, die noch in einzelnen Zimmern des alten Baues erhalten sind.

Seine glänzendste Zeit war jedenfalls die von 1711 bis 1744, in welcher mit dem Kloster eine Ritterakademie verbunden war für adelige Zöglinge, auch für die zu-

künftigen Aspiranten auf hohe kirchliche Ämter. Darum wurde neben den Gymnasialfächern, neben Jurisprudenz, neben den neuern Sprachen, neben Heraldik, neben Reit-, Fecht-, Tanz-, Zeichnen-, Ingenieur-, Turnier- und Voltigierkunst auch Theologie doziert.

Auch militärische Übungen, nach Art der Manöver, wurden jedes Jahr von den Zöglingen ausgeführt.

Die jungen Herren, welche aus der ganzen österreichischen Monarchie und aus Bayern kamen, brachten jedenfalls viel Leben in die stille Gegend.

Sie verschwanden aber, als in den vierziger Jahren der österreichische Erbfolgekrieg losbrach und 1744 ein großer Brand Kirche und Kloster zum Teil zerstörte.

Als zu Anfang des 18. Jahrhunderts der Klosterraub organisiert wurde, hofften die Mönche, da ihr Kloster eine wittelsbachische Stiftung wäre, „der gute König Max“ würde Ettal am Leben lassen. Allein es wurde geplündert und verwüstet, wie alle anderen, und viele Sachen noch mutwilligerweise verbrannt.

Der damalige Abt Alphons Hafner aus Reutte im nahen Tyrol war so gekränkt über die Aufhebung und Verwüstung seines Gotteshauses, daß er flüchtig Ettal verließ und nirgends Ruhe fand. Er soll in einem Kloster in Venedig oder Padua gestorben sein. —

Ettal und der umliegende Besitz kamen später in Privathände, aus denen sie 1899 das durch König Rud-

wig I. wiederhergestellte Kloster Schehern erwarb und mit einigen Mönchen und Laienbrüdern besetzte.

Diese fanden an dem protestantischen Freiherrn Kramer-Klett einen großen Gönner, der ihnen die zwei früher abgebrochenen Klosterflügel wieder in vornehmer Einfachheit und mit großen Kosten herstellen ließ. Er selbst hat sich in den neuen, sehr ausgedehnten Räumen, die ich heute auch durchwanderte, ein paar Zimmer ganz einfach einrichten lassen, in denen er wohnt, wenn er bisweilen seine Schützlinge besucht.

Daß dieser sehr reiche Herr seinen Überfluß statt für Rennställe und andern ähnlichen Sport zur Wiederherstellung alter, ehrwürdiger Gotteshäuser verwendet, zeugt von einem Idealismus, der um so mehr zu loben ist, je seltener man ihn bei den Geldmenschen unserer Tage findet. —

Der Konvent ist jetzt schon so zahlreich, daß die Mönche im Speisesaal zwei lange Tafeln einnehmen, und es wird nicht lange gehen, bis aus dem derzeitigen Priorat wieder eine Abtei geworden ist. Der jetzige Prior, Pater Willibald Wolfsteiner, den ich gestern abend noch gesprochen, ist das vollendete Bild eines ebenso klugen als asketischen Ordensmannes. —

Bei Tische sah ich heute zwei weitere Gäste, den früheren theologischen Universitätsprofessor Schäfer aus Wien und den Uditor der päpstlichen Nuntiatur in

München, Vassallo di Torregrossa, welcher letzterer seine längeren Ferien hier zubringt.

Professor Schäfer, aus dem Lande Hohenzollern stammend, ein ebenso frommer als liebenswürdiger Mann, hat sich, nachdem er seine Professur in Wien niedergelegt, in sein kleines Heimatland zurückgezogen und in Beuron eine Villa gebaut.

Zu meinem Staunen hörte ich heute, daß er in derselben weilte, als ich in Beuron war. Hätte ich's gewußt, so würde ich ihn gerne besucht haben, denn er war auch schon öfter bei mir in der Karthause, und ich achte ihn, weil er manche gute Eigenschaften hat, die ich nicht besitze.

Dem päpstlichen Auditor, den ich zuerst für einen jungen, gesunden bayerischen Pfarrer hielt, so deutsch sieht er aus, begegnete ich anfänglich mit einem gewissen Mißtrauen, weil ich kein Freund bin von offiziellen Persönlichkeiten der kirchlichen Hierarchie und Bureaokratie. Ich tat ihm aber unrecht, wie wir morgen sehen werden. —

Heute nachmittag zog ein Gewitter um das andere über das waldige Hochtal hin, und ich sah, nachdem ich lange genug geruht, vom Fenster aus immer wieder den kleinen Wasserfällen zu, die jetzt bald da, bald dort von den höchsten Berggipfeln herabsprangen.

Gegen Abend ging ich hinüber zum Klosterwirts-

haus und besuchte meine Reisegefährten, den Kutscher und die Pferde. Der Josef äußerte, und mir ging es auch so, ein Kafftag wäre eigentlich kein Vergnügen und am schönsten sei's auf der Landstraße.

Was ihn allein noch tröstet, ist das ausgezeichnete Klosterbier, welches, von den Mönchen selber hergestellt, ein vorzüglicher Trank sein soll; „aber,“ meinte der Josef selbst, „so gut es auch ist, den ganzen Tag kann man doch nicht trinken, um sich die Langeweile zu vertreiben.“

Und doch müssen wir morgen nochmals hier übernachten, denn übermorgen ist Sonn- und Spieltag in dem nahen Oberammergau, und da will ich dabei sein.

Am 15. Juli.

Ich hörte diesen Morgen, in der lichten, hellen Rotunde knieend, das Kondentamt der Mönche an, und merkwürdigerweise wirkte der Gesang besser auf mich, als der in dem sangeskundigeren Kloster Beuron. Es mag dies zum Teil wohl auch daher kommen, daß der Resonanzboden meiner Seele heute anders gestimmt ist. Auch die feine, stille Begleitung durch die Orgel konnte ich wieder bewundern.

Es ist heute mein Namenstag, und ich hatte die seltene Gelegenheit, meines kaiserlichen Patrons Fest an einer von einem Kaiser gestifteten Stätte feiern zu können. Auch das fiel mir heute ein, daß mein Patron

und der Stifter von Ettal Herzoge von Bayern gewesen sind. Leider stehe ich in Gesinnung dem heiligen Herzog Heinrich weit ferner als dem revolutionären und demokratischen Herzog Ludwig. —

Ich wollte diesen Morgen eine Fahrt machen zu dem nahe gelegenen Königsschloß Linderhof und lud dazu den P. Heinrich ein. Dieser meinte, wir sollten auch den päpstlichen Auditor einladen. Ich willigte gerne ein, denn derselbe hatte gestern abend noch dadurch meinen ersten Respekt gewonnen, daß er recht gut deutsch spricht, trotzdem er ein geborener Sizilianer ist und Rom vielfach Diplomaten ins deutsche Gebiet schickt, die sich vorher nicht einmal die Mühe genommen haben, noch sie sich nachher nehmen, die Sprache des Landes zu lernen. —

Wir fuhren um zehn Uhr ab und kamen eine Stunde später durch einen von hohen Felsbergen eng eingefassten Wiesen- und Waldgrund im obersten Ammertal zu dem berühmten Königsschloß Ludwigs II.

Ehedem stand hier eine Schwaig (Hof) zum Linder, welche dem Kloster Oberammergau gehörte. Die kleine Kapelle dieses Hofes steht heute noch. Sie wurde, nachdem alles übrige den Schloßbauten hatte weichen müssen, die Privatkapelle des Königs, in der er jeden Sonntag die heilige Messe anhörte.

Was mir zunächst an dem nicht großen, aber präch-

tigen, im Stile Ludwigs XIV. an mäßig hoher Stelle erbauten Schlosse auffiel, ist die Tatsache, daß dasselbe absolut nicht in diese Wildnis paßt. Es ist zwischen hohe, teils felsige, teils waldbige Berge eingefeilt und stimmt nicht in diese einsame Wald- und Gebirgsgegend. Zu solch einem Fürstenschloß im Stile des französischen Sonnenkönigs gehört eine Ebene mit großen Alleen und kunstvollen Gartenanlagen. Die verkünstelte Natur muß mit dem kunstreichen Bau harmonieren.

Das Schloß ist im Innern mit dem denkbar größten Luxus im Rokoko-Stil ausgestattet, und die zehn Zimmer, die einem im oberen Stockwerk gezeigt werden, sind ein wahres Kunstmuseum dieses Stiles. Vom größten bis zum kleinsten Zimmerschmuck ist alles auf das prächtigste hergestellt in Gold, Silber, Marmor, Bronze und Edelsteinen.

Aber alles ist in solch reicher Fülle vorhanden und so eng zusammengedrängt, daß man nicht begreift, wie der König hier hat wohnen und sich bewegen können. Auch ergreift einen die Pracht und der Goldglanz so sehr, daß ein gewöhnlicher Sterblicher in diesen Räumen gar nicht wohnen möchte, weil ihn alles blendet und ihm alles zu schön vorkommt, um benützt zu werden.

Man könnte mir heute das ganze Schloß schenken, ich würde es als Wohnung nicht beziehen.

Aber in hohem Grade sehenswert ist es, und man

staunt über den hohen Kunstgeschmack des Königs und über die Tüchtigkeit der Künstler, die nach seinen Angaben gearbeitet haben. Mir haben die Arbeiten der Maler an den Decken und Wänden, namentlich die Gobelinarbeiten, viel weniger imponiert als die reichgeschnitzten Türen, Möbel und Rahmen der Firma Pöffenbacher und die Seidenstickereien eines Fräulein Jörres von München.

Besonders hervorragend sind auch die Marmorarbeiten und die Bronzeornamente, die man hier in reichster Fülle sieht. Das Ganze ist in seiner inneren Pracht ein Märchen aus Tausend und einer Nacht.

Was mir allein nicht gefiel und mich an dem genialen König wundert, ist seine hier überall hervortretende Bewunderung und Verherrlichung der zwei Franzosenkönige Ludwig XIV. und Ludwig XV., von denen in meinen Augen der eine ein größerer moralischer Lump war als der andere und die beide unser deutsches Vaterland aufs brutalste durch Mord und Brand geschändet haben.

Die meisten Bilder an den Wänden, auf Schalen und auf Medaillons gelten Szenen aus dem Leben dieser beiden elenden Franzosenkönige.

Ludwig II. konnte ja den Rokoko Stil jener Zeit nachahmen, weil er als Kunstleistung gewiß anzuerkennen ist; aber daß er jene Könige persönlich so ver-

herrlichte, tadle ich an dem von mir sonst bewunderten Fürsten.

Was außerhalb des Schlosses zu sehen ist: das maurische Haus, das auf der Ausstellung in Paris im Jahre 1867 so Aufsehen machte und aus der Gantmasse des bekannten Eisenbahnbauunternehmers Stroußberg in die Hände des Königs gekommen ist — die blaue Grotte mit dem See, dem Wasserfall, dem Schwanenkahn, dem Lannhäuserbild, der Loreley — die Gartenanlage mit den vielen Statuen, den Terrassenstiegen mit den Rundtempelchen und der Venusstatue — hat mir kein besonderes Interesse abgewonnen. Höchstens habe ich in dem maurischen Riosk die emaillierten Bronzepfauen als ein eigentümliches Kunstwerk angestaunt.

Die Marmorstatue des Königs selber, welche in den Gartenanlagen steht und durch den Zahn der Zeit schon schwer gelitten hat, muß in den franken Tagen Ludwigs modelliert worden sein; denn das Ganze sieht eher einem abgehärmten Kanzleischreiber gleich, als einem hochgewachsenen, selbstbewußten König. —

Was mir noch gefiel außerhalb des Schlosses Linderhof, ist eine Kleinigkeit, hat mir aber doch Staunen abgezwungen. Es ist dies der große Springbrunnen, der Punkt zwölf Uhr losgelassen wird und so gewaltig in die Höhe schießt, daß man glauben könnte, er wolle die hohen Felsberge ringsum mit seinen Wassern küssen. —

In dem mit einem freundlichen Restaurant verbundenen Forsthaus unweit des Schlosses machten wir Mittag, und da mein Namenstag heute war und auch der Gastmeister von Ettal Heinrich heißt, so ließ ich es hoch hergehen. Wir aßen, was eines jeden Gaumen begehrte, und tranken dazu — Sekt.

Bis tief in den Nachmittag hinein saßen wir so beisammen, und ich lernte bei dieser Gelegenheit auch den päpstlichen Auditor von der besten Seite kennen.

Was ich schon oft gesagt habe, daß diejenigen Leute, welche päpstlicher sind als der Papst, nicht in Rom und nicht in Italien, sondern vorab in Deutschland wohnen, fand ich auch bei dem Monsignore Bassallo bestätigt.

Er ist in der „geistlichen Akademie“ in Rom, wo die zukünftigen päpstlichen Diplomaten, Bischöfe und Kardinäle herangebildet werden, erzogen und hat ein ziemlich umfangreiches Wissen auch in der allgemeinen Literatur. Dabei besitzt er jenen weiten, freien Blick, welcher der päpstlichen Diplomatie überhaupt eigen ist, die nicht selten Kleines aufgibt, um Großes zu erhalten.

Was mich an ihm am meisten freute, ist, daß er über das jetzt auch in Deutschland so grassierende Monsignorewesen die gleiche Ansicht hat wie ich.

Er meint nämlich, ein Mann, der aus sich selber was sei und was leiste, brauche diesen Titel nicht, und einen unbedeutenden Menschen mache er zu nichts. —

Erst gegen Abend führen wir durch das sonnenbeglänzte Gebirgs- und Waldtal nach Ettal zurück, und ich holte zunächst meine eingebüßte Mittagruhe nach. Dann ging ich hinüber zum Klosterwirthshaus, vor welchem ein reges Verkehrsleben herrschte. Zu Fuß und in Wagen langten Fremde aller Art an, die theils noch nach Oberammergau weiter gingen, theils hier übernachteten. Alle aber wollten morgen zum Spiel der „Kreuzeschule“.

Am 16. Juli.

Ein herrlicher Sommersonntagmorgen ist angebrochen. Auf der Straße von Oberau und Garmisch her ziehen die Fremden noch lebhafter als gestern abend, unter ihnen viele Engländer.

Ich gehe nochmals in die Kirche, um das musizierte Amt anzuhören. Die Musiker und Sängerinnen sind aus der Pfarrgemeinde Ettal, und die ersteren blasen und geigen flott in ihren Zuppen und Kniehosen; alle aber leisten für einen ländlichen Chor Vorzügliches.

Die Kirche ist übervoll von Fremden, die nach Oberammergau wollen. In einer der vordersten Bänke sehe ich von der Galerie herab auch eine alte Bekannte, die Dichterin Wilhelmine von Hillern.

Sie ist vor einiger Zeit in Ettal zum katholischen Glauben übergetreten und fährt nun jeden Sonntag

von Oberammergau, wo sie seit vielen Jahren wohnt, zum Gottesdienst nach Ettal.

Ich sprach sie nachher im Kloster und fand sie geistig noch ebenso frisch wie vor 18 Jahren, da sie Freiburg verließ. Sie kam in den ersten Jahren meines Aufenthalts in der Dreifamstadt öfters in meine Kirche und in mein Pfarrhaus. Ich mußte heute staunen, mit welcher Genauigkeit sie noch vieles von dem wußte, was wir damals gesprochen haben und ich längst vergessen hatte.

Interessant war mir namentlich ein Ausspruch, den, wie sie mir sagte, ich in jener Zeit getan haben sollte, und der da lautet: „Das Gefühl, die Menschen entbehren zu können, macht stolz.“

Ich hatte gar keine Ahnung mehr davon, daß ich damals schon diesen Stolz besaß. —

Übrigens ist Frau von Hillern ganz entschieden die geistreichste Frau, die mir in meinem langen Leben begegnet ist. Man muß, wenn man mit ihr ein Gespräch führt, das über die Alltäglichkeit hinausgeht, fest hinstehen, um nicht von ihren Geistesblitzen niedergeworfen zu werden.

Sie hat, wie schon gesagt, diese gewaltige Geisteskraft bis heute bewahrt, wovon ich mich nach kurzem Gespräch überzeugte.

Ich versprach ihr diesen Nachmittag in Oberammer-

gau einen Besuch, kam aber, wie wir sehen werden, nicht dazu. —

P. Heinrich, der das Spiel in Oberammergau noch nie gesehen, wollte mich begleiten, und weil dasselbe vor zwei Uhr beginnen sollte, fuhren wir schon vor ein Uhr in Ettal ab.

Die Straße nach Oberammergau ist eine kurze Strecke die gleiche, wie nach dem Linderhof; während aber der Weg zum letztern nach Westen abzweigt, wendet sich die Straße nach Oberammergau nordwestlich und beträgt die Entfernung kaum etwas mehr als 4 km. Die Gegend gegen Oberammergau hin verliert aber ihren malerischen Waldcharakter, und wenn auch das Dorf reizvoll in sattem Wiesengrund vor drei gewaltigen Felsbergen liegt, so schadet dem Bild doch der ganz kahle Berg gegen Osten, der bis hinauf nur Weideland zeigt und im Laufe der Zeit abgeholzt worden zu sein scheint.

Vielleicht ist an diesem Waldmangel die Holzschnikerei schuld, welche seit mehr als einem halben Jahrtausend hier getrieben wird. Was für manches Schwarzwalddorf die Uhrenmacherei bedeutet, ist hier das Schnitzen von Holz- und Spielwaren, die, wie die Schwarzwälderuhren, in alle Welt versandt werden.

Oberammergau, das sieht man auf den ersten Blick, ist ein Städtle-Dorf ersten Ranges, freundlich und hell

und reinlich, aber mit allen Zeichen eines Ortes, in dem viel Fremdenverkehr ist: Große Schauläden, Verkaufsbuden, Frisiersalons und eine Unmasse von Wirtshäusern, Hotels und Restaurants jeder Art.

Die Einwohner sind alle ganz modern gekleidet, und gar vielen, groß und klein, sieht man an ihrer Haar- und Barttracht an, daß sie zu den Künstlern des Dorfes gehören.

Das Theater liegt am nordwestlichen Ende des Ortes und gleicht von weitem der riesigen Einfahrtshalle eines Bahnhofs in einer Weltstadt. Rings um dasselbe wimmelt es heute von Menschen, die dem Spiel antwohnen wollen.

Raum war ich ausgestiegen und hatte meinen Wagen in das Dorf zurückgeschickt, als ein ganz einfacher Landauer anfuhr, der voll besetzt war. Die bajuarischen Männlein und Weiblein neigten sich gegen diesen Wagen, wie Roggenhalme im Sommertwind.

Ein jüngerer Herr, der an erster Stelle in dem Gefährt saß, grüßte mit süffisantem Lächeln. Ich hörte, derselbe sei ein Prinz von Bayern. Jedenfalls ist er ein einfacher oder ein armer Prinz, denn sonst wäre er nicht zu viert in seinem Wagen gesessen. —

Ich staunte beim Eintritt vor allem über die Größe und Höhe der Halle, die aber, offenbar der besseren Luft wegen, so hoch gewölbt ist, daß das Verständnis der

von der ziemlich kleinen Bühne aus gesprochenen Worte wesentlich erschwert wird. Die Sitzbänke reihen sich, terrassenförmig von der Bühne aufsteigend, in gewaltiger Länge aneinander an.

Der Raum soll 4000 Menschen fassen, war aber heute höchstens zur Hälfte besetzt.

Schon als der Chor aufmarschierte mit einer Würde, die an die Theater der besten griechischen Zeit erinnert, war ich gefesselt. Der Chorführer, ein stattlicher Mann, der majestätisch einherschritt, sprach den ziemlich langen Prolog wunderbar tadellos, und als sich gleich darauf der Vorhang auftat und das erste lebende Bild, „die Geburt Christi“, sich zeigte und der Chor dazu sang, da war ich tief ergriffen von Verwunderung, die sich wiederholte und steigerte bei jedem folgenden lebenden Bild, mit dem die einzelnen Akte jeweils schlossen.

Eine solch vollendete Kunst, wie sie sich namentlich in diesen lebenden Bildern ausspricht, habe ich in meinem Leben noch nie gesehen und werde sie nicht mehr sehen.

Wahrhaftig, das ist ein ganzes Volk von Künstlern, vom greisen Mann bis zum kleinsten Kind herab! Man sieht, wie die erworbenen künstlerischen Eigenschaften sich von Generation zu Generation vererbten und sich immer mehr steigerten.

Wenn man aber bedenkt, daß in Oberammergau

seit dem Jahre 1634 gespielt wird, so begreift man wohl die hohe Vollendung. Und kein Mensch, der es nicht wüßte, würde glauben, daß er Handwerker und Bauern vor sich habe.

Was den Reiz des Ganzen noch erhöht, ist die Echtheit in allemweg. Da sind keine Perücken, keine falschen Bärte und keine geschminkten Gesichter.

Was aber diesem Künstlervolk seine Leistungen in diesem Spieljahr erschwert, das ist die ganze Anlage des die „Kreuzeschule“ betitelten Festspiels.

Die einzelnen Akte sind viel zu breit angelegt, und der Inhalt ist dem Zuhörer, der nicht immer in das Textbuch sieht, nicht so bekannt, wie bei der Passion, wo jeder christliche Zuschauer, auch wenn er den Schauspieler nicht versteht, weiß, was vor sich geht.

Schon der Titel des Stücks ist nach meiner Ansicht ganz ungeschickt gewählt, weil er das nicht besagt, was dasselbe vorführt.

Es soll aber ein alter Titel sein, den im Jahr 1825 ein Benediktiner in Ettal den neben den Passionsspielen in Oberammergau schon von jeher aufgeführten Spielen zu Ehren des Kreuzes gegeben hat. Überhaupt hatten die früheren Mönche dieses Klosters großen Einfluß auf die Oberammergauer Spiele. —

Die „Kreuzeschule“ führt das Leben des Hirtenknaben und Königs David vor mit jeweils im lebenden

Bild wiedergegebenen, ziemlich gesuchten Vergleichen mit dem Leben Jesu.

Ich will nicht sagen, daß der Verfasser kein Dichter ist, aber für die Oberammergauer hat er in diesem Falle seine Sache nicht gut gemacht. Besser, aber nicht viel, ist, so viel ich verstehe, die Musik. Wenn aber einen trotz alledem das Spiel und die Darstellung tief ergreift und zu Tränen rührt, so wird dadurch die Kunstleistung dieser Volksschauspieler um so größer.

Weil mich dieselbe so ergriffen hat, hielt ich es mit meinen schwachen Nerven auch nicht bis zum Schlusse aus. Ich war, nachdem ich bis vier Uhr geblieben, körperlich so müde und seelisch so ergriffen, daß ich das Schauspielhaus mit der größten Bewunderung vor diesem Volke von Künstlern verließ.

In der Voraussicht, daß ich nicht bis zum Schluß würde aushalten können, hatte ich meinen Wagen auf vier Uhr wieder bestellt. Pünktlich war der Josef da, ich aber zu müde, um nun noch hinauszufahren zur Villa der Frau von Hillern, und deshalb unterließ ich den versprochenen Besuch.

Es strengt mich zudem nichts mehr an, als eine Unterhaltung mit gescheiten Leuten; darum wäre es mir jetzt doppelt unmöglich gewesen, mit einer so geistvollen Dame wie Frau von Hillern mich zu unterhalten.

Ich wollte nach dem Eindruck, den mir die Ober-

ammergauer Künstler gemacht, am liebsten allein sein. Es gelang mir dies aber nicht gleich. Eben, als ich einsteigen wollte, kam ein alter geistlicher Amtsbruder auf mich zugelaufen und stellte sich mir vor als einen Landsmann und gar noch aus dem Kinzigtal.

Erst als er mir seinen Namen nannte, erinnerte ich mich wieder seiner. Er ist einige Jahre älter als ich und hat sich nach seiner Pensionierung in Oberammergau niedergelassen, wo er noch ein Benefizium verwaltet. Sein Name ist Sohler, und geboren ist er in dem Dorfe Zunstweier im Kinzigtal, wohin ich als Knabe oft kam mit meinem Vater, der daselbst Zwetschgen kaufte.

Ich hatte ursprünglich vorgehabt, meinen Weiterweg nach Füssen am Plansee vorbei und über Reutte durchs heilige Land Throl zu nehmen. Es wäre das der kürzere und der schönere Weg gewesen. Allein der Pfarrer von Steingaden, einer meiner eifrigsten Leser, hatte mich wiederholt eingeladen, meine Fahrt über seinen Pfarrsitz zu machen.

Als ich nun dem Landsmann Sohler von der Richtung sprach, welche ich jetzt dahin nehmen wollte, meinte er, es sei das ein Umweg, und ich könnte auf näheren Pfaden dahin kommen.

Er erbot sich deshalb, mich eine Strecke weit zu begleiten, damit ich den nächsten Weg fände. —

Wenn man, das Ammertal hinunterfahrend, noch einen Rückblick auf Oberammergeau wirft, so sieht man erst, wie wunderbar schön dieser Ort im Vordergrund dreier theils bewaldeten, theils felsigen Hochberge gelegen ist.

Während die einen Bewohner dieses merkwürdigen Ortes sich heute den höchsten Kunstleistungen widmeten, waren die andern emsig beschäftigt, von ihren Matten das Heu zu holen, an welchem Geschäft sie offenbar die Gewitter der letzten Tage verhindert hatten, weshalb sie den Sonntag benützten. —

Das Thal öffnet sich gleich unterhalb Oberammergeau weit und geht rasch in Hügel land über.

Eine Strecke über das nahe Unterammergeau hinaus blieb der liebenswürdige Landsmann bei mir und zeigte und erklärte mir die Wege weithin, die er, wie mir schien, so genau kennt, wie ein Bergführer von Fach.

Es ist nach fünf Uhr des Abends, da ich wieder allein in meinem Wagen bin, und alsbald traten die Oberammergeauer Künstler wieder vor meine Seele und beschäftigten mich noch längere Zeit. Sie haben mir gezeigt, was ich im Leben schon oft beobachtet habe, daß im Volke von Natur aus, d. h. von Gottes Gnaden alle Künste gelegen sind und daß man ihm bloß Gelegenheit geben muß, sie zu entwickeln. Es braucht dann, um Großes zu leisten, keine Schule und keine Theorie. —

Im Abendsonnenschein fuhr ich durch ein grünes Wiesental an der Halbammer hinauf an stillen Sägmühlen und einsamen Heustadeln hin.

Erst als ich bei Beginn eines Waldes an ein Forsthaus kam, mit dem wieder, wie im Frauenforst bei Kelheim, eine Wirtschaft verbunden ist, fand ich fröhliches Leben. Viele lustige Sonntagsleute waren hier versammelt bei Bier, Musik und Scheibenschießen.

Je schwermütiger und freudeleerer ich selber bin, um so mehr sehe ich es gern, wenn andere heiter und lustig sein können. Man muß den armen, vielgeplagten Menschenkindern, von denen einem jeden die Leidens- und Schmerzensstunden früh genug kommen, fröhliche Stunden nie vergönnen.

Ich hätte deshalb gerne bei dem Forsthaus angehalten, dem Josef eine Maß bezahlt und mich unter die vergnügten Menschen des Ammertälchens gemischt; allein die Pferde wurden unruhig ob des Schießens, und wir fuhren weiter.

Sehr lange ging es durch einen großen Wald mit kleinem Holz. Ich habe überhaupt in Bayern, soweit ich durchs Land gefahren bin, sehr wenig Hochwaldung, meist nur junge Bestände gefunden, ein Zeichen, daß man überall Geld braucht und deshalb das große Holz nicht schont.

Aus dem Walde heraus, kamen wir auf ein grünes,

welliges, von Wald umsäumtes Hochplateau. Links zeigen sich in der Ferne zahlreiche Zacken der Alpen. Die Glocken weidender Herden beleben die Sonntagsstille.

Bald geht die Hochebene in eine Dase von Wiesland über, und auf einem grünen Hügel in demselben liegt die Wallfahrtskirche „zum gegeißelten Jesus auf der Wies“.

Daß ich auf den Rat des Oberammergauer Kinzigtälers den Weg hieher genommen, gab mir Gelegenheit, einen zweiten Landsmann im bayerischen Bergland zu treffen.

Vor einigen Jahren empfahl ich dem mir wohlbekannten Bischof Höhl von Augsburg einen jungen Theologen vom Bodensee, dem man bei uns unverdiente Schwierigkeiten gemacht hatte.

Er wurde Priester in der Diözese Augsburg und ist heute Benefiziat an der Wallfahrtskirche auf der Wies, und ich wollte ihn im Vorbeifahren doch auch begrüßen.

Er saß gerade in einem einsamen, von seiner Wallfahrtskirche etwas entfernt gelegenen Wirtshaus, sah mich von dort aus daherfahren und kam eiligen Schrittes auf mich zu.

Ich ließ nun Kutscher und Wagen bei dem Wirt und ging zu Fuß mit dem Benefiziaten zu seiner Kirche und zu seiner Wohnung hinüber.

In den dreißiger Jahren des 18. Jahrhunderts stellte eine Bäuerin auf der Wies ein aus der Gerümpelkammer des Klosters Steingaden stammendes Holzbild des gegeißelten Heilandes in einer kleinen Kapelle auf. Dies war die Veranlassung zu einer heute noch viel besuchten Wallfahrt. An der Stelle der kleinen Kapelle wurde aber schon in der Mitte des genannten Jahrhunderts eine reizvolle und prachtvolle Barockkirche mit einem sonnigen, freundlichen Priesterhaus erbaut.

Die Wallfahrt war in den ersten Jahren der neuen Kirche so besucht, daß jährlich über 7000 Pilger kamen.

Die Säkularisation schonte auch dieses kleine Heiligtum nicht. Sogar die große Wallfahrts-glocke wurde verkauft. Die umliegenden Bewohner kauften sie aber wieder an. Auch das geschah unter dem guten König Max, dessen Regierung im Jahre 1811 selbst die herrliche Kirche abbrechen lassen wollte, was nur durch die dringenden Bitten der umliegenden Gemeinden verhindert wurde.

Die Kirche war mit der Zeit so voll von Weihegeschenken, daß es im Jahre 1833 dem liberalen Bischof Riegg von Augsburg zu viel wurde und der damalige Wallfahrts-priester auf seine Bemerkung hin dieselben hinaus-schaffen und verbrennen ließ.

Wenn daraufhin das Volk für Jahre lang die Lust verlor, hierher zu wallfahrten und Botivbilder zu stiften, so ist es kein Wunder. —

Die Wallfahrtskirche, welche die Abte des Klosters Steingaden mit Hilfe der Gläubigen erbauten, ist so stilvoll, daß sie eben auf Kosten des Staates, der baupflichtig ist, repariert wird.

Ich konnte dem jungen Landsmann nur gratulieren zu seinem dermaligen Posten, und wenn ich, ein alter Freund der Einsamkeit, noch jung und gesund wäre, so möchte ich lieber Pfarrer auf der Wies als in einer Stadt sein. Ringsum dunkle Wälder, gegen Süd und West eine herrliche Alpenausicht und auf einer grünen Dase ein einsames, sonniges Häuschen, das würde mir vollauf genügen zu einem zufriedenen Leben.

Der junge Herr hat auch noch das Glück, seine betagten, aber noch sehr rüstigen Eltern bei sich zu haben. Sein Vater, ein ehemaliger Metzger, ist ein schöner Greis und könnte ein pensionierter General sein. Die beiden alten Leute haben jedoch Heimweh nach ihrem Dorf am Bodensee. Es ist das begreiflich. Es ist ihnen, die immer unter Menschen in einem Dorf gelebt haben, zu einsam da oben; denn es wissen nicht alle Leute sich mit der Einsamkeit in schöner Natur zu begnügen.

Ich trank ein Glas Milch im Benefiziatenhaus und fuhr wieder von dannen.

Ein prächtiger Fichtenwald nahm mich bald auf, und in ihm fuhr ich lange bergab, bis ich in ein stilles,

einsames Hügelland kam und zu dem noch einsameren kleinen Pfarrdorfe Steingaden, wo ich mein Nachtquartier fand.



Am 17. Juli.

Der Tag von Oberammergau hatte mich so ergriffen, daß die seelische Bewegung, zu der noch ein nächtliches Gewitter kam, sich auch in einer schlechten Nacht offenbarte, die ich aber dem Genuß, ein Künstlervolk kennen gelernt zu haben, gerne zum Opfer brachte.

Das Pfarrhaus in Steingaden hatte gestern abend bei elektrischem Licht schon meine Verwunderung erregt. Es ist nämlich der letzte Rest des alten Klosters der Prämonstratenser, die Kellerei. Das Erdgeschoß stammt noch aus der romanischen Zeit und das obere aus dem 15. Jahrhundert, was man besonders deutlich in den Hausgängen sieht.

Zur Kirche führt ein sehr interessanter und sehr alter Kreuzgang mit romanischen Säulen und gotischen Gewölben. Zwischen beiden sieht man noch wohlerhalten, aber zum Teil übertüncht, wertvolle Malereien aus der gotischen Zeit.

Die Kirche selbst ist eines der merkwürdigsten Bauwerke, die ich auf der ganzen Reise gesehen habe. Ursprünglich eine gotische Pfeilerbasilika, wurde sie infolge von Bränden, namentlich durch die aufständischen Bauern im Jahre 1525 und durch Verwüstungen im dreißigjährigen Krieg, verschiedentlich baulich verändert, teils gotisch, teils in Renaissance, teils im Barockstil.

Die zwei letzteren Veränderungen sind äußerst kunst- und stilvoll durchgeführt. Die Stukkierung des Chores und der Seitenschiffe im Renaissancestil und die Ausstattung des Mittelschiffes in schwelgendem Rokoko sind glänzende Leistungen.

Schade, daß dieselben heute sehr verwahrlost aussehen

und samt der Architektur von Kirche und Turm dringend einer Restauration bedürfen.

Wie mir der kunstfinnige, junge Pfarrer erzählte, lehnt es die Regierung ab, für die Restaurierung einzutreten, trotzdem sie seinerzeit das Klostergut annektiert hat.

Ich will die Rechtsfrage nicht untersuchen, aber es wäre meines Erachtens keine Ehre für den kunstliebenden bayerischen Staat, wenn diese interessante Kirche in ihrem künstlerischen Schmuck zerfiel.

Freilich haben unsere Einzelstaaten, die vom Militarismus und Marinismus immer mehr angezapft werden, bald kein Geld mehr übrig zur Erhaltung idealer Kunstwerke. —

Der Gründer des Klosters Steingaden ist Welf VI., der letzte Herzog seines Stammes in schwäbischen Landen.

Er machte den vom heiligen Bernhard von Clairvaux gepredigten, aber unglücklichen Kreuzzug des Jahres 1147 mit und stiftete vorher noch das Kloster Steingaden.

Im Mittelschiff befindet sich die Grabplatte, unter der Welf VI. 1191 begraben wurde, nachdem er vierundzwanzig Jahre zuvor seinen einzigen Sohn hier in die Gruft gelegt.

Das war ein großes Geschlecht, diese Welfen, nach den Karolingern wohl das bedeutendste im alten deutschen Reich. Sein Stammsitz war bekanntlich Altdorf,

in der Nähe der jetzt württembergischen Stadt Ravensburg, über welcher heute noch die Ruinen der alten Welfenburg zu sehen sind und zu der oft italienische Deputationen zu Welf VI. hinaufritten.

Schon im 10. Jahrhundert gehörte außer ihren reichen schwäbischen Besitzungen im heutigen Bayern das ganze Land zwischen Ammer und Iller den Welfen. Sie waren so stolz auf ihr Eigenland, daß einer ihrer ältesten Sippen, Eticho, aus Scham darüber, daß sein Sohn von einem deutschen Kaiser ein Lehen angenommen hatte, die Welt verließ. Er soll sich mit einer Anzahl seiner Ritter in der Nähe des heutigen Ettal bleibend niedergelassen und Ettal (Etichotal) von ihm seinen Namen erhalten haben.

Im Laufe der Zeit wurden Vertreter dieses Geschlechts Herzoge von Kärnten, von Sachsen, von Bayern, von Spoleto, Markgrafen von Verona und von Turin und Herren von Sardinien und Korsika. Diesen letztern Titel führte namentlich Welf VI.

Die Welfen hatten außer den genannten noch reiche Besitzungen in Italien und in Tyrol, und in Norddeutschland besaßen sie Lüneburg und Braunschweig.

Die große Macht dieses Hauses, sein Reichthum und der darauf gegründete Stolz waren schuld, daß nur einmal einer von ihnen den deutschen Königsstuhl bestieg, nämlich Otto IV. —

Was für ein mächtiger Herzog, Staats-, Kriegs- und Liebesmann war dieser Welf VI., und welche große Rolle hat er gespielt unter den zwei ersten hohenstaufischen Kaisern, er, der Oheim des großen Barbarossa! Und nun ist von ihm nichts mehr übrig als ein wenig Erde in der einsamen, feuchten Kirche von Steingaden.

Allzeit bedacht auf die Mehrung seiner Hausmacht, kam es ihm nicht darauf an, mehr denn einmal Verrat an Kaiser und Reich zu üben und gegen diese mit den Normannen und Ungarn unter einer Decke zu spielen. Dagegen hielt er es aus politischem Interesse stets mit den rechtmäßigen Päpsten, unter Umständen auch gegen Kaiser und Reich.

Seine Macht und sein Ansehen waren so groß, daß in Italien selbst Städte wie Pisa und Florenz ihm als ihrem Herrn huldigten.

Der schwerste Schlag traf ihn, als sein einziger Sohn, Welf VII., am 12. September 1167 zu Siena an der Pest starb. Der junge Welf, ein tüchtiger Mann, der bald in Italien, bald in Deutschland seines Vaters Stelle vertrat, war gegen das Verbot des Letztern, der eben auf einer zweiten Pilgerfahrt im heiligen Land weilte, zu Kaiser Barbarossa nach Italien gezogen.

Er hatte diesem die heilige Stadt erstürmen helfen. Aber die Pest war im Lager der Deutschen ausgebrochen und viele Herzoge, Grafen und Bischöfe daran gestorben,

trotzdem der Kaiser, um der Seuche auszuweichen, mit seinem Heere sich nach Norden zurückgezogen hatte. Als eines der letzten Opfer starb auf diesem Rückzug Welf VII.

Wie hygienisch schon damals verfahren wurde, zeigt die Tatsache, daß von sieben an der Seuche gestorbenen deutschen Großen nur die Gerippe nach Deutschland geschickt wurden, nachdem vorher die Fleischteile durch Kochen abgelöst worden waren.

Der alte Welf war kurz nach der Erstürmung Roms in Italien gelandet und eilte mit einem Fluch gegen den Kaiser und sein Heer der Heimat zu.

Um den Tod seines Sohnes zu vergessen, stürzte er sich nun in die wildesten Sinnengenüsse. Er verjagte seine getreue Frau Uta, Gräfin von Calw, und fortan war seine Parole: Weiber, Wein und Gesang.

Auf seinen Schlössern wurden von ihm, von den dazu geladenen Standesgenossen und von fahrenden Sängern die tollsten Feste gefeiert.

Ab und zu wurde er wieder vernünftig, machte Stiftungen für Klöster, Arme und besonders für Ausfähige und nahm auch wieder an der Politik teil. Dann fiel er wieder zurück in sein Sinnenleben und umgekehrt. Das Geld verschaffte er sich durch Verkauf seiner Ländereien in Italien und seiner Stammgüter in Deutschland an seinen Neffen Barbarossa.

Alt und siech geworden, ging er in sich, rief seine verjagte Frau Uta zurück, und sie pflegte ihn bis zu seinem Tode, der ihn am 15. Dezember 1191 auf seiner Lieblings-Burg zu Memmingen ereilte.

Um ihn trauerten vorab die Armen, bei denen er den Namen „der Milde“ hatte.

Seinem Wunsch gemäß wurde seine Leiche nach Steingaden gebracht, wo sein Freund, der Bischof Udalshalk von Augsburg, ihn begrub.

Merkwürdigerweise war dem Leichenzug unterwegs Kaiser Heinrich VI. begegnet, der Großneffe des Toten. Er kam mit seinem Heere von Italien und gab seinem Großoheim eine Strecke weit das Geleite.

Die Gemahlin des merkwürdigen Mannes zog sich in den badischen Schwarzwald zurück und starb auf ihrem Schlosse Schauenburg bei Oberkirch, in dessen Nähe sie und ihr Gemahl ehemals auf eigenem Grund und Boden das Kloster Allerheiligen gegründet hatten.

Während mit Welf VI. die schwäbische Linie zu Grabe ging, blüht die durch seinen Bruder, Heinrich den Stolzen, in Norddeutschland gegründete Linie noch. Sie blüht, wenn auch sehr verdünnt, verwässert und verkoburgert, in dem derzeitigen würdigen König von England, und die Welfen haben es unter seiner Mutter sogar zum Kaisertum von Indien gebracht. —

Mit ernstesten Gedanken stand ich über der Grab-

platte Welfs in Steingaden und betrachtete ebenso die an den Pfeilern angebrachten Reliefbilder des alten und des jungen Welf, die aus vergoldetem Bleiguß in Marmorumrahmung hergestellt sind. Dann schritt ich mit dem Pfarrer hinaus auf den Kirchhof.

Um die alte Klosterkirche haben die Steingadener eine schöne, stille Totenstätte. Auf den Grabsteinen las ich wieder eine Bezeichnung für Bauern und Bäuerinnen, welche sich auf ihr Leibgeding, ihren Altenteil, zurückgezogen haben und hierzuland Ausstragbauern und Ausstragbäuerinnen heißen. Es soll das dasselbe bedeuten wie an der Donau Ausnahmßbauer.

Mir war ein Ausdruck so neu wie der andere. Der in Steingaden paßt aber meines Erachtens besser für einen toten, als für einen lebendigen Bauer. Der Tote hat die Mühen und Arbeiten des Lebens ausgetragen und überstanden. —

Als ich aus der Kirche kam, war schon der Benefiziat Kimmle von der Wallfahrtskirche auf der Wies von seinem Berg herabgekommen. Er will nach Augsburg reisen, um den Pfarrkonkurs zu machen. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich, daß in Bayern dieser Prüfung auch ein Regierungsvertreter beiwohnt, welcher Fragen stellt über Staatsrecht, über Staatsverwaltung, Verwaltung des Kirchenvermögens, über Stiftungs-, Armen- und Schulwesen und über die religiösen Ver-

hältnisse Bayerns. Ebenso werden sämtliche Arbeiten der Regierung zur Kritik zugeschickt.

Überhaupt ist die ganze Anordnung über die Abhaltung des Pfarrkonkurses vom Kultusministerium festgesetzt, und es gibt in Bayern ein mehrbändiges Buch, welches die „Bestimmungen des bayerischen Staates über die Verwaltung des katholischen Pfarramts“ enthält. In diesem Werk ist auch zu lesen, daß jeder, der sich zum Pfarrkurs meldet, ein Zeugnis der Distriktpolizeibehörde über sein politisches Verhalten beizubringen hat.

Es ist das ein starkes Stück Staatskirchentum; allein da der König eine große Anzahl von Pfründen zu vergeben hat, so hat seine Regierung auch ein Recht, sich von der Befähigung derjenigen zu überzeugen, die sich um die königlichen Pfründen bewerben.

Ich bin zwar froh, unter diesen Umständen in dem in diesen Dingen freieren Baden Pfarrer geworden zu sein, denn mit meiner politischen Gesinnung bekäme ich in Bayern keine Pfründe — vielleicht aber auch in Baden nicht mehr. Drum ist es gut, daß der hitzige Demokrat alt ist.

Daß die bayerischen Bischöfe gegen das Staatskirchentum nicht ankämpfen, dafür sorgt schon die Regierung selber, indem sie nur Leute zu Bischöfen macht, die sie kennt.

Daß aber das Staatskirchentum gar oft für etwas gut ist, das zeigen die praktischen Fragen, die der Regierungsvertreter stellt und die allerorts Nachahmung verdienen. —

Der Pfarrer Ringmeier von Steingaden, auch ein Bäckersohn, besitzt eine sehr umfangreiche Bibliothek allgemeinen Wissens und ist ein in allen Fragen der Zeit wohlbewandertes Mann.

Zu meiner Freude erfuhr ich, daß hier ein Graf Dürckheim, der die ehemaligen Klostergüter besitzt, sich sehr bemühe, unter der männlichen Bevölkerung die Gebirgsvolkstracht wieder einzuführen, und dafür bereits auch viele Leute gewonnen habe. —

Durch hügeliges Wiesenland mit hohen, waldigen Bergrücken im Hintergrund nahm ich nach neun Uhr des Morgens meinen Weiterweg. Sobald die Hügel alle überstiegen sind, öffnet sich ein grünes, malerisches, ziemlich breites Voralpenthal. Das erste Dorf, welches mir in demselben begegnet, Trauchgau, sah aus, wie wenn es nach einem großen Brand eben erst erstanden wäre, denn alle Dächer tragen nagelneue Falzziegel.

Zu Falzziegeln paßt keine Volkstracht, und drum sahen die Frauen, die offenbar eben von einem Leichengottesdienst aus der Kirche kamen, ebenso volkstrachtenlos aus, wie bei uns in den neumodischen Dörfern. —

Je mehr ich mich dem Hochgebirg näherte, um so

mehr sieht man jetzt auch Gebirgsstöcke, wie in der Schweiz, doch schneelos.

Die Straße zieht an dem einförmigen und flachufrigen Bannwaldsee hin, der nur dadurch im Landschaftsbild gut wirkt, daß er den Bergriesen als Spiegel dient.

Rechts zeigt sich in der Ferne am Fuße der Gebirgswelt, ungemein malerisch wirkend, das altertsgraue Städtchen Füssen, und gleich darauf taucht plötzlich zur Linken unter einer bewaldeten Felswand auf einem hohen, schroffen Felskegel die Burg Neuschwanstein auf, und nimmt, schon von unten und von weitem gesehen, den Blick ganz gefangen durch ihren schlanken, herrlichen, in die Gebirgswelt so gut passenden Aufbau.

Ich überzeugte mich alsbald, daß ich zwischen Füssen und Neuschwanstein die reizvollste Gegend des oberbayerischen Gebirgs vor mir hatte.

Bald tritt auch in der Mitte zwischen beiden, tiefer gegen Süden gelegen, das Schloß Hohenschwangau in den Gesichtskreis und rundet mit den gewaltigen Alpenstöcken und den waldigen Vorbergen das wunderbare Landschaftsbild vollends ab.

Schon vor Mittag war ich in der Villen- und Hotelkolonie, welche am Fuße der Burg Hohenschwangau in engem Raum sich hinzieht, und nahm mein Absteigquartier in dem Gasthaus zur Lisl.

Ich schritt noch vor Tisch hinüber zu dem ganz nahen, melancholischen Alpsee und erging mich dann noch in den schönen Waldwegen. Ich traf da Kinder, die aus Füßen herübergekommen waren, um Leesholz zu holen, und machte jedem zur Verjüngung seiner harten Arbeit ein kleines Geldgeschenk.

Es waren Knaben und Mädchen, die eben aus der Schule entlassen worden waren. Ich fragte sie, was sie werden wollten, und alle erklärten, sie müßten in die Fabrik. Nur ein Knabe sagte, er wolle königlicher Schreiber werden, und der Rentamtman in Füßen habe ihm bereits zugesagt, ihn bei sich als Lehrling aufzunehmen. Ich lobte ihn, daß er trotz seines zukünftigen königlichen Amtes noch Holz im Walde lese.

Bergnügt zogen alle, nachdem sie ihre Handkarren beladen hatten, von dannen durch die Schar von Touristen und Kurgästen, die hier auf- und abgingen und es nicht nötig hatten, Holz zu lesen.

Die Burg Hohenschwangau, welche, während ich mit den Kindern sprach, auf der anderen Talseite ganz nahe aus dem Wald hervorschaute, reizte mich nicht zu einem Besuch. Sie kam mir, trotzdem ich noch nie hier gewesen, ziemlich bekannt vor, weil sie viele Ähnlichkeit hat mit der etwas kleineren, fast zu gleicher Zeit neu hergestellten Burg Ortenberg am Eingang zu meinem heimatlichen Kinzigtal.

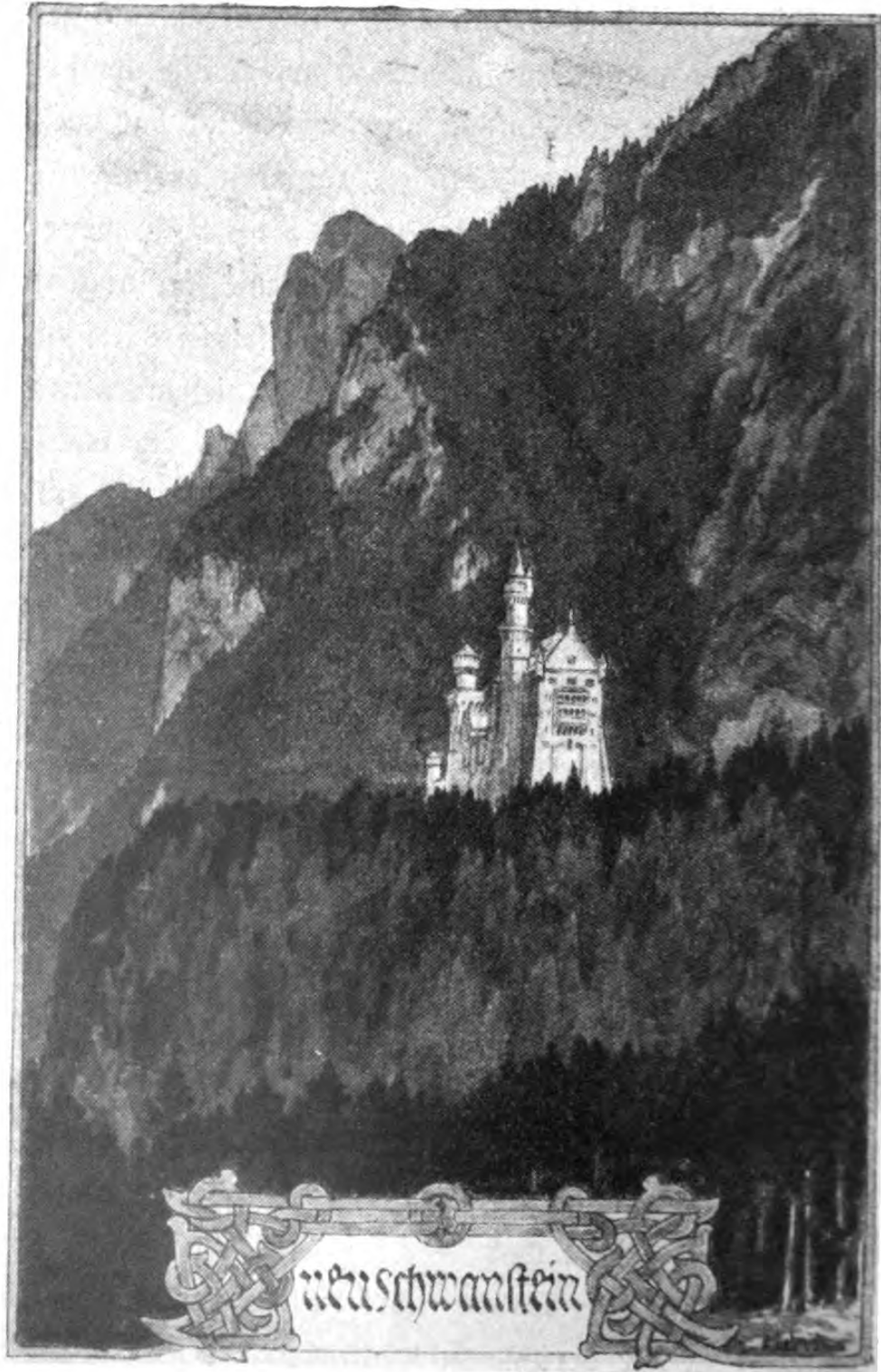
Auch war es mir, dem alten Demokraten, fast des Guten zu viel, an einem Nachmittag zwei Königsschlösser zu besuchen. Neuschwanstein aber wollte ich, das hatte ich auf den ersten Blick beschlossen, um jeden Preis sehen.

In meinem Gasthaus waren alle Speise-Zimmer so überfüllt von fremden Gästen, daß ich mit Not noch in einer hinteren Ecke einen Platz fand. Um keinen Preis der Welt aber hätte ich noch einmal unter so vielem Kulturvolk mein Mittagessen eingenommen, und ich wollte lieber unter Wölfen und Schakalen weilen, als nur zwei Tage lang in einem so überfüllten Gasthaus.

Übrigens habe ich in der Visl den besten Bordeaux getrunken auf der ganzen bayerischen Fahrt und zum guten Glück auch noch ein stilles Zimmer gefunden, um nach der schlechten Nacht in Steingaden etwas ausruhen zu können.

Entzückter von der Wirtschaft als ich war der Josef, der mir auf dem Weg nach Neuschwanstein, den wir um drei Uhr antraten, freudig mitteilte, er habe zum Mittagessen Suppe, Hirschbraten und Salat im Überfluß gehabt und nur 60 Pfennig dafür zahlen müssen. „So ebbes gibt's in Friburg nit,“ meinte er, vergnüglich strahlend ob des ersten Hirschbratens, zu dem er so billig gekommen war. —

Eine herrliche Straße führt in leichten Windungen waldauf zu der berühmten Königsburg.



Bald wird sie sichtbar in ihrem gewaltigen, majestätischen Aufbau, ihrem hochauftrebenden Hauptturm und der südwestlichen, reizvollen, romanischen Front mit dem Ritter St. Georg auf der Giebelspitze.

Der Anblick der mit Marmorquadern bekleideten, lebensvollen Burg, die dem neuzeitigen Menschen in ihrer Vollendung etwas Fremdes und Neues ist, läßt einen nicht mehr los.

Man hat sich kaum Zeit genommen, von einer Richtung aus einen Blick hinabzuwerfen ins Tal, aus dem der Lech und der Bannwaldsee aufblitzen, als sich die Schlucht des Pöllatfalls auftut, der seine mächtigen Wasser in eine Felsentiefe hinunterdonnert, aus welcher der „Teigelberg“, der die Burg trägt, aufsteigt.

Wer glauben wollte, man könnte in dem ernstesten romanischen Stile nicht wohnlich bauen, der mag sich einmal vor die Südwestfront von Neuschwanstein stellen und sehen, wie leicht und graziös und luftig der große Erker mit seiner doppelten Galerie und der gewaltige Palas (das Herrenhaus) mit seinen fünf Stockwerken einen anschauen.

Ich lasse den Wagen hier stehen und mache die wenigen Schritte bis zum Burgtor an der donnernden Pöllatschlucht hin zu Fuß.

Im Tortortzimmer ist der Kassierer, der den Besuchern den Eingangszoll in das romantische Heiligtum

abnimmt und sie durch den stattlichen Burghof, den rechts und links romanische Bauten, das Ritterhaus und der Frauenbau, flankieren, zum Palas weist.

Wenn eine Partie Besucher beisammen ist, beginnt ein Diener die Führung und Wanderung durch das wunderbare Bauwerk.

Die unteren zwei Stockwerke, zum Teil unvollendet, sollten für die Dienerschaft und die Gäste sein und haben außer der Architektur nichts Interessantes, als auf einem Vorplatz des ersten Stockes ein Modell der vom König westlich von Füssen an Stelle der Ruine Falkenstein projektierten zweiten Gralsburg in gotischem Stil. Auch diese wäre sicher ein Wunderwerk geworden.

Die Burg Neuschwanstein zeigt ihre Wunder erst im dritten Stock in den Wohnräumen des Königs und im Thronsaal und im vierten Stockwerk im Festsaal.

Was hier im romanischen, maurischen und byzantinischen Stile gebaut und ausgeschmückt ist, läßt sich nur schauen, nicht beschreiben.

Die kühnste Phantasie eines Minnesängers hätte sich die Ritterherrlichkeit und die bauliche und bildliche Wiedergabe der poesievollen Sagen des frühen Mittelalters niemals so ausmalen können, wie die Wirklichkeit sie hier uns darbietet.

Da sieht man in den baulich denkbar herrlichsten Räumen die Glanzgestalten der deutschen Heldensagen

und ihr Leben in Bildern wiedergegeben in einem kunstvollen Zauber, wie er nur einmal zu sehen ist auf Erden — in der Burg Neuschwanstein.

Und so wie die schönsten Heldengedichte des Mittelalters von tief religiösem Geiste getragen sind, so hat König Ludwig, der übergeniale Romantiker und Schwärmer für jene Helden und ihre Zeit, überall in seinem Wunderschlosse die christliche Religion zu ihrem Recht kommen lassen.

Zu Häupten seines Bettes strahlt eine herrliche, in byzantinischem Stile gemalte Madonna mit dem Kinde, und neben dem Schlafgemach ist das weihevollere Oratorium des Königs mit einem gotischen Flügelaltar.

Haben die wunderbaren Wohnräume einem die Meinung beigebracht, schöner und zauberhafter könne man derartige Räume nicht mehr ausstatten, so strast der Thronsaal diese Meinung Lügen. In ihm tut sich uns eine byzantinische Kapellenbasilika mit einer Säulengalerie und Bildwerken auf, die geradezu ans Überirdische grenzt durch ihre Pracht und Großartigkeit.

Die Bilder auf den Wandflächen stellen in ihrer Farbenpracht die Beziehungen des Königtums zur Religion dar.

Die Kuppeldecke versinnbildet den Himmel mit den Gestirnen, und der Marmormosaikboden repräsentiert durch eingelegte Bäume und Tiere die Erde.

Über der Estrade, auf welcher der Thronessel ruhen sollte, ist Christus dargestellt als der König aller Könige.

Unter ihr befinden sich die Könige, welche für die Ausbreitung des Christentums am meisten getan: Stefan von Ungarn, Ferdinand von Spanien 2c. 2c.

An den Seiten sehen wir die zwölf Apostel und über ihnen die sieben Gaben des heiligen Geistes; ferner die heiligen drei Könige und die Gesetzgeber und Religionsstifter der vorchristlichen Zeit.

In Wahrheit, wenn man hier das Königtum aufgefaßt sieht, wie das Genie Ludwigs II. es hat darstellen lassen, so möchte man der Demokratie abschwören und ein Monarchist werden! —

Vom Thronsaal führt eine Türe auf eine Veranda (Loggia). Ich trat hinaus und staunte fast ebenso wie im Saale selbst; drinnen über die Kunst und draußen über die Natur.

In einer Gruppe dunkler Berge zeigen sich der Alpsee und der Schwansee; zwischen ihnen selbst schaut die Burg Hohenschwangau herauf, und über allen dreien und neben den waldigen Vorbergen erheben sich die Steinriesen der Alpen. Dazu donnert zur Linken der Pöllatfall in sein Felsenbett hinab.

Dieses Naturbild ist so eigenartig zaubervoll, wie ich in der ganzen herrlichen Schweiz keines gesehen.

Auf diesen Balkon trat König Ludwig wiederholt am Abend vor seiner Gefangennahme aus dem Thronsaal heraus, in dem er auf- und abgehend mit einem Diener in der Bitterkeit seiner Seele über sein Los sprach, daß, wie er wußte, seiner in den nächsten Stunden wartete. „Mein Blut,“ war eines seiner Worte, „komme über alle, die mich verrieten!“

Noch einmal schritt dann der Geniekönig an jenem Abend durch alle die wundervollen Räume, die er geschaffen, und grüßte, Abschied nehmend, mit der Hand alle ihre Kunstgebilde. —

Wir haben aber mit dem Thronsaal noch nicht alle Wunder von Neuschwanstein erschöpft.

Wir steigen noch eine der architektonisch so kunstvollen Treppen hinauf zum Tribünengang und zum Festsaal. Schon auf dem Vorplatz beginnen die herrlichen Wandgemälde aus der „Gudrunsfage“, und im Tribünengang, der, ein Meisterwerk romanischer Prachtarchitektur, in den Festsaal eingebaut ist, beginnen die Fresken aus der Parzivaldichtung und setzen sich im Festsaal mit seiner wundervollen Sängerklaube fort.

Dieser Saal soll eine Nachahmung des Saales auf der Wartburg sein, in welchem der Sängerkrieg stattgefunden. Aber Wartburg und Neuschwanstein — Welch ein Unterschied!

Ich habe die erstere auch gesehen; aber sie darf

sich mit der Burg des unglücklichen Bayernkönigs so wenig messen, als ein Kammerdiener dieses Königs mit diesem selbst. Ich habe auch den Vinderhof angeschaut wie ein Märchen aus Tausend und einer Nacht; aber er ist Neuschwanstein gegenüber ein Bauernknabe in Herrentracht im Vergleich zu einem in goldener Rüstung vom Himmel herabgestiegenen Erzengel.

In mein Notizbuch hab' ich am 17. Juli im Festsaal geschrieben: „Man freut sich hier, ein Mensch zu sein, wenn man sieht, welche übernatürliche Schönheiten der menschliche Geist zu schaffen vermag.“

Und in Wahrheit, Neuschwanstein ist eine Götterburg, ein himmlisches Residenzschloß, und man weiß nicht, wen man mehr bewundern soll, das königliche Genie, dessen Geist all das entsprungen, oder die Künstler, die ihm seine Pläne so übermenschlich schön haben ausführen helfen.

Ich bin noch nie in meinem langen Leben so voll von Bewunderung und Staunen von einem Menschen, von einem Kunstwerk oder von einem Naturschauspiele geschieden wie von der Burg Neuschwanstein.

Strahlend im Sonnenlicht stand sie vor mir, als ich, in meinen Wagen steigend, Abschied von ihr nahm. Tränen kamen mir ins Auge über das Loß ihres königlichen Erbauers, und Ingrim wogte mir im Herzen über diejenigen, die ihn von hier fortschleppten wie einen Wahnsinnigen.

Ich schwärmte bis heute nur für zwei Könige, für den König Gambrinus und den griechischen König Kodrus, der für sein Volk das Leben hingab, während sonst in der Weltgeschichte die Völker für die Könige sterben müssen.

Seitdem ich aber Neuschwanstein gesehen, schwärme ich noch für einen dritten König, und das ist Ludwig II. von Bayern. Und jeder vernünftige Mensch, der noch ein Hohllicht von Kunst hat, muß, wenn er diese Götterburg verläßt, ingrimmig ausrufen: „Und den Schöpfer dieses Werkes hat man für einen Irrsinnigen erklärt und abgesetzt, trotzdem sicher ein Irr- und Wahnsinniger kein solches Schloß in so zauberhafter Harmonie und Kunstvollendung bauen kann!“

Ludwig II. war ein Romantiker, meinetwegen auch ein Schwärmer, ein Sonderling und ein erblich belasteter, kranker Mann, aber er war auch ein Kunstgenie. Genie sein heißt aber an und für sich schon anormal sein, weil der Geniemensch zu viel hat. Er hat ein Übermaß, und dieses Übermaß schlägt gerne über in Dinge, welche denjenigen, die unter dem gewöhnlichen Maße stehen — und ihre Zahl ist Legion — als närrisch erscheinen.

Was soll denn den Wahnsinn dieses Königs dokumentieren? War er gemeingefährlich und bedrohte er seine Mitmenschen am Leben? Nichts von alledem!

Und wenn er den Tag zur Nacht machte und die Nacht zum Tag und lieber einsam unter dem nächtlichen Sternenhimmel spazieren fuhr, als unter dem Lärm des Tages, so kann das nur derjenige als Narrheit erklären, welcher keinen Sinn hat für Poesie.

Man hat bei ihm als Zeichen des Irrsinns den Umstand bezeichnet, daß er seine Minister nicht mehr empfing, weil er keinem mehr traute. Auch das war eher ein Beweis für Geistesfrische als für Wahnsinn; denn die Folge hat des Königs Mißtrauen mehr oder weniger gerechtfertigt.

Man hat dem König ferner vorgeworfen, daß er für seine Kunstbauten mehr Geld ausgegeben habe, als ihm zur Verfügung stand.

Diesen Vorwurf kann nur der machen, welcher keinen Begriff hat von einem königlichen Kunstgenie, das nur die Ideale seiner Kunst im Auge hatte und nicht das verächtliche Geld. Ich sage, für solche übermenschliche Prachtbauten ist kein Pfennig zu viel.

Es haben schon oft Fürsten Geld aus dem Volk herausgepreßt zu den niedrigsten Zwecken ihres Ehrgeizes oder ihrer Sinnlichkeit. Der König Ludwig hat die Kosten für seine Prachtbauten auf sich genommen und eher Schulden gemacht, als anderen Menschen lästig zu fallen. Diese Schulden aber sind heute bezahlt, und sie wären bezahlt und würden bezahlt,

wenn er noch eine zweite Götterburg auf Falkenstein erbaut hätte.

Diejenigen bezahlen die Schulden und würden noch weitere bezahlen, die heute freudigen Herzens seine Schöpfungen bewundern. Und ich heiße es ein Spottgeld, wenn man für drei Mark die Herrlichkeiten von Neuschwanstein betrachten darf.

Man hat dem König vorgeworfen, er habe sich, um Geld zu bekommen, mit der Familie Orleans eingelassen und diese ihm im Falle eines Krieges mit Frankreich Neutralität Bayerns zur Bedingung gemacht. Es ist aber höchst wahrscheinlich, daß der König von dieser Bedingung nie etwas erfahren hat.

König Ludwig wäre nie ein Reichsverräter geworden. Er hat sich ja bekanntlich gutmütigerweise dazu bestimmen lassen, den bekannten Brief wegen der Kaiserproklamation nach Versailles zu schreiben.

Es ist aber merkwürdig, wie zart man heutzutage ist, wenn es sich um das neue Reich preußischen Herkommens handelt.

Als noch ein römisches Reich deutscher Nation mit Habsburger Spitze bestund, da wurde es nicht so genau genommen mit Reichsverrat. Die Preußen haben, ohne nach Kaiser und Reich zu fragen, mit der französischen Revolution paktiert. Max Emanuel von Bayern war der schlimmste Reichsverräter, der je gelebt hat, und er

wurde, trotzdem er nach seiner Rückkehr sein leichtsinniges Wesen fortsetzte, in Bayern nicht abgesetzt.

Der gute König Max ist im Jahre 1806 als der größte unter den abfallenden deutschen Fürsten bei Schließung des Rheinbundes aus dem Reiche ausgetreten und zu den Franzosen übergegangen. Er gilt nicht nur nicht als Reichsverräter, sondern hat noch den Beinamen „der Gute“. —

Hätte man in jener Nacht, da der Preuße und Irrenarzt Gudden mit handfesten Wärtern den König gefangen nahm, um ihn, den angeblich Irrsinnigen, wahnwitzigerweise auf ein Wasserhloß zu bringen, dem Opfer die Wahl gelassen, mit seinen Schergen zu gehen oder abzutanken und sein Leben sorgenlos zwischen Sinderhof und Neuschwanstein verbringen zu dürfen, — der unglückliche Mann hätte sicher eingewilligt. Er hätte seine Abdankung so ruhig ertragen wie sein Großvater.

Was Ludwig in die Fluten des Starnberger Sees und in den Tod trieb, das war die Empörung, als Irrsinniger behandelt zu werden. —

Die Canaille Mensch zeigte sich bei dem tragischen Ende des unglücklichen Bayernkönigs ganz ähnlich, wie bei Napoleon I. Beide wurden von ihrer nächsten Umgebung verraten und verkauft. So war auch Ludwig schließlich von allen verlassen. Am treuesten bewiesen sich wie immer die untersten Stufen der Bedienung und

Bewachung, und das waren in Neuschwanstein die Gendarmen und die Kutscher. Dazu kamen noch einige wenige Frauen, die, ohne zum König in näheren Beziehungen zu stehen, treuherzig ihm anhängen und seiner Befreiung Opfer brachten; wie denn überhaupt in Zeiten der Not die Frauen viel zuverlässiger sind als die Männer. —

Wenn das wahr ist, was ein Augenzeuge „über die letzten Tage Ludwigs II.“ schreibt, — ein Büchlein, das in Bayern offen verkauft wird — so hängt dem Ministerium Luz-Grailshausen und der heutigen Regentschaft ein schwarzer Schatten an.

Sicher ist, daß wenn der „irrsinnige“ Ludwig heute noch König wäre, Bayern noch selbständiger dastünde und die Pickelhauben im Lande keine so große Rolle spielten.

Des Volkes Stimme ist Gottes Stimme, und die Volksseele braust, wie ich hörte, heute noch auf in Oberbayern, wenn die Sprache auf das Ende Ludwigs II. kommt. —

So fuhr ich denn theils bewegten, theils grimmigen Herzens durch den Wald hinab, und eine halbe Stunde später war ich in dem Städtchen Füssen. Dieses ließ mir nicht mehr lange Zeit, meinem Unmut nachzudenken; denn wenn man über den Lech in dieses reizendste aller bayerischen Städtchen einfährt, packt einen der Zauber

seiner Lage derart, daß man für den Augenblick alles andere vergißt.

Da wo der Lech, hier schon ein stattlicher Fluß, zwischen waldigen Vorbergen aus der Umarmung des silbergrauen Tyroler Hochgebirgs sich losmacht und in die Ebene tritt, liegt Füssen am Fuße eines Hügel, der auf der unteren Terrasse die gewaltigen Klostergebäude von St. Magnus und auf seiner Spitze das mächtige mittelalterliche Schloß der Fürstbischöfe von Augsburg trägt und so das Landschaftsbild ungemein verschönert.

In diesem Schloß wurde 1745 der Füssener Friede, der den österreichischen Erbfolgekrieg beendigte, abgeschlossen. In diesem Kriege hatten, wie so oft schon, die Völker wieder lediglich für das Familieninteresse ihrer Fürsten geblutet. —

Mein Quartier war in Füssen bei den Franziskanern, deren Kloster am östlichen Ende des Städtchens auf dem Rücken eines Uferhügels gelegen ist.

Ehe ich das Kloster erreichte, kam, da der Wagen wegen der Kanalisation der Straße langsam fahren mußte, eine ältere Dame auf mich zu und fragte, ob ich der Pfarrer Hansjakob sei. Sie habe in der Zeitung gelesen, daß ich nach Füssen komme. Als ich bejahte, zeigte sie eine große Freude und schüttelte mir zum Willkommen freudig die Rechte, denn sie ist eine meiner allzeit getreuen und verjöhnlichen Leserinnen.

Während ich noch mit ihr redete, erschien ein geistlicher Herr vom Kloster her, trat an meinen Wagen und fragte, ob ich ihn noch kenne. Ich kannte ihn, trotzdem ich ihn gut drei Jahrzehnte nicht mehr gesehen. Es war ein Freiburger, der Baron Max von Kintz, welcher einst als Hofkaplan des Bischofs Kübel fungierte, als dieser im Jahre 1873 in meinem Pfarrdörfchen am Bodensee firmte, während ich in Radolfzell im Gefängnisse saß.

Auch er, der im nahen Pfronten wohnt, hat vernommen, daß meine Wagenfahrt in seine Nähe führe, und eben das Franziskanerkloster verlassen, wo er lange auf mich gewartet.

Er lud mich nun dringend ein, da ich auf der Weiterreise doch durch die Pfarrei Pfronten fahren müsse, morgen bei ihm Mittag zu machen.

Ich hatte ohnedies in meinem Ortsverzeichnis schon vergeblich hin- und hergeraten, wo ich morgen Mittag machen sollte, und deshalb sagte ich dem Landsmann gerne zu. —

Im Franziskanerkloster angelangt, hatten mir die guten Mönche nicht bloß zwei Borbeerbäume vor die Türe meiner Wohnzelle gestellt, sondern auch noch eine eigene Schlafzelle reserviert. Ich wohnte hier so still und sonnig am äußersten Ende des ziemlich großen Klosters und hatte eine so schöne Aussicht lechabwärts,



daß ich das hiesige Quartier zu den besseren von den vielen guten zählen muß.

Das Kloster wurde in der Zeit des dreißigjährigen Krieges gegründet und im Jahre 1803 aufgehoben. 1836 ward es als Hospiz wieder zugelassen und hat seitdem statt eines Guardians einen Superior nebst zwei Patres und einigen Brüdern.

Ich machte mit dem dermaligen Superior P. Johannes Bock, einem, wie ich bald merkte, literarisch feingebildeten Mann, noch einen Gang durchs Städtchen, weil es mich durch seine reizvolle Lage so sehr gefesselt hatte.

Ich besah die schöne Barockklosterkirche und traf, wie es in einem Führer, den ich in Neuschwanstein gekauft, heißt, auch auf die „Hauptzierde des Stadtbildes“, auf das Monument des Prinzregenten Luitpold.

Ich muß nun offen gestehen: Wenn das Stadtbild Füßens nicht den Lech und die ganz nahe Gebirgswelt und das alte Schloß der Bischöfe von Augsburg als Hauptzierden hätte, so würde ihm dieses Monument sicher nichts helfen. Aber eines Lächelns konnte ich mich nicht enthalten, als ich am Sockel des Luitpoldmonuments ein Medaillonbild Ludwigs II. sah.

Mich geht es nichts an, wem und warum die Bürger von Füßen fürstliche Monumente errichten; aber wenn sie mich gefragt hätten, welchem Wittels-

bacher sie ein Standbild errichten sollten, so hätte ich Ludwig II. vorgeschlagen, der mit seinem Neuschwanstein Füssen und die ganze Gegend für Jahrhunderte hinaus verklärt hat.

Und ich meine, ganz Bayern sollte zu einem Monument für ihn beisteuern und diesem unglücklichen Fürsten zur Sühne in diesem reizenden Städtchen ein Reiterstandbild errichten, so groß, daß man es von Neuschwanstein aus sehen könnte. —

Im übrigen wäre Füssen, das ich kreuz und quer durchwanderte, noch viel anziehender, wenn es mehr Wert auf den äußeren Schmuck seiner Häuser und Straßen legen wollte.

Am schönsten aber ist es zweifellos, wenn man auf der Sechbrücke steht. Und ich begreife es, wenn immer mehr Fremde in Füssen als Sommergäste sich niederlassen. Seine eigene Lage und der Zauber seiner Umgebung, vorab Neuschwanstein, müssen ja die Menschen dahin ziehen. Und ich sage zum Schlusse meiner Betrachtung über Neuschwanstein: Wenn einer barfuß und als Bettler den Weg machen müßte, um dieses Zauber-schloß zu sehen, es würde ihn nicht gereuen.

Am 18. Juli.

Wie in der letzten Nacht, ging auch in dieser ein Gewitter über das Land, und wenn es mich auch je-

weils weckt, so freue ich mich doch, weil ich weiß, daß die morgige Fahrt um so angenehmer sein wird.

In der Sakristei hörte ich von einem Bruder einen Ausdruck, der mir ganz fremd war. Er sagte mir nämlich, als ich an den Altar wollte, ich möchte ein wenig zuwarten, da noch ein Pater in der Kirche sei, der „abspese“, d. h. die heilige Kommunion austheile. Dieses Wort soll hierzuland gäng und gäbe sein.

Sonst besagt abspesen, jemand nichts geben, und hier bedeutet es die Verabreichung der höchsten Gabe, des Brotes zum ewigen Leben. —

Ich besuchte dann noch den P. Superior in seiner Zelle und staunte über die prachtvolle Aussicht, die sie ihm auf die kleine Stadt des heiligen Magnus gewährt.

Der Gründer des christlichen Ortes Füssen ist nämlich der St. Galler Mönch Magnus, der in der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts vom Bodensee herkam, hier eine Zelle aufschlug und das Christentum predigte.

Doch kannten schon die Römer diese wichtige Stätte, wo der Lech aus den Bergen bricht, und nannten sie Ad fauces Julias, d. h. bei den Schluchten der julischen Alpen, und das lateinische Wort fauces steckt offenbar noch in dem Wort Füssen.

Auch in dieser Gegend waren die ersten geschichtlich bekannten Herren die Welfen, dann die Hohenstaufen und die Herzoge von Bayern. Erst im 14. Jahrhundert

kam Füßen an das Bistum Augsburg und blieb bischöflich bis 1803. Das reiche Kloster St. Mang aber fiel wie Heiligkreuz in Donauwörth an den Fürsten von Ottingen für Verluste jenseits des Rheins und wurde alsbald aufgehoben. —

Der Pater Johannes erzählte mir auch noch, da ich von meiner Bewunderung für Ludwig II. sprach, — eine Bewunderung, die mich seit gestern immer wieder erfaßte — von diesem König interessante Details.

Er war ein großer Freund der Franziskaner und besonders seiner Nachbarn, derer von Füßen. Sie mußten ihm, da die Schloßkapelle auf Neuschwanstein noch nicht gebaut war, auf Hohenschwangau jeden Sonntag eine Messe lesen, der er, knieend und in einem Buche betend, andächtig beistand.

Seine Vorliebe für die Franziskaner datierte von dem Bündnis her, das sein Ahnherr Kaiser Ludwig mit dem Orden der Franziskaner geschlossen hatte.

Nicht leiden konnte Ludwig II. die Kulturmenschen, und speziell mochte er die Juden und die Preußen nicht.

Während des Kulturkampfes befand sich in dem Kloster Füßen auch ein Franziskaner, der ein Preuße war. Als der König dies erfuhr, durfte dieser Pater in Hohenschwangau nicht mehr die Messe lesen.

Daß er die Juden haßte, zeugt dafür, daß seine Abneigung eine ehrliche war, denn sonst hätte er sich

als geldbedürftiger Bauherr mit diesen Königen des Goldes auf guten Fuß gestellt, und ich bin überzeugt, daß die Juden ihn nicht im Stich gelassen hätten; denn sie leihen niemand lieber Geld als regierenden Fürsten. Diese haben unbeschränkten Kredit bei der Hochfinanz.

König Ludwig soll in seinen letzten Jahren nur noch den Bauern und den Franziskanern getraut haben. Die oberbayerischen Bauern, deren Ahnen einst für den unwürdigen Max Emanuel sich erhoben, wären sicher mit Gut und Blut für den von ihnen geliebten König Ludwig eingestanden, wenn sie das, was ihm drohte, zeitig erfahren hätten. Allein der Aufruf, den er in seiner Not am 9. Juni 1886 an sein „geliebtes bayerisches Volk und an die gesamte deutsche Nation“ erließ, wurde von den bayerischen Behörden beschlagnahmt und gelangte nicht an die Öffentlichkeit. —

Wenn ich in einem Kloster übernachte und erfahre, daß da ein Bruder Schneider existiert, so gewinne ich mir denselben immer, damit er mir meinen Koffer packen helfe. So auch hier. Als ich diesen Bruder fragte, woher er sei, wollte er nicht gleich heraus mit der Sprache. Und warum nicht? Er ist ein bayerischer Franke, und diese gelten bei den Oberbayern genau so viel, als bei uns badischen Oberländern die Franken des badischen Hinterlandes.

Ob diese Antipathie vielleicht nicht eine Ehre für die Franken ist und noch aus jenen früheren Jahrhunderten herdatiert, wo die Franken die Alemannen aufs Haupt geschlagen, sie aus ihren Sizen am Mittelrhein vertrieben und später noch zu Untertanen gemacht haben auch in den Ländern, in welche sie sich zurückgezogen hatten? —

Der Bruder Pförtner im Kloster zu Füssen ist ein biederber, badischer Oberländer aus dem Dorfe Bremgarten bei Freiburg. Er hatte deshalb gestern abend schon den Josef zu einer Extramaß ins Klosterstüble eingeladen und diesen Morgen wieder zeitig in ähnlicher Weise regaliert.

Er und der Pater Superior wollten mir eine Strecke weit das Geleit geben und den Weg zeigen.

Ich nahm noch mit einem festen Blick Abschied von dem reizenden Alpenstädtchen und fuhr nun für zwei Tage in das wiesengrüne Boralpenland des bayerischen Algäus hinein.

Links grüßten, von der Morgensonne verklärt, die Tyroler Felsberge, und bald kamen wir auch an den an waldbigen Vorbergen gelegenen, dunkelgrünen, stillen Weißensee, an welchem auf einer kleinen Anhöhe malerisch Kirche und Pfarrhaus der Einöde Weißensee sich zeigen.

Hier verließen mich die zwei Franziskaner, und

ich zog allein durch das prachtvolle Landschaftsbild beim schönsten Sonnenschein.

Oberhalb des Sees hatte ich einen herrlichen Rückblick auf Füssen, auf den Weißensee und auf das vielgestaltige Alpgestein.

Die Straße steigt ziemlich stark und führt am Fuße des Berges hin, der die Ruine Falkenstein trägt, an deren Stelle, wie schon erwähnt, eine zweite Götterburg des Königs Ludwig erstehen sollte. Die Straße dahin war schon angelegt, als die Katastrophe eintrat.

Zur Rechten habe ich wiesengrünes Hochland, auf dem die Algäuer und Algäuerinnen, lauter echte Schwaben, die am Ende des 5. Jahrhunderts in dieses Boralpenland zogen, mit Heumachen beschäftigt waren. Ich sah hier viele Frauen als Mähderinnen, für sie eine harte Arbeit und für den Wanderer kein anziehendes Bild. Schön präsentieren sich Schnitterinnen bei der Arbeit, aber nicht Mähderinnen.

Ist das Hochplateau erstiegen, so zeigt sich in einer Mulde das Pfrontenertal, im Westen, Süden und Osten von mächtigen Bergriesen umschlossen und von zahlreichen Weilern übersät. Man wird selten ein schöneres Landschaftsbild sehen als diesen Talkessel.

Baron Rindl hatte dem Kutscher die Weisung gegeben, er solle nur dem hohen Kirchturm zufahren, den er in der Mulde sehen würde, denn Pfronten ist nicht

gut finden, weil es eigentlich nicht existiert. Das ganze Tal besteht in der Tiefe und auf den Höhen aus zwölf oder dreizehn Orten, die alle den Vornamen Pfronten haben. Die Pfarrkirche liegt in Pfronten-Berg.



Als wir auf der Straße unter derselben hinfuhren, kam ein jüngerer Mann auf mich zu und sagte, er sei von dem Baron geschickt, mir den Weg zu zeigen. Ich wollte ihn einladen, mitzufahren, was er aber ablehnte, weil es nicht mehr weit sei. Und doch fand ich, daß es noch eine ziemliche Strecke Weges war, bis wir

zu dem freundlichen Weinrestaurant kamen, dessen Besitzer mein Führer selber ist und bei dem der Landsmann Rind täglich speist.

Vor dem Hause empfing mich dieser, und neben ihm stunden die Wirtin und die Kellnerin in der reizenden Tracht des nahen Tyrol, eine jünger und schöner als die andere. Auch der Pfarrer von Pfronten und sein Kaplan kamen, und da wir schon in einem sonnigen Nebenzimmer bei Tische saßen, erschien auch noch ein weiterer geladener Gast, ein Freund des Barons und einer meiner Leser.

Er hatte drei Wegstunden zu Fuß gemacht, dieser brave Mann; und brav ist er vor allem deshalb, weil er seit sechsundzwanzig Jahren bei einem Steinklopfers-Einkommen Expositus in dem kleinen Tyroler Dörfchen Grän ist und heute noch kein Verlangen hat, Pfarrer zu werden. Es gefällt ihm auf seiner armseligen Expositur, und es ist ihm viel zu langweilig, die trockenen Studien zu einem Pfarrkonkurs zu machen. Er liest und studiert viel, aber nur das, was ihm gefällt.

So ist er ein Fünfziger geworden und noch nicht Pfarrer und wird es auch nie werden. Er ist trotzdem, der Expositus Mattle, das Bild eines klugen und zufriedenen Mannes. Mir hat er imponiert, weil ich originelle Leute und solche, die nichts werden wollen auf dieser lumpigen Welt, allzeit vorziehe. —

Der Pfarrer von Pfronten ist noch ein junger Mann, der aber noch kluger in die Welt schaut als der kluge Expositus aus Tyrol.

Er erzählte mir, daß die Bewohner des Pfrontener Tales im 18. Jahrhundert ihre heute noch imponierende Kirche nicht bloß selbst gebaut, sondern auch die ganze innere Einrichtung: Stukkaturarbeit, Altäre und Maleereien, hergestellt hätten, ohne einen fremden Meister rufen zu müssen. —

Ich weiß nicht, wo ich es gelesen, daß ein Pfarrer dieses Tales namens Bahr zu Anfang des vorigen Jahrhunderts die Medaille des königlichen Zivilverdienstordens bekommen habe, weil er die Pfrontener Bauern im Jahre 1809 abhielt, ihren Tyroler Nachbarn beizustehen.

Diese Medaille hätte ich, so ich damals Pfarrer in Pfronten gewesen wäre, nicht verdient. Ich hätte mich vielmehr an die Spitze meiner Bauern gestellt und hätte den von Franzosen und Bayern gleichmäßig geschundenen Tyrolern geholfen, selbst wenn es das Leben gekostet haben würde.

Es empört einen freiheitsliebenden Menschen heute noch, wenn er liest, wie damals mit den tapfern Tyrolern umgegangen worden ist, nur weil sie weder französisch, noch bayerisch werden, sondern österreichisch bleiben wollten.

Und der Dank vom Hause Habsburg war der, daß in derselben Stunde, da Napoleon den Bauernhelden Andreas Hofer zu Mantua erschießen ließ, der Kaiser Franz ihm seine Tochter zusagte.

Und nachdem die Völker mit ihrem Blut die Befreiungskriege geschlagen hatten, schlossen die Fürsten die „heilige Allianz“, die keinen anderen Zweck hatte, als die Untertanen politisch zu knebeln und den fürstlichen Absolutismus, den die französische Revolution gebrochen, wieder herzustellen.

So dankten damals die Fürsten den Völkern. —

Wir saßen lange bei sehr gutem Tyrolerwein, der für mich, wie alle diese Weine, nur den Fehler hatte, daß er neu war. Tyrolerweine lassen sich ja bekanntlich nicht lange halten und müssen möglichst bald getrunken werden.

Als ich vor der Abfahrt noch etwas ausruhen wollte, führte mich die Wirtin in ein so elegantes Zimmer, wie ich es in den feinsten Hotels ersten Ranges auf meinen früheren Reisen nicht gefunden habe. Vom Fenster aus zeigte sie mir auch die Mittagsspitze, die eben wolkenfrei war und die ich bisher noch nicht zu sehen bekommen hatte.

Nebenbei erfuhr ich auch, daß die schöne „Tyrolerin“ den langweiligen Namen Amalie trägt, der aber ihrer Schönheit um so weniger Eintrag tut, als sie nicht daran schuld ist, daß sie so getauft wurde. —

So gut es mir hier gefiel, der Stromer mußte wieder hinaus auf seine Landstraße, trotzdem es den Anschein hatte, als ob es zum Regnen kommen wollte. Doch ich vertraute auf mein seitheriges Reisegluck, und ich täuschte mich nicht.

Raum war ich aus dem Talkessel herausgefahren, so lachte die Sonne wieder über Berg und Tal.

Über grünes, mattenreiches Hügelland ging's weiter bis zu dem kleinen Markt Nesselwang, der, zwischen Hügeln eingebettet, einen freundlichen Anblick gewährt, obwohl fast ein Haus gebaut ist wie das andere. Aber die flachen Dächer nach Art der Gebirgshäuser lassen in dieser Einförmigkeit keine Langeweile aufkommen.

Nicht umsonst sagt ein altes Sprichwort: „Im Algäu hat das Brot ein End“, d. h. es wird kein Getreide gepflanzt, denn überall sieht man nichts als Wiesen und Wälder, wobei die ersteren vorwiegen und selbst die Rücken hoher Berge bedecken. Deshalb ist aber das Algäu auch berühmt als Käseland, das in aller Herren Länder mit den Schweizern konkurriert in diesem Milchfabrikat.

Der ganze Weg bis Immenstadt führt durch grüne Täler über grüne Höhen und läßt weithin nichts sehen als Waldesgrün und Wiesengrün und an den Rändern hinauf und drunten an den Bergwassern freundliche Dörfer und zerstreute Gehöfte.

Was mir aber auffiel, war, daß ich auf der ganzen heutigen Fahrt keine weidenden Herden sah, die das Landschaftsbild belebt hätten. Gleichwohl ließ ich auf mancher Höhe halten, weil die Blicke vorwärts und rückwärts so reizvolles Land zeigten.

Man erkennt unschwer, daß hier in diesen Vorbergen der Algäuer Alpen ein kräftiges Hirtenvolk wohnt, das an seiner Heimat hängt und drum in seiner schwäbischen Mundart singt:

„D schea isch d's Algai Schtuck für Schtuck;
Mei Liab zu eahm laut nomma luf.“

Am reizvollsten ist auf der Höhe vor dem Dorfe Rettenberg der Blick in das Allertal, zu dessen grünen, waldumsäumten Ufern liebliche Dörfer von den Halden herabschauen.

In Rettenberg ließ ich den Pferden eine Erquickung geben; denn immer bergauf und bergab ist doppelt ermüdend für diese guten Tiere. Ich schritt vor dem Wirtshaus auf und ab, bis der ganz in der Nähe wohnende Pfarrer des Dorfes auf mich zukam. Mit diesem setzte ich meinen Spaziergang fort und hörte von ihm, daß diesmal bei den Wahlen auch das stets liberale Algäu seiner alten Fahne untreu geworden sei und Zentrum gewählt habe.

Wir gingen zum Schluß noch in die ziemlich besetzte Sommerwirtschaft bei dem Gasthaus, wo ich Milch trank.

Vom Pfarrer von Rettenberg erfuhr ich auch, bei wem ich heute in Immenstadt übernachten sollte. Es war mir nämlich auf der Reise ein Brief von Freiburg nachgesandt worden, in welchem eine Leserin von Immenstadt im Algäu, die durch die Zeitungen von meiner Bayernfahrt erfahren hatte, mich einlud, bei ihr und ihrer Mutter, die eine sehr stille Wohnung hätten, Quartier zu nehmen. Ich hatte nun zwar schon Quartier gemacht bei den Kapuzinern, schrieb ihr aber, wenn sie mir für ein noch stilleres Quartier als im Kapuzinerkloster sorgen wolle, so würde ich bei ihr absteigen.

Es reizte mich auch, einmal bei einer mir völlig unbekanntem Leserin Quartier zu nehmen.

In Füssen bekam ich die Nachricht, daß das Damenquartier mindestens ebenso ruhig sei, wie das Kapuzinerkloster. Ich entschied mich deshalb, die wibervöllliche Gastfreundschaft anzunehmen, auch aus dem Grund, weil ich in Klöstern in der Regel am Abend mit einer größeren Anzahl von Menschen reden muß.

In Rettenberg hörte ich nun, daß meine Quartiergeberinnen eine Buchhändlerwitwe und ihre schon etwas ältere Tochter seien; beide fromme und rechtschaffene Leute.

So fuhr ich denn beruhigt in das breite Allertal hinab, das sich dem Blicke weit hinauf öffnet bis zu den Alpen. Ich konnte aber dieses malerische Bild nicht

lange genießen, da ich bald die Iller überschreiten und meinen Weg rechts ab, gegen Westen, nehmen mußte.

Die Gegend, in die ich einfuhr, ist durchaus schwarzwaldmäßig; Tannengrün und Wiesengrün wechseln ab.

Als ich mich nach kaum einstündiger Fahrt dem zwischen mächtigen, vielgestaltigen Bergen liegenden Immenstadt näherte, kam mir auf der einsamen Straße ein weibliches Wesen entgegen. Ich dachte mir gleich, es würde eine meiner Quartierherrinnen sein. Es war richtig so.

Ich ließ das Fräulein in meinen Wagen steigen, froh, eine Führerin zu haben und zu wissen, wo ich halten sollte, und bald hielten wir unsern Einzug in dem stillen Ort und in dem noch stilleren Quartier.

Es war schon nach acht Uhr des Abends und der Himmel überzogen. Trotzdem wollte ich, da es morgen in der Frühe wieder weiter gehen sollte, mir das alte Allgäustädtchen noch etwas ansehen.

Schon die welfischen Herzoge waren hier Herren, später die rätischen Grafen von Montfort, welche vom Vorarlberg aus im Mittelalter ihre mächtige Hand weithin ins Land am rechten Bodenseeufer ausstreckten.

Die Montfort verkauften Immenstadt und die dazugehörige Grafschaft im 16. Jahrhundert an die Freiherrn und späteren Grafen von Königsegg. Von diesen erwarb 1804 der Kaiser Franz von Oesterreich die

Herrschaft noch für anderthalb Millionen Gulden, um sie ein Jahr darauf im Preßburger Frieden auf Napoleons Gebot gratis an Bayern abtreten zu müssen, weil der gute Max ein guter Freund der Franzosen war und es täglich mehr wurde. —

Ich weiß nicht, machten es der dunkle Abend und meine durch den Regen, der in der Nacht fiel, zum voraus verdüsterte Stimmung: ich konnte dem stillen Städtchen keinen Geschmack abgewinnen trotz des mächtigen Königsegger Schlosses und des baulich zierlichen Rathhauses — beide aus dem 17. Jahrhundert.

Ich war ordentlich froh, morgen wieder weiter ziehen zu können.

In meinem Quartier ging es so still und ruhig her, weil ich nicht mit Männern über alles Mögliche reden mußte und meine zwei Quartiergeberinnen nichts fragten und nur antworteten auf das, was ich anregte.

Ich bin zwar auf dieser Reise schon einmal — in Etterzhausen — in einem Damenquartier gewesen; aber daselbst waren es mehr und darunter geistig sehr lebhaftere Wiberböcker, so daß ich dort diese Ruhe, wie hier, nicht gefunden habe, so still und ruhig es sonst auch war. Ich kann deshalb der Frau und dem Fräulein Sehfert bezeugen, daß ich bei ihnen den stillsten Abend auf der ganzen Reise zugebracht habe.

Am 19. Juli.

Diesen Morgen sandte mir ein Dichter des Algäus, der in Immenstadt als Schreinerssohn aufgewachsen ist und, wenn er hier weilt, auch in meinem dormaligen Quartier absteigt und erfahren hatte, daß ich durch seine Jugendresidenz komme, einen „Berglandsgruß“, weil er sich auch zu meinen Lesern zählt. Es ist dies der geistliche Professor an der Kadettenanstalt zu München, Dr. Kennerknecht, der mit Leib und Seele an seiner waldigen Heimat hängt.

Wie poetisch er seiner Heimatliebe Worte verleihen kann, zeigen die folgenden Verse:

Wohl bin ich gewandert durch manches Land,
 Bin manche Wege gegangen,
 Und überall war ich gerne dabei,
 Wo Menschen sagten und fangen.
 Die Welt ist groß, die Welt ist weit —
 Doch Heimat fand ich nur eine;
 Drum muß ich dich lieben so stark und treu,
 Du Algäu, du Heimat, du — meine.

Niemand anders hat das Talent des Schreinerssohnes, der schon in der Werkstätte des Vaters arbeitete, entdeckt, als der schon erwähnte Pfarrer Grafer in Rain.

Er war jahrelang Kaplaneibenefiziat in Immenstadt.

Immenstadt ist auch der Geburtsort des in süddeutschen katholischen Kreisen einst vielgenannten und weithin bekannten Dr. Jörg, des Herausgebers der

historisch-politischen Blätter und des Führers der bayerischen Patrioten im Landtag. Jörg war der Sohn eines Landgerichtsoberschreibers und hatte ursprünglich Theologie studiert.

Ich kenne Jörg nur aus den politischen Blättern der sechziger Jahre und aus seinen späteren Kammerreden; er war aber darnach eine durchaus vornehme Natur. Und wenn ich mir die Art und Weise denke, wie damals in den gelben Heften die katholische Sache verteidigt wurde, und sie mit dem Tone vergleiche, den so viele katholische Blätter heute anschlagen, so finde ich einen Unterschied wie zwischen einem Sonnenaufgang und einem Hagelwetter. Allerdings waren auch die Gegner damals andere.

Was Jörg ferner noch auszeichnete, war, daß er seine hervorragende politische Stellung nie benützt hat, um etwas zu werden. Er war zufrieden mit seiner bescheidenen Stelle als Kreisarchivar in Landshut. —

Vor der Abfahrt machte ich noch einen kurzen Besuch bei den Kapuzinern, bedankte mich für das mir zugesagte und nicht benützte Quartier und gab dazu die nötige Erklärung ab.

Daß Immenstadt trotz seiner stillen Abgelegenheit Leute hat, die modern denken und fühlen, das sah ich beim Verlassen des Städtchens an dem Firmenschild einer ehrfamen Putzmacherin. Da stand geschrieben:

„Kathj Roth, Modes“. Wenn ich eine Dame wäre in Immenstadt oder auf zehn Stunden im Umkreis, ich würde nur bei der Kathj arbeiten lassen; denn diese hat ihre Hand am Pulse der Zeit und sicher auch an dem der neuesten Mode. —

Es hat in der Nacht geregnet und war am Morgen neblig und kalt. Gleichwohl sah ich, wie schön die Gebirgswelt in der Umgebung von Immenstadt ist, und überzeugte mich, daß die Stadt an einem sonnigen Abend sicher weit mehr Eindruck auf mich gemacht hätte als gestern.

Der Sonnengott weiß, daß ich in meinem Leben wenig sonnige Tage gehabt habe und bis zur Stunde die Sonne höchst selten in mein Inneres bringt. Darum verleiht er mir jeweils gutes Wetter auf meinen sommerlichen Fahrten und ganz besonders gibt er in diesem Jahre warme Tage.

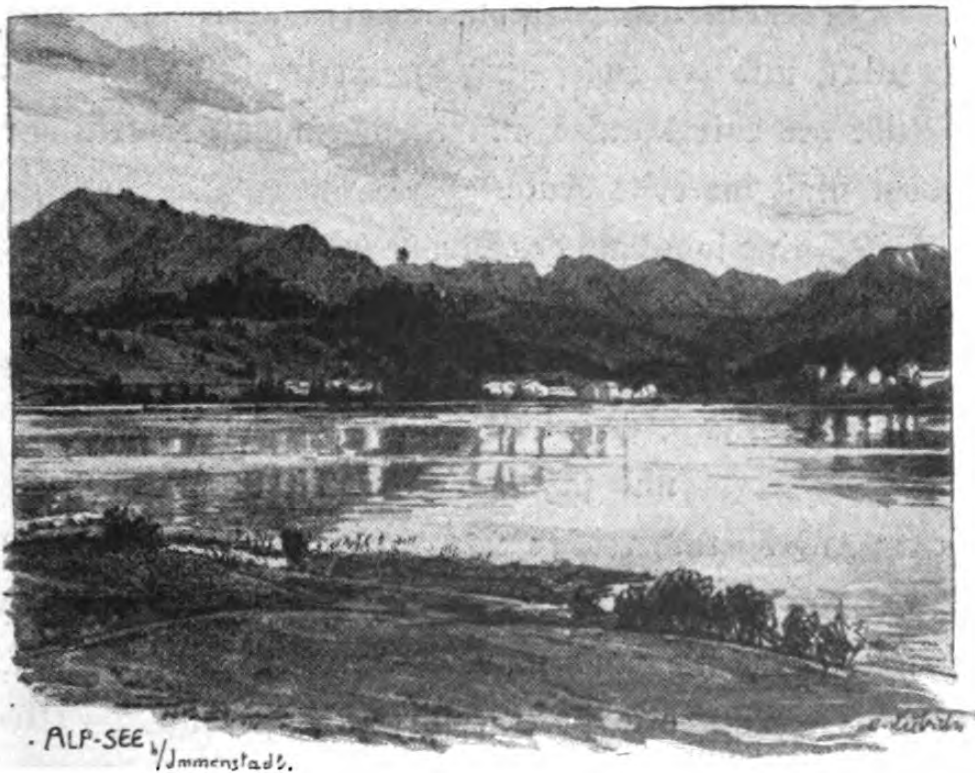
Ich habe voriges Jahr in der Schweiz einen Drittel der Reise den Mantel gebraucht trotz des guten Wetters, heuer nie.

Raum war ich heute, wo ich schon an den Mantel dachte, vor Immenstadt draußen, so hellte sich das Wetter auf, und bald hatte ich warmen Sonnenschein, der den ganzen Tag anhielt und mich fortan bis zur Heimkunft nie mehr verließ.

Gleich oberhalb Immenstadt zieht die Straße in

ziemlich engem Tale am Alpsee hin, der wie alle stehenden Wasser voll Melancholie in den Morgen hineinsah.

Diese kleinen Gebirgsseen kommen mir vor wie Augen der Mutter Erde, die, wie die meisten ihrer Ge-



schöpfe, voll Trauer in die Welt schaut, weil sie unter einem Fluche steht und Dornen und Disteln und Tränen tragen und bringen muß.

Und wenn die Tiere des Waldes und die Vögelein der Luft an diesen stillen, einsamen Wassern trinken, so schauen sie ebenso schwermütig der Erdenmutter ins Auge, wie diese sie selber anschaut. —

Rasch wechseln Matten und Wälder, Wälder und Matten, Berge und Täler ab. Der Landschaftscharakter ist der gleiche wie gestern. Auf den Rämmen der Hügel und Berge angekommen, hat man wieder schöne Blicke ins grüne, walddurchschnittene, reichbesiedelte Land.

In dem Weiler Wiedemannsdorf wurden die Pferde erquickt, und der Josef ging die Treppe hinauf in die Stube des Wirtshauses, um eine Frühmaß zu trinken; wohl nicht die erste heute.

Ich ging indes auf der Straße spazieren. Er erschien aber gleich wieder und bat mich, in die Stube zu kommen und etwas Merkwürdiges anzusehen. Die Wirtin habe ihm gesagt, er solle es mir auch zeigen.

Ich folgte und sah in der Stube in einer Nische ein großes, kunstreiches Kreuzifix von so ergreifender Wirkung, daß ich meine, in dieser Stube würden die Gäste sicher nie fluchen oder unrechte Dinge reden. Dieses Christusbild ist eine förmliche Predigt. —

Ich bemerkte diesen Morgen manche Häuser mit rot angestrichenem Blech bedeckt. Es mag das sehr praktisch sein, sieht aber noch viel ordinärer aus als die Falzziegel.

Die Straße zieht hinter Wiedemannsdorf bald steil bergauf zur Wasserscheide zwischen Donau und Rhein. Fortan gehen die geringen Wasser der Bregenzer Aach und dem Bodensee und mit ihm dem Rheine zu.

Abseits der Straße, gleich jenseits der Wasserscheide,

liegt im Tale gar malerisch der Markt Oberstaufen am Fuße formenreicher Höhen. Er soll zu den besuchteren Luftkurorten des Allgäus gehören.

Raum über der Wasserscheide drüben, geht's alsbald wieder bergauf und bergab, bis ich um Mittag in Simmerberg lande, wo ich den Katecheten und Oberlehrer Mayer gebeten hatte, mir in einem Wirtshaus ein Essen zu bestellen und mein Gast zu sein.

Dieser Geistliche hat, wohl der einzige in Bayern, noch eine Stelle, wie sie in früheren Jahrhunderten häufig waren und bei welcher der Ortspfarrer oder Benefiziat zugleich Schullehrer ist.

Er wohnt im freundlichen Schulhäuschen und hat täglich fünf Stunden die Kinder in den Elementen des Wissens zu unterrichten, wobei ihm noch ein Unterlehrer zur Seite steht. Da Simmerberg zu dem unten im Tale gelegenen Markte Weiler eingepfarrt ist, so besorgt der Oberlehrer auch noch den Gottesdienst in seinem Schulort.

Er stund vor dem Hause, als ich anfuhr, und teilte mir mit, er habe das Essen bei sich richten lassen. Ich wollte erst darauf nicht eingehen und bestund auf dem Wirtshaus, bis er mir sagte, es seien in demselben Kurgäste. Das wirkte. Ich stieg aus und aß beim Schullehrer von Simmerberg in einem hellen, sonnigen Zimmerchen, in welchem die junge Schwester des

jungen Katecheten alles so elegant arrangiert hatte und ein so gutes Essen auftrug, wie ich es in einem ländlichen Schulhaus nie vermutet hätte.

Die Franziskaner in Jüssen, deren guten Tyroler Wein ich nicht versucht, hatten mir gegen meinen Willen zwei Flaschen davon in den Wagen gepackt. Diese kamen mir im Schulhaus zu Simmerberg wider Erwarten zu statten. Ich hatte schon vorgehabt, sie dem Josef zu opfern, da ich ja in der Regel in Wirtshäusern speise, wo man schlecht ankäme mit selbstgebrachtem Wein. —

Wie das Käsland des Algäus wohlhabende Leute macht, sieht man an dem reizvoll gelegenen kleinen Simmerberg, das fast aus lauter Villenhäusern besteht. Aber daß der Wohlstand nicht allein von der Käseproduktion kommt, das zeigt gleich unten im Rothachtale der stattliche Markttort Weiler, welcher im Verhältnis zu seiner Einwohnerzahl ziemlich viel Industrie und mehrere bedeutende Fabriken hat. Es befindet sich in demselben aber auch die Zentral-Sennenschule des Algäus.

Die Fabrikttätigkeit in diesem Weide- und Waldgebiet hat die Sozialdemokraten geliefert, welche vor einigen Tagen, wie schon erwähnt, dem Zentrum auch im Algäu zum Sieg verholfen haben.

Die Sozialdemokraten werden überhaupt anfangs

bei allen Parteien lieb Kind, weil sie vielfach das Zünglein an der Wage sind. Es wird das solange fort dauern, bis sie selber das Hauptgewicht in der Waagschale bilden. Aber es muß so kommen; denn solange der sozialdemokratische Pflug nicht über unsere heutige Gesellschaft hingegangen sein wird, gehen gewissen Leuten die Augen nicht auf. —

Auf dem rechten Ufer der Rothach zieht der Weg gleich bei Weiler sehr steil bergauf gegen Lindenberg. So beschwerlich dieser Vizinalweg für die braven Pferde war, ebenso lohnend war er für mich, denn je weiter ich hinaufkam, um so herrlicher gestaltete sich der Blick in die Täler hinab und zu den Borarlberger Alpen.

Ich hätte auf der Strecke nach Lindau einen bequemeren Weg einschlagen können; aber einmal wäre dieser weiter gewesen, und dann hatte ich zwei Pfarrherren auf der Höhe, dem Pfarrer Egger von Lindenberg und dem Pfarrer Zientner von Scheidegg, versprochen, sie kurz zu besuchen.

Beide, die mich aus meinen Büchern gut kennen und von meiner Fahrt gehört, hatten mich dazu eingeladen. Trotz des beschwerlichen Weges aber, den ich zu ihnen machte, wurde, wie wir gleich hören werden, aus unsern Begegnungen nichts als eine Komödie der Irrungen.

Wenn man die Höhe vor Lindenberg erreicht, so

sieht man diesen freundlichen Markttort, der nahe an 800 Meter über dem Meere liegt, in einer langen Mulde liegen. Er ist weithin bekannt durch seine Strohhutindustrie, die nicht bloß in zweiundzwanzig Fabriken, sondern auch als Hausindustrie betrieben wird. Die letztere trägt jedenfalls viel dazu bei, daß man dem Ort durchweg einen gewissen Wohlstand ansieht, denn die Hausindustrie ist immer noch ein größerer Segen als die Fabrik.

Kirche und Pfarrhaus liegen erhöht am Rand der Mulde und gleicht das letztere einer ringsum freien, heiteren Villa. Vergeblich läutete ich aber an dieser Villa. Es blieb alles totenstill im Innern. Nicht einmal ein Pfarrerschündlein bellte. Ich mußte weiter ziehen, ohne den Pfarrer gesehen zu haben, und gab einigen Schulkindern den Auftrag, ihm zu sagen, daß ich hier gewesen sei.

Ich fuhr auf der Höhe hin weiter, dem unfernen Scheidegg zu, das ebenfalls auf einer Höhe gelegen ist und seinen Namen daher haben soll, daß hier der heilige Gallus und der heilige Magnus sich verabschiedeten, nachdem der erstere seinem in das Algäu einziehenden Gefährten bis hierher das Geleite gegeben hatte.

Im Angesicht der ersten Häuser von Scheidegg zieht der Weg gen Lindau durch einen Wald bergab, und diesen Weg nahm ich, ohne in das Dorf hineinzufahren,

weil der Lehrer und Katechet von Simmerberg mir gesagt hatte, der Pfarrer von Scheidegg sei im Borarlbergischen und nicht daheim.

Und nun kommt die Komödie der Irrungen. Pfarrer Zientner hatte auf die Nachricht hin, daß ich nach Scheidegg komme, seine Kur unterbrochen; er war extra heimgereist, um mich zu treffen. Zu Hause angelangt, hatte er dem Pfarrer von Lindenberg telephoniert, ich käme auf dem direkten Weg von Weiler nach Scheidegg; so habe der Katechet von Simmerberg telephonisch berichtet. Daraufhin machte sich der Lindberger mit seinem Kaplan auf den Weg nach Scheidegg und war schon dahin abgegangen, als ich in Lindenberg erschien.

So warteten denn die Herren alle in Scheidegg auf meine Wenigkeit. Ich aber fuhr an des Bechers Rand vorbei, weil ich, wie gesagt, glaubte, der Pfarrer von Scheidegg sei gar nicht daheim.

Inwieweit der Schullehrer von Simmerberg, der mir gar nichts vom Telephonieren gesagt, an den Mißverständnissen, die mir Pfarrer Zientner nach meiner Heimkehr aufklärte, schuld ist, vermag ich nicht zu enträtseln. Aber aufrichtig leid tat es mir, als ich erfuhr, daß es gegangen war, wie es gegangen ist, um so mehr leid, als der Pfarrer von Scheidegg bald darauf gestorben ist. —

Durch einen langen Wald fuhr ich bergab. In einer Richtung hatte ich schon den ersten Blick auf den nahenden Bodensee und kam nach einer kurzen Fahrt durch ein schluchtiges, mattengrünes Tal hinab auf die schöne Landstraße, die von Rempten nach Lindau zieht. Jetzt ging's in scharfem Trab der schönen Inselstadt zu.

Bei dem Dorfe Schlachters zeigt sich mir der obere Bodensee schon in seiner ganzen Masse, und ich grüße den alten Vater Bodan, an dem ich so lange gewohnt und den ich seit zehn Jahren nicht mehr gesehen, bewegten Herzens.

Je näher man Lindau kommt, umso schöner gestaltet sich der Blick auf den See und seine Umgebung, und umsomehr zeigen die vielen Villen, die rechts und links in Parks liegen, daß wir in der Nähe einer Landschaftsperle sind.

Schon um sechs Uhr fuhr ich über die Inselbrücke in die alte Reichsstadt ein. Mein Quartier im Pfarrhaus war bald erreicht und fiel, wie fast überall in Bayern, brillant aus.

Da es noch früh an der Zeit war, machte ich noch einen Gang durch die Stadt, die ich in ihrem Innern seit dem Jahre 1869 nicht mehr betreten hatte. Es war mir deshalb hier alles neu und interessant.

Man sieht überall, besonders in einzelnen kleinen Gassen, noch Häuser aus der Zeit der alten Reichsstadt,

was Lindau vom 14. Jahrhundert bis zum Luneviller Frieden (1801) gewesen ist.

Es war eine schwere Demütigung der Lindauer, daß sie durch diesen Frieden einen Herrn bekamen, der einer so alten Reichsstadt nicht würdig gewesen. Es war dies der Bastardsohn des maitressenreichen Kurfürsten Karl Theodor: Fürst Karl von Brezzenheim, der Sohn einer Mannheimer Schauspielerin. Ihm fielen für Besitzungen auf dem linken Rheinufer, die ihm sein Vater geschenkt und die Franzosen genommen hatten, die schöne Stadt Lindau und das reiche adelige Damenstift als Entschädigung zu, wahrscheinlich auch noch auf dem Weg der bekannten Tallehrandschen Schmierage.

Zwei Jahre später vertauschte der Brezzenheimer diese seine Besitzungen am Bodensee an Oesterreich gegen solche in Ungarn. Aber ein Jahr darauf mußte der gute Kaiser Franz auch die Stadt Lindau, wie Immenstadt, an den guten Max von Bayern abtreten.

Seitdem sind die Lindauer gut bayerisch, sollen aber immer noch stolz sein auf ihre alte Reichsfreiheit, und das lobe ich an ihnen.

Die stilvollen, ehemaligen Klostergebäude des Damenstifts, die jetzt staatlichen Behörden dienen, zeugen heute noch von dem Reichtum des alten Frauenklosters, das ebenfalls reichsunmittelbar war und mir in seiner Geschichte am bekanntesten ist von allem in Lindau.

Ich hatte nämlich in den sechziger Jahren einmal vor, Regesten über die Urkunden der Fürstbischöfe von Konstanz zu sammeln, und ging zu diesem Zweck im Jahre 1869 im Reichsarchiv zu München die Urkunden des Damenstifts Lindau durch.

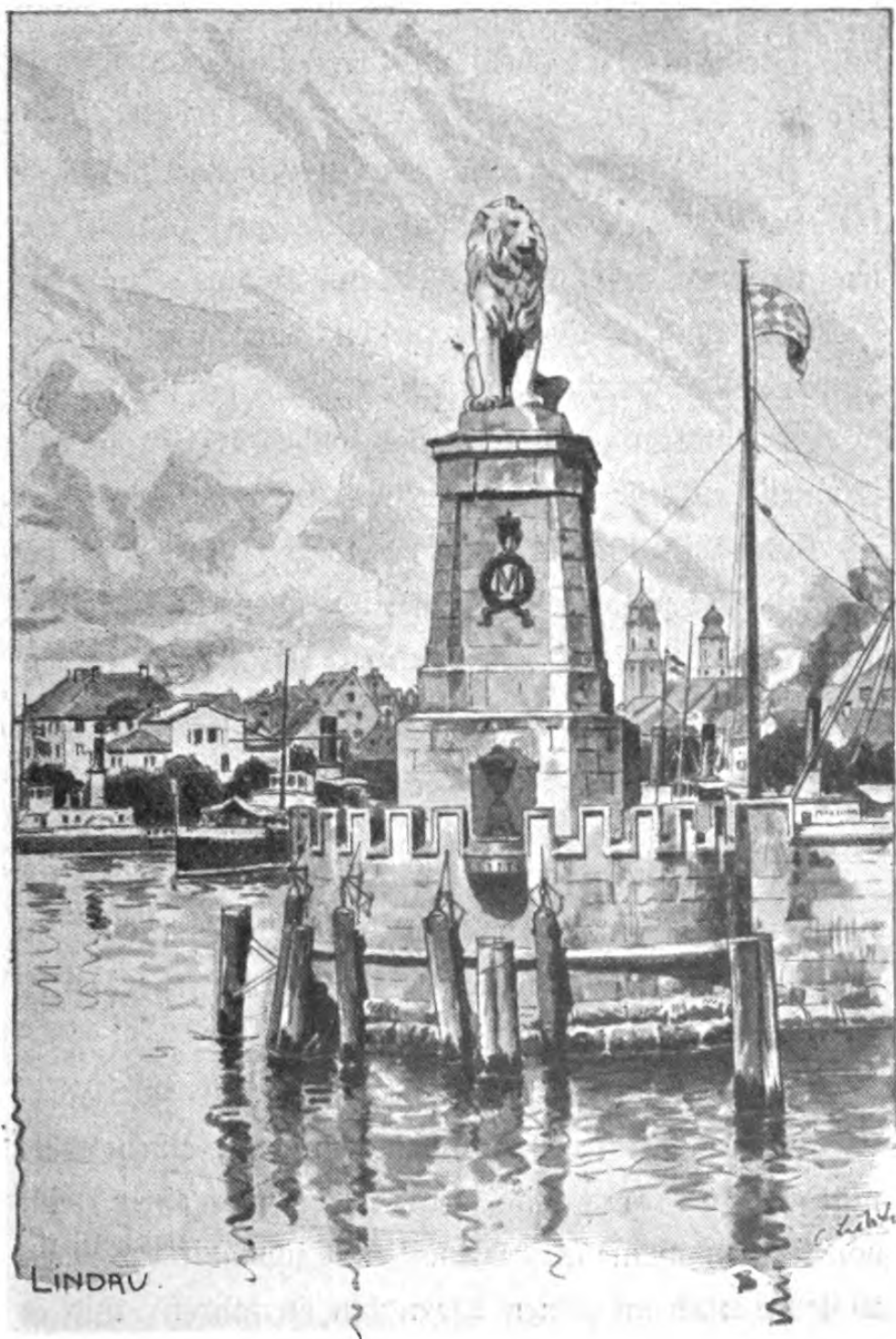
Neben mir saß damals täglich im Archiv der spätere Erzbischof Steichele von München und machte Studien für seine Geschichte des Bistums Augsburg. —

Bekannter als die Innenstadt war mir die Gegend am Hafen. Da bin ich manchmal vorbeigefahren, als ich noch am Bodensee wohnte. Aber seit einundzwanzig Jahren bin ich auch nicht mehr hier gestanden, und der schöne Rundblick vom Hafen aus kam mir drum ganz neu vor.

Zahlreiche wohlbesetzte Dampfschiffe fuhren ein und aus. Die meisten trugen in bekannter deutsch-byzantinischer Art die Namen von Prinzen und Prinzessinnen und von Fürsten und Fürstinnen. Nur eines hatte die schöne Überschrift Helvetia, und dieser Name erweckte in mir aufs neue die Liebe zu dem Freistaat am andern Seeufer und zu seinem souveränen Volke.

In Wahrheit, wenn ich noch zehn Jahre jünger wäre, würde ich bleibend in die Schweiz ziehen und mir im Lande Uri, auf der freiheitlich heiligsten Stätte, eine Hütte bauen. —

Am Abend saß ich noch einige Zeit in dem stil-



vollen Speisezimmer des Pfarrhauses bei dem Dekan und Stadtpfarrer Aubele und seinem „Stadtkaplan“ Müller.

Ungefihts meines heutigen Quartierherrn konnte ich doppelt sagen: „Ende gut, alles gut“. Ich habe überall im Lande Bayern liebenswürdige Quartierherren gefunden, aber am besten gefiel mir der in Lindau. Er spricht ohne jede Affektation mit einem solchen Wohlklang und mit einer solchen Präzision, daß es eine Freude ist, diesem Herrn zuzuhören. Und wenn ich Kultusminister in Bayern wäre, so würde ich für das erste erledigte Bistum nicht einen meiner Studienfreunde präsentieren, sondern den Dekan Aubele in Lindau. —

Am 20. Juli.

Die Nacht in der mir altgewohnten Bodenseeluft war gut gewesen und das Wetter herrlich, als ich in der Frühe zu der stattlichen, im Barockstil erbauten Stifts- und Pfarrkirche hinüberschritt.

Ich trat die heutige Fahrt mit einem zweifachen Gefühle an, mit einem freudigen und mit einem wehmütigen. Es freute mich, heute wieder nach einer Reihe von Jahren meine alte Heimat am schwäbischen Meer zu sehen und an seinen Ufern hin zu fahren, und es erfüllte mich mit Wehmut, als alter Mann nochmals

dahin zu kommen, wo ich als junger Mann so lange gelebt habe.

Wie vom Algäu her die Umgebung der Stadt Lindau mit Villen angefüllt ist, so ist sie es auch am See hin. Hier wohnt, wie ich gestern abend noch hörte, an meinem Reisetweg in der „Villa Freiburg“ ein alter Freiburger Patrizier, von Herrmann, an dem ich umsoweniger vorbeifahren wollte, als der Herr seit Jahren blind ist und von der Herrlichkeit der Natur, die ihn umgibt, nichts mehr sehen kann.

Er freute sich sehr über meinen Besuch und ließ mir keine Ruhe, bis ich nicht bloß die schöne Lage seiner Villa, sondern alle seine interessanten Schätze aus den Gebieten der Kunst und der Wissenschaft gesehen hatte. Er darf mit Recht auf beide stolz sein.

Als ich zur Weiterfahrt wieder einstieg, hatte ein nachbarlicher Villenbesitzer und Leser meiner Bücher mir als letzten Gruß im Bahernland einen Rosenstrauß in den Wagen legen lassen, und weil mir sonst keine Rosen blühen, ich auch keine Rosen verdiene, hat mich der Strauß doppelt gefreut.

Da, wie eben erwähnt, wegen der schönen Lage Lindaus das Land unter- und oberhalb der Stadt am Ufer hin von Villen und Parks eingenommen ist, so muß die Straße ziemlich weit weg vom See hinziehen, und nur von Zeit zu Zeit ist ein Blick gewährt auf

die blaugrüne, in der Morgensonne schimmernde Wasserfläche.

Unterhalb des kleinen Dorfes Nonnenhorn, das seinen Namen sicher dem uralten Damenstift von Lindau verdankt, steht der bayerische Grenzpfahl.

Ich hatte schon zum voraus dem Josef gesagt, daß wir an demselben mit gebührendem Respekt vorüberziehen wollten. Und jeder von uns nahm in seiner Art Abschied von dem Lande, dessen Grenze wir jetzt überschritten.

Der Josef schwenkte seinen Hut und rief: „Adieu, du schönes Bayern mit deinem guten Bier!“

Ich aber gedachte nochmals in wehmütiger Freude all der sonnigen Tage, die ich in diesem von der Natur so gesegneten und von einem so tiefreligiösen Volke bewohnten Lande erleben durfte, und gedachte auch nochmals der vielen Liebe und Güte, die ich von den Menschen in Bayern erfahren. Ich sage wehmütig, weil ich sicher zum letzten Male in meinem Leben dieses Land betreten habe, also am Grenzpfahl von Nonnenhorn Abschied von ihm nehmen mußte für immer.

Nur die Jugend kann fröhlichen Sinnes Abschied nehmen von Menschen und von Ländern, weil sie sich sagen darf: „Ich kann wiederkommen und euch nochmals sehen.“ Das Alter aber, das herbe und das bittere, es erinnert einen, selbst an jedem Grenzpfahl, an das eigene Ende.

Wunderbar schön spricht schon ein altheidnischer Dichter über Jugend und Alter. Es ist der Grieche Sophokles. Er sagt: „Das Alter liegt schwerer auf uns als der Atnaberg und umflort unserer Augen Licht und unseres Herzens Freude. Nicht um den Glanz asiatischer Throne, nicht um Häuser voll Gold gäbe ich die Jugend. Sie ist das Schönste im Reichthum, das Schönste auch in der Dürftigkeit. Doch das totbringende Alter hasse ich. In die Meeresflut möge es stürzen und in die Luft auffliegend sich schwingen, den Häusern und Städten der Menschen aber sollte es fern bleiben.“ —

So der große Dichter. Ich aber bin der Meinung: „Auch das Alter hat sein Gutes, namentlich das eine große Gute, es ist der Vorbote des Todes, des Befreiers von allen irdischen Nöten und Schmerzen.“

Der Grenzpfahl bei Nonnenhorn soll mir aber auch deshalb unvergeßlich sein, weil er meine letzte Wagenfahrt abschließt. Fortan wird der alte Schwarzwald in seinem Schwarzwald bleiben und auf den warten, den ihm sein Alter täglich vor Augen stellt. —

Es ist zu beiden Seiten der Grenzpfähle von Württemberg und Bayern ein schönes Land. Weingärten und Obstfelder, gold'ne Saaten und im Lande Württemberg ganze Wälder von rankenden Hopfen umsäumen den Weg.

Unterhalb des württembergischen Dorfes Hemig-

kofen passierte ich die Argen wieder auf einer so schändlichen Eisenbrücke, die, wieder ein wahrer Schwabenstreich im schlimmsten Sinn, das Menschenmögliche an Naturverschändung leistet.

Mein Grimm über diese Verschändung wurde erst gemildert, als ich bei Griskirch eine schöne, alte Holzbrücke über die Schussen traf. An dieser Brücke erwartete mich auch ein alter Bekannter und ein ehemaliges Pfarrkind, des Löwentwirts Adolf von Hagnau.

Ich bin seit nahezu zwanzig Jahren nicht mehr in der schwäbischen Bodenseestadt Friedrichshafen gewesen, in der ich einst, wie ich in den „Schneeballen vom Bodensee“ erzählt, fast daheim war. Alle meine näheren Bekannten von damals sind fast ohne Ausnahme gestorben, sowohl Geistliche als Laien.

Sicher zu Hause und am Leben wußte ich in dem alten Buchhorn, daß zu Ehren eines freiheitsfeindlichen Königs von Napoleons Gnaden Friedrichshafen heißen mußte, nur den Fisch-Hoflieferanten Adolf Langenstein, der zu mir noch in die Christenlehre ging. Ihm schrieb ich vor drei Tagen, daß ich Friedrichshafen passieren und dort Mittag machen wollte, er möge mir in einem Gasthaus das Essen bestellen und dabei Gesellschaft leisten.

Hätte ich gewußt, was ich mit diesem Auftrag angerichtet, würde ich denselben unterlassen haben; denn der wackere Adolf hatte mir auf seine Kosten ein ganz

feines Diner mit den besten Sekt-Marken bestellt, um so seiner Freude, seinen alten Pfarrer begrüßen zu können, Ausdruck zu geben.

Ehe ich mich aber an dieses üppige Mahl im Gasthaus zu den drei Königen setzte, fuhr ich noch bei der Ankunft hinaus zu der Wittve meines alten Freundes, des Stadtschultheißen Miettinger, mit dem ich vor dreißig Jahren manche fröhliche Stunde verlebt habe, um seine jetzt eine Greisin gewordene Frau zu begrüßen.

Meinen besten Freund von damals, den Kaufmann Rudolf Schafmayer, der mir in jenen jungen Jahren so manches schöne Lied gesungen, haben sie erst im vergangenen Frühjahr begraben, und die Freude, welche ich schon im Winter hatte, ihn auf der diesjährigen Wagenfahrt in seiner Heimat wiederzusehen, war vergeblich gewesen.

So brillant das Essen war und so köstlich der Wein, ich konnte doch wehmütige Gedanken nicht unterdrücken; denn der Tisch war mir heute gedeckt in dem gleichen Zimmer, in welchem ich einst mit den vielen, zum größten Teil längst toten Bürgern und Beamten von Friedrichshafen fröhlichen Sinnes mein Bier getrunken habe. —

Vor der Weiterfahrt sah ich mir auch noch das Heim meines heutigen Gastfreundes an, und ich staunte,

wie weit es derselbe durch seine Intelligenz und seine Energie gebracht hat.

Er trieb noch jahrelang, nachdem ich als Pfarrer in seinen Geburtsort gekommen war, mit seinem Vater die Wirtschaft und den Rebbau, wurde dann Soldat und Kellner. In der Schweiz verdiente er sich als Oberkellner ein Stück Geld, kaufte in Friedrichshafen eine Wirtschaft und verlegte sich hauptsächlich auf guten Wein und auf Bodenseefelchen. Für die Zubereitung der letzteren erfand er ein eigenes Rezept, welches er, zugleich Volksdichter, in Reimen in die Öffentlichkeit brachte, und jeder Küchenchef kennt jetzt die Felchen à la Langenstein.

Bald verlegte er sich auf Felchen allein und wurde der erste Fischhändler am oberen Bodensee, der heute mit etwa 3000 Hotels und 500 Fischhandlungen in Verbindung steht und viel mehr Geld verdient, als unser-einer als Pfarrer und Schriftsteller zusammen. In seinem Eiskeller sah ich ein ganzes Meer von toten Fischen liegen, an deren Verpackung ihr Herr so eifrig sich beteiligt wie seine Arbeiter.

Ich freue mich immer, wenn ein Mensch auf Grund seiner Volksschulbildung und seines gesunden Menschenverstandes sich heraufarbeitet, und freute mich heute doppelt, weil der energische Mann mein ehemaliges Pfarrkind ist.

Vangenstein ist eben noch an ein neues Unternehmen herangetreten. Er hat ein großes Terrain in der Nähe der Stadt gekauft und will darauf eine ganze Villenkolonie gründen und billige Häuser mit Gärten herstellen für Pensionäre. —

Er wollte mich bis Hagnau begleiten; aber jetzt begann für mich ein Schmerzensweg, und ich sagte meinem Begleiter, er solle mich möglichst ruhig meinen Gedanken überlassen.

Ich sage, ein Schmerzensweg, denn die Straße, die wir jetzt fahren, habe ich vor drei Jahrzehnten unzählige Male bei Tag und Nacht im Wagen, im Schlitten und zu Fuß zurückgelegt, jung und gesund und lebensfroh.

Schon ehe wir Friedrichshafen ganz verließen, sah ich mit Wehmut, daß selbst die Wirtschaft, in der wir damals am meisten verkehrten, „beim Käsenheimer“, nicht mehr existiert, sondern in ein modernes Hotel umgebaut worden ist.

Auch der biedere Käsenheimer und seine schöne, heitere Frau sind längst unter den Toten.

Still der vergangenen Tage gedenkend, fuhren wir am See hinab. An der Grenze zwischen Württemberg und Baden steht noch unverändert auf schwäbischem Boden das einsame Häuschen des alten Uhrenmachers, der Uhrenmacher, Wilderer, Fischer und Vogelhändler in einer Person war, und den ich gar oft, zu Fuß von

meinem Pfarrdörfchen heraufkommend, aufgesucht habe der Vögel halber.

Er selber ist längst aus seiner Hütte ausgezogen und stellt den Fischottern keine Fallen und den Vögeln keine Schlingen mehr, weil er selber eine Beute des Todes geworden.

Auch seiner gedachte ich in stiller Wehmut und der dunklen Abende, an denen ich nach langer Unterhaltung mit dem Kenner der Tierwelt einsam wieder heimkehrte. —

In Immenstaad, meinem alten Nachbardorf, wollte ich den Pfarrer Katzenmeier begrüßen, in dessen Haus ich einst auch viel aus- und einging; aber er war abwesend. Er ist schon der vierte Pfarrer in diesem Ort seit der Zeit, da ich an den See kam.

Acht Jahre lang bin ich jeden Tag, den Gott vom Himmel gab, Sommer und Winter von meinem Pfarrdorf bis zum ersten Haus von Immenstaad spazieren gegangen, und jeder Rebgarten und jeder Fruchtacker am Weg hin grüßte mich heute wie einen alten Bekannten. Vor allem aber grüßte mich das fürstlich Salmische Schloß Herschberg, in welchem zu meiner Zeit ganz allein der Hofkaplan Hoernes, ein Bayer und die Seele der ganzen Gutsverwaltung, wohnte und regierte.

Wie oft bin ich mit ihm auf der Schloßterrasse gesessen, habe Seewein getrunken und im Abendsonnen-

schein die Alpen und das schwäbische Meer bewundert!

Nicht selten haben wir damals Bekannte aus Friedrichshafen auf diese Terrasse eingeladen und die Hagnauer Dorfmusik dazu.

Heute ist der fürstliche Kaplan schon zwei Jahrzehnte tot, und wenn ich darüber nachdenke, wer von jenen Gästen und Musikanten noch leben könnte, so glaube ich, es sind nicht fünf mehr. —

Gleich nach dem Schloß Hertschberg kommt das ehemalige Sommerschloß der Zisterzienser-Äbte von Salem, Kirchberg, heute im Besitze der nachgeborenen Prinzen des Hauses Baden, aber nun auch vereinsamt, vereinsamter als in jenen Tagen, da der auch schon längst tote Prinz Wilhelm von Baden und seine geistvolle Frau hier residierten.

Ich fuhr aber doch in den Schloßhof. Ich wollte dem Josef hier den ersten Seetwein zu kosten geben und nach den Wirtskleuten sehen, die noch bei mir als Kinder in die Schule gingen und heute selbst dem Alter näher stehen als der Jugend.

Dann fuhr ich am „Haldenbichel“ hinauf, und vor mir lagen mitten in einem dunkelgrünen Nebenmeer Kirche und Dorf von Hagnau im Lichte des Sommerabends so verklärt und so reizvoll, wie ich beide noch nie gesehen habe.

Beim ersten Haus ließ ich halten und ging seit-

wärts den kleinen Hügel hinauf, auf den ich so manchen Toten begleitet, zum Friedhof. Mein erster Besuch sollte den Toten gelten, denn die stunden mir näher als die jetzt im Dorfe Lebenden.

Und da fand ich sie denn, die Gräber all der vielen braven Männer, mit denen ich zum Wohl der Gemeinde zusammengewirkt, die ich so oft in meinem Pfarrhäuschen gesehen, und mit denen ich so oft in den Gärten und Weinbergen Zwiesprache gehalten.

Da stund ich am Grabe meines Sakristans, des großen Kübele, mit dem ich jahrelang so intim verkehrt; am Grabe des Müllers in der Harrlachen, den ich fast täglich in seiner Mühle besucht und mit dem ich manche Fahrt ins Land gemacht; am Grabe des Engelbert Minser, der gar oft in mein Haus kam und als Sekretär des Winzervereins viele Jahre seine volkstümliche Gewandtheit gezeigt hat.

Da las ich noch die Namen vieler anderer, die in den einundzwanzig Jahren, da ich nicht mehr auf diesem Gottesacker gestanden, das Leben verlassen haben und die ich alle noch gekannt in ihres Daseins Vollkraft und in ihres Schaffens bester Zeit.

Da stund ich ganz allein — denn meinen Begleiter hatte ich vorausgeschickt dem Dorfe zu — stund da und weinte und betete. — —

Betrübt, wie noch selten im Leben, stieg ich den

kleinen Hügel hinab und fuhr langsamen Schrittes ins Dorf. Ich hatte niemanden etwas gesagt oder geschrieben, daß ich komme. Die Blätter am See aber haben, ich weiß nicht woher, vor einigen Tagen schon berichtet, ich käme in meine alte Heimat, und die Konstanzer Zeitung hatte sogar vernommen, ich sei auf meiner bayerischen Reise in einem Automobil gefahren.

Es war diese Nachricht jedenfalls keine Erfindung, sondern man hat eben irgendwo einen neuzeitigen katholischen Geistlichen, wie es mir am Anfange meiner Reise selber begegnet, in einem dieser teuflischen Kraftwagen fahren gesehen und ihn für mich gehalten oder ein Schalk mich aus ihm gemacht.

Wer meine Bücher gelesen, mußte aber wissen, daß, so ich mich nicht blamieren wollte, ich ebensowenig Automobil fahren, als einen Orden annehmen konnte.

Zum Glück für meine Gemütsstimmung waren die meisten Gagnauer noch in ihren Neben beschäftigt, und ich konnte ziemlich unbeschrien bis zum Kirchplatz fahren. Aber wie staunte ich, als ich das sonnige Kirchlein betrat, über die Verschönerungen, welche dasselbe in den letzten Jahren erfahren hatte. Es ist stilgerecht bemalt, hat ein neues Gestühl und gemalte Fenster.

Dann ging ich hinüber zu meinem kleinen Pfarrhaus und ließ mir von der Nichte des Pfarrers, der

ebenfalls abwesend war, all die Räume öffnen, die ich so viele Jahre einst benutzt und bewohnt hatte.

Auch hier hat sich alles zeitgemäß verschönert, aber die Zimmer waren doch noch so unverändert, um der wehmütigen Erinnerungen genug in mir hervorzurufen. Unverändert schauten auch noch die Alpenwelt und der See herüber zu den Fenstern und mahnten mich an die unzähligen Stunden, in denen ich von da aus zu ihnen hinübergeschaut.

Ich war ein angehender Dreißiger, als ich diese Räume zum erstenmal betrat, und heute bin ich ein hoher Sechziger, da ich sie zum letzten Male sehe. Und ich kämpfte auch hier wieder mit Tränen. —

Drüben beim Bürgermeister erwarteten mich der Hoflieferant von Friedrichshafen und sein Bruder Benedikt. Der Bürgermeister Zimmermann, ungefähr in meinem Alter stehend, hat eben sein Amt niedergelegt und ist seit Jahr und Tag auch ein kranker Mann.

Besser daran ist der Benedikt, mit mir der einzig noch lebende Begründer des Winzervereins und sein vieljähriger Kassier. Er lebt jetzt das Leben eines Rentners und sieht aus wie ein pensionierter Major. Er erzählte mir auch, wie unter den Segnungen des Winzervereins der Wohlstand der Gemeinde sich gemehrt habe, was ich gerne hörte.

Während wir in des Bürgermeisters Wohnstube

bei einem Glase Seewein, der mir viel besser vorkam als früher, beisammen saßen, kam auch noch der Pfarrer Bertsche, welcher mit dem Herrn von Immenstaad in Meersburg bei einem Beichttag ausgeholfen hatte.

Wie alt ich bin, daran erinnerte mich auch der derzeitige Pfarrer von Hagnau, gleichfalls der vierte, seitdem ich von hier fortgezogen. Er war vor vierzig Jahren auf dem Gymnasium zu Donaueschingen noch mein Schüler und hat jetzt das sechzigste Lebensjahr auch zurückgelegt.

Wir gingen nun alle zusammen hinab in die Kellereien des Winzervereins, wo ich mit Staunen sah, wie großartig die Hagnauer aus eigener Kraft diesen Verein entwickelt haben. Ein neuer, großer Keller ist angelegt worden mit Riesenfässern, und überall sah ich musterhafte Ordnung und Reinlichkeit.

Ich sagte ihnen auch, was ich von Freiburg aus schon oft geäußert, sie sollten doch die sauern Jahrgänge durch Zusatz von Zucker oder durch Verschnitt mit italienischem Wein verbessern; sie sollten das unter vom Staaterbetener Kontrolle tun und dann ihren Kunden den Wein in drei Sorten anbieten: Naturgewächs, verschnitten und verbessert. Jeder Käufer könne dann wählen, was ihm am besten zusage, und habe dann in alleweg unverfälschten Wein. —

Durch das Unterdorf suchten wir meinen Wagen

auf, der in der Wirtschaft von Zeller am äußersten Ende des Dorfes eingestellt war.

Aus allen Häusern kamen die alten noch lebenden Hagnauer auf mich zu und grüßten freudig den alten Pfarrer, der mit Tränen kämpfen mußte bei dem Gedanken, die guten Leute, neben denen er so lange gelebt, sicher zum letzten Male zu sehen.

Auch vom Oberdorf kamen sie herab, die braven Rebleute, die, heimgekehrt, erfahren hatten, daß ich hier sei. Und so sah ich auch noch manch einen Hausfreund, den ich in der Eile vergessen hätte — den Sigmund Linser, den Karl Megerle und den Stefan Ehrlinspiel, die abwechselnd täglich in meinem Haus erschienen und meiner Schwester und mir allerlei Gefälligkeitsdienste erwiesen.

Alle wünschten, ich möchte länger bleiben, was mir absolut unmöglich gewesen wäre bei meiner wehmutsvollen Stimmung, die mich förmlich überwältigt hatte.

Ich nahm bewegten Abschied von der Männerchar, die mich bis zum Wagen begleitet hatte, und unter ihren Lebehoch-Rufen zog ich tränenden Auges von dannen auf der neuen, von mir noch nie gesehenen Seestraße.

Es dämmerte schon stark, als ich durch die alte bischöfliche Residenz Meersburg fuhr. Sie hat sich, seitdem ich sie nicht mehr gesehen, durch eine Anzahl Villen am See hin verschönert.

Im Gasthaus zum Schiff wollte ich noch den praktischen Arzt Dr. Zimmermann besuchen, der ehemals in Hagnau mein Ministrant war, aber seine Studien beginnen mußte ohne die auf Dörfern übliche Mithilfe des Pfarrers, weil mir in meinem ganzen Leben kaum etwas so verhaßt war, wie Privatstunden geben.

Mein jetziger Nachfolger in Hagnau ist darin das gerade Gegenteil. Er benützt alle seine freie Zeit, um Knaben zum Studium vorzubereiten, und wenn er im Dorf keine Zöglinge findet, dann läßt er sie von auswärts kommen und nimmt sie in sein Haus auf. So hat er schon einer großen Anzahl von Pfarrern und Staatsbeamten zum Studium verholfen.

Ich traf den jungen Arzt nicht, wohl aber seinen Hausherrn, den Schiffwirt Specht, einen Freund meines verstorbenen Bruders, der sich seit den mehr als zwanzig Jahren, die ich ihn nicht mehr gesehen, kaum verändert hat. —

Am dunkelnden See hin fuhr ich weiter in der Abendkühle, die mir nach den durchgemachten Gemütsbewegungen recht wohl tat.

Mein Nachtquartier hatte ich angesagt in der Villa des Rentners Heilig in Oberuhldingen. Kam mir heute der Weg von Meersburg nach Unteruhldingen, das am See liegt, ein Weg, den ich früher schon zu Fuß gemacht habe, weit vor, so war dies noch mehr der Fall bei

der Entfernung zwischen Unter- und dem im Land drinnen gelegenen Oberuhldingen. Ich meinte, ich könne mein Quartier gar nicht mehr erreichen; denn die Ungeduld, die einen überfällt bei Einbruch der Nacht, macht einem den Weg stets länger.

Endlich tauchte aus der Dunkelheit die Villa auf, die ich vor zweiundzwanzig Jahren bei ihrem Entstehen einmal gesehen, und mein Quartierherr, der auch beinahe an meinem Kommen gezweifelt hatte, begrüßte mit seiner Mutter und seiner Frau den so spät ankommenden Gast auf der Straße.

Ich habe in meinen „verlassenen Wegen“ den Grund meiner Bekanntschaft mit der Familie Heilig, die ehemals in Pfullendorf wohnte, angegeben. Während ich noch in Sagnau war, hatte sie sich zum Betrieb eines Großgeschäfts an den See verzogen und als Wohnung die Villa erbaut.

Der Vater Heilig, mein guter Kammerkollege aus den siebziger Jahren, ein gerader Ehrenmann, ist längst tot. Seine Witwe, die allzeit liebenswürdige Frau Heilig, hat, seitdem ich sie nicht mehr gesehen, dem Zahne der Zeit fast völlig getrotzt.

Die jugendliche Schwiegertochter, eine Österreicherin und ebenso schön als gemütlich, sah ich zum erstenmal und konnte im Geiste dem Sohne und der Mutter nur gratulieren zu dem neuen Familienglied.

Wir saßen am Abend noch lange beisammen und redeten von längst vergangenen Zeiten und Menschen, aber auch von der Gegenwart und ihren Erscheinungen.

Ich fand, daß der Sohn Heilig seinem Vater nicht bloß äußerlich ähnlich sieht, sondern auch ein freisinniger, jeder Knechtseligkeit fremder, gereifter Mann geworden ist, wie sein Vater es war.

Die Villa ist innen fürstlich ausgestattet, und mein Nachtquartier war ein Prunkzimmer ersten Ranges, so daß ich fast fürchtete, in dieser ungewohnten Herrlichkeit und nach dem langen Gespräch und nach den Gemütsbewegungen des Tages eine schlechte Nacht zu haben. —

Am 21. Juli.

Die Nerven, die ich leider schon längst kenne, sind die böshafteften Teufelchen, die es gibt. Hat man sie mehr als sonst aufgereizt, so geben sie einem trotzdem oft eine gute Nacht. Hat man aber gut geschlafen und sie sind ausgeruht, so quälen sie einen den andern Tag, als wäre die ganze Nacht schlaflos gewesen. So ging es mir heute. Ich schlief gut in der königlichen Villa und war trotzdem am Morgen seelisch verstimmt und leiblich todmüde.

Ich hatte heute nur eine ganz kurze Strecke bis zu meinem nächsten Nachtquartier Überlingen und es

so einteilen müssen, da die übernächste Station von Uhlbingen aus zu entfernt gewesen wäre und ich an der Familie Heilig nicht hatte vorüberfahren wollen.

Drum blieb ich auch noch über Mittag und verbrachte den Morgen mit dem Hausherrn in seinem Park in allerlei Gesprächen. Einmal gingen wir auch in das Dorf hinein, in das von der Sonne glühende, um nach Kutscher und Pferden zu schauen, und um nach dem nahen Überlingen dem Manne meine Ankunft anzuzeigen, den ich heute dort besuchen wollte.

Bei Tisch trank ich einen so guten Tyrolerwein, wie ich ihn selbst an der Tyroler Grenze in Bayern nicht gefunden. Er stammte aus dem Keller eines in Südtirol wohnenden Weingutsbesizers und Verwandten der jungen Frau. Er trank sich hinein wie Rahm, und ich trank davon mehr, als bei dieser Hitze vernünftig war.

Ich wartete bis gegen Abend mit der Abfahrt, da ich ja den Weg von etwas mehr als sieben Kilometern bis Überlingen bald hinter mir hatte.

Ich habe diese Strecke früher mehr als einmal befahren, und doch kam mir heute alles fremd vor. Rechts hatte ich Hügelland und links den Überlingersee.

Erst als ich auf einem Hügel das alte Kloster Birnau wieder sah, wurde mir das Land etwas bekannter. Es war dieser herrliche Barockbau einst eine be-

suchte Wallfahrtskirche. Aber Kirche und Wallfahrt kamen in Zerfall, nachdem das nahe Zisterzienserkloster Salem, dessen Filiale es gewesen, aufgehoben worden war.

Trauernd schaut die schöne Kirche herab in den See, und es erinnert einen dieses zerfallende Heiligtum wieder einmal an das Unrecht jener Klostersaufhebung, welche die Güter allermeist lediglich in den Besitz einer andern toten Hand brachte, während dem Volk nichts geblieben ist, als die höheren Pachtzinsen. —

Auch die alte Reichsstadt Überlingen kam mir heute von der Landseite her fremd vor und viel schöner, als ich sie mir gedacht hatte. Da liegt auf den Hügeln eine Menge von Häusern und Villen in einem Wald von Obstbäumen, wie man es sich angeichts des Sees nicht schöner denken könnte.

Diesem Hügelland muß ich zufahren, denn droben auf der Höhe bei dem Kirchlein St. Leonhard sollte der Mann wohnen, den ich sehen wollte, bevor ich in mein Quartier in die Stadt hinabzog.

Nach längerem Hin- und Herfahren kam ich endlich auf der Höhe an und traf in einem einfachen, aber wohnlichen Landhaus den nach meiner Ansicht bedeutendsten christlichen Apologeten unserer Zeit. Es ist dies der protestantische Professor a. D. Bettey, von dem ich schon andertwärts einmal gesprochen habe.

Ich bin ein so großer Bewunderer dieses christ-

lichen Laienapostels geworden durch das Lesen seiner verschiedenen Werke, daß ich es mir nicht nehmen ließ, ihn in Überlingen aufzusuchen und persönlich kennen zu lernen.

Da ich schon früher mit ihm korrespondiert hatte, so waren wir uns nicht ganz fremd, und er empfing mich wie einen Bekannten.

In der Regel deckt sich die Persönlichkeit eines Schriftstellers nicht mit dem Inhalt seiner Bücher, und man ist meistens enttäuscht, wenn man einen Autor, dessen Schriften man bewundert hat, von Angesicht zu Angesicht sieht.

Bei Bettey ist das nicht der Fall. Er hat einen ausgesprochenen Blücherkopf, voll von Geist und Tatkraft, und dabei spricht er in einem so sanften, ruhigen Tone, daß man glauben möchte, sein feuriges Auge und der Klang seiner Rede widersprächen sich.

Er hat, wie alle außerordentlichen Menschen, auch einen bewegten und nichts weniger als sorgenlosen Lebensweg hinter sich.

Als Sohn eines waadtländischen evangelischen Pfarrers geboren, begleitete er als kleiner Knabe nach dem frühen Tode der Mutter seinen Vater, der als Reiseprediger durch Mittel- und Südfrankreich und durch Italien zog, um seinen Glaubensgenossen die Tröstungen der christlichen Religion zu vermitteln.

Auf diese Art hörte er viel und sah viel, träumte und dachte viel und lernte herantwachsend vom Vater Latein, Griechisch und Weltgeschichte.

Viele Zeit brachte er auch kränklich im Bette zu, aber auch, wo es Gelegenheit gab, am Meeresstrand, der ihn mächtig anzog.

Heute noch hält er sich, etwas älter als ich, im Hafen von Überlingen ein Segelboot, in welchem er mit Vorliebe beim Sturm auf dem Bodensee umherfährt.

In Nizza, in der Schweiz und auf dem „Salon“ in Ludwigsburg studierte er weiter und wurde Hauslehrer in Schottland. Von da zurückgekehrt, verlegte er sich auf Naturwissenschaft und Malerei in Italien.

Er ist ein hervorragender Zeichner, und habe ich verschiedene sehr schöne Bilder von ihm gesehen bei seinem Freund, dem Landgerichtspräsidenten Uibel in Freiburg.

Brot für sich und seine Familie suchend, gründete er ein Pensionat am Bodensee bei Konstanz. Da aber solche Dinge bei idealen Menschen nicht prosperieren, so gab er es wieder auf und wurde Lehrer des Französischen an einer höheren Töchterschule in Stuttgart. Seiner zahlreichen Familie halber — ich sah heute noch sechs jüngere Kinder um ihn versammelt — mußte der geistvolle Mann neben seinem Lehramt noch täglich bis zu zehn Stunden Privatunterricht geben.

In seinen alten Tagen entschloß er sich noch zur Schriftstellerei, um zu beweisen, „daß Schöpfer und Schöpfung, Offenbarung und Natur sich nicht widersprechen, sondern sich gegenseitig erklären“.

In diesem Sinne schrieb er seine herrlichen Werke: Natur und Gesetz, Naturstudium und Christentum, das hohe Lied der Schöpfung und Symbolik der Schöpfung.

Ich fragte ihn heute auch, was er, der nur eine kleine Pension bezieht, für diese köstlichen Geistesprodukte an Honorar erhalten habe, und es wurde mir fast ohnmächtig, als ich erfuhr, wie billig dieser Geniemensch seine Perlen verkauft. Ich bin im Vergleich zu ihm, der schriftstellerisch der reinsten Diamantenfabrikant und Hofjuwelier ist, ein ganz gewöhnlicher Dorfnagler, und doch verdiene ich mit meinen Naglerarbeiten fast das Dreifache von dem, was Better für seine Diamanten und Juwelen bekommt. —

Ich saß mehr als eine Stunde bei dem ausgezeichneten Manne und seiner Frau, die, das Bild einer milden und sanften Hausmutter, zugleich seine Sekretärin ist, der er alle seine geistreichen Gedanken diktiert.

Ich schied mit Bewunderung von beiden und gönnte dem in den bescheidensten Verhältnissen zufriedenen lebenden Christen und Helden den schönen Wohnsitz, den er sich hier ausgesucht hat, still und einsam und mit einer wunderbaren Fernsicht auf See und Alpen.

Leider ist dieses mit so herrlicher Naturschau ausgestattete Häuschen nicht mein eigen, und ich wünschte von Herzen ein reicher Mann zu sein, um es kaufen und ihm schenken zu können. —

Die Abendsonne verklärte die alte Reichsstadt Überlingen, als ich vom Berge herab in sie einfuhr.

Wie gut man im katholischen Pfarrhaus aufgehoben und welch liebenswürdiger Mann der Pfarrer von Rüpplin ist, wurde in meinen „verlassenen Wegen“ erzählt, auf denen ich vor fünf Jahren die schöne Bodensee-Stadt auch passiert habe.

Am 22. Juli.

Vor der Abfahrt besuchte ich noch den Bezirksarzt Dr. Wörner, der mir auch wieder die Vergänglichkeit der Zeit predigte. Er war noch oftmals, seitdem ich Pfarrer in Freiburg bin, als Student bei mir und ist heute schon mehr als ein Dezennium Bezirksarzt.

Den Weg von Überlingen bis Sipplingen mit den malerischen Heidenlöchern habe ich schon einmal beschrieben, als ich auf „verlassenen Wegen“ seeaufwärts fuhr. Damals leuchteten die Kirichen in vollster Reife von den Obstbaumwäldern an der Straße hin und vermehrten den Zauber des Landes.

Wunderbar schön aber kam mir auch heute wieder der Blick vor auf die an den Ufern des Sees sich gegenüberliegenden Dörfer Bodmann und Sipplingen.

Bei Ludwigshafen bin ich am Ende des schwäbischen Meeres, nehme aber nicht mehr den Weg, den ich vor fünf Jahren gemacht, sondern ziehe nordwestlich durch ein enges Tal hinauf der Stadt Stockach zu. Auf der Höhe angekommen, habe ich einen ent-



zückenden Blick auf ein von goldenen Saaten strahlendes Hüggelland, aus dem gar malerisch das alte Städtchen Stockach herausschaut, in einem Talgesenke auf einem Hügel liegend. Dieser Hügel trägt auf seiner westlichsten Spitze noch die Ruinen des Stammschlosses der alten Landgrafen von Nellenburg.

Diesem mächtigen Geschlechte gehörte der Erzbischof Udo von Trier an, ein Hauptparteilänger Kaiser Heinrichs IV., mit dem er 1078 verheerend in seine schwäbische Heimat einfiel, aber bei Tübingen eines plötzlichen Todes starb.

Ein Wolfrad von Nellenburg zog 1267 mit dem Hohenstaufen Konradin nach Italien und sah seine Heimat nie wieder. Und ein dritter Nellenburger, Eberhard, führte 1416 die militärische Bedeckung bei der Hinrichtung des Johannes Hus zu Konstanz. Mit ihm starb das Geschlecht aus, und die Herrschaft Nellenburg kam mit der Stadt Stockach an eine Schwester des Verstorbenen, welche an einen der „freien Herren“ von Thengen verheiratet war.

Diese Herren von Thengen ließen sich ob dieses schönen Erbes wohl sein und hielten fröhliche Feste, so auch einmal in Stockach eine Doppelhochzeit, bei der es zu einem Zweikampf kam, weil der Graf Johann von Fürstenberg es nicht ertragen konnte, daß man den mitanwesenden freien Herrn Werner von Zimmern für den schönsten Ritter und des Fürstenbergers Frau, Anna von Kirchberg, als die schönste Dame bei der Hochzeitsfeier erklärte.

Eifersüchtig auf den von Zimmern, nicht wegen seiner Frau, sondern wegen des Lobes als des edelsten Ritters, forderte er den Werner zum Zweikampf, und

dieser warf ihn so in den Sand, daß er wenige Tage darauf auf seinem Schlosse Fürstenberg das Leben ließ.

Vor seinem Tode hat er seine schöne Frau Anna, doch ja den noch ledigen Herrn von Zimmern nicht zu heiraten. Was tat aber diese? Sie nahm gerade den Werner. Ich führe dies Beispiel nur an als Zeichen, wie die Wibervölker sein können.

Die flottlebenden Herren von Thengen mußten die Grafschaft Nellenburg bald verkaufen. Der Käufer aber war 1465 der Herzog Sigismund von Osterreich.

So wurde Stockach eine österreichische Stadt und blieb es, bis Napoleon sie im Frieden von Preßburg dem König Friedrich von Württemberg übertrug zum großen Leidwesen der Stockacher und des ganzen Hegaus. Denn der Württemberger, dem sie bald den Titel Herodes gaben, war ein gewalttätiger Mensch.

Aber 1810 verlor der dicke Württemberger den guten Fang wieder; diesmal konnte die Talleyrandsche Sippschaft nicht helfen. Napoleon griff selber ein zu Gunsten seiner Adoptivtochter Stephanie, die 1806 den Erbgroßherzog von Baden geheiratet hatte. Der Großherzog von Baden bekam den Hegau samt Stockach, und seitdem nennen sich die badischen Fürsten auch Grafen von Nellenburg.

Den schlimmsten Streich hat den Stockachern der in diesem Buche schon öfters rühmlichst genannte Kurfürst Max Emanuel von Bayern geliefert.

Als er 1704 mit den Franzosen die Kaiserlichen bekriegte und die Stockacher Linien nehmen wollte, leisteten ihm die Stadt und die Bauern der Umgebung Widerstand. Er schoß deshalb am 25. Mai die Stadt in Brand, welcher alle Häuser und auch die Kirche zerstörte.

Der damalige Gegner des Kurfürsten bei Stockach, der kaiserliche Feldmarschall von Thüngen, war, was die Franzosen betraf, gerade das Gegenteil des Bayern.

Er haßte die Welschen so, daß, wenn er eines seiner Kinder taufen ließ, er den tausenden Priester jeweils ersuchte, bei der im Taufritus vorgeschriebenen Frage: „Widerstehst du dem Satan?“ — hinzuzufügen „und den Franzosen?“ —

Es hat überhaupt selten eine Stadt in Kriegzeiten so viel gelitten wie Stockach, vorab wegen seiner Lage als Hauptknotenpunkt an der Heer- und Verkehrsstraße von Westen nach Osten. Denn alle Kriegsheere, die von Frankreich aus nach Bayern oder Osterreich wollten und umgekehrt, zogen durch diese Stadt, welche so von 1790 bis 1814 mehr als eine Million Soldaten ins Quartier nehmen mußte. —

Heute aber lag sie so friedlich, von reifen Saaten vergoldet, im Sonnenlichte da, daß man nicht glauben mochte, daß hier schon so viel Krieg und Kriegsnot sich abgespielt habe.

Ich fuhr schon gleich nach elf Uhr in dem sonnigen, heiteren Städtchen ein, von dessen Angesicht und Lage ich gar keine Ahnung mehr hatte, obwohl ich es schon zweimal gesehen. Allerdings ist das schon lange her. Das erstemal marschierte ich eines Abends im August 1861 als Student in Stockach ein und übernachtete. Das zweitemal fuhr ich im Jahre 1865 mit dem Gilwagen hier durch. —

Da es noch früh an der Zeit war vor dem Essen und mein Gasthof ganz in der Nähe des Pfarrhauses sich befand, so begrüßte ich ausnahmsweise um diese Zeit den Pfarrer Meiningen, mit dem ich schon korrespondiert hatte, und lud ihn, um seiner Einladung zuvorzukommen, ein, mit mir zu Mittag zu speisen.

Im Herfahren hatte ich mich erinnert, daß in Stockach ein alter Rastatter Student wohnte, den ich das erste Mal vor einigen Jahren auf dem „Rastatter Tag“ gesehen und dessen klassische Rede ich damals bewundert habe. Ich nahm mir vor, ihn zu besuchen. Es ist dies der Medizinalrat Waidele, der einige Jahre vor mir in Rastatt studiert hat und dessen Frau, aus dem Gasthaus zum „Drachen“ stammend, eine Nichte meiner letzten Rastatter Hausfrau, der Buchhändlerin Hanemann, ist.

Der geistvolle, nahezu erblindete Arzt hatte eine große Freude über meinen Besuch und ließ es sich nicht

nehmen, mir, am Arm seiner Frau in mein Gasthaus kommend, den Besuch vor meiner Abfahrt zurückzugeben. Er zitierte auch heute wieder einige passende Stellen aus seinem Lieblingsdichter, dem Horaz, den er jedenfalls ganz auswendig kennt. Sicher hätte er einen ausgezeichneten Philologen abgegeben. —

Stoßach ist berühmt als Narrenstadt, ein Name, der ihm nach meiner Ansicht alle Ehre macht, weil er zeigt, daß in ihr allzeit lustige Leute gewohnt haben. Und lustig und heiter sein können, ist in diesem trostlosen Tale der Zähren doch das Beste.

Die Narrenzunft Stoßach stammt schon aus dem 14. Jahrhundert und hat zu ihrem Gründer einen richtigen Hofnarren, der ein geborener Stoßacher namens Hans Ruoni (Konrad) und Hofnarr gewesen ist bei dem Herzog Leopold von Osterreich.

Als dieser gegen die Schweizer zog und mit seinen Generälen beriet, auf welchen Wegen er in das Schweizerland einfallen wolle, und zum Schluß auch seinen Narren scherzweise fragte, wie ihm der Plan gefalle, gab dieser zur Antwort: „Er gefällt mir nicht; ihr habt euch alle beraten, wie ihr in das Land kommen wollt, aber nicht, wie wieder heraus.“

Da die Narren, wie es im Volksmund heißt, die Wahrheit sagen, so traf dies auch bei dem Hans Ruoni zu. Der Herzog wurde bekanntlich bei Morgarten

(November 1315) so auf's Haupt geschlagen, daß die wenigsten seiner Ritter mehr aus der Schweiz herauskamen und Leopold seine Rettung nur der Schnelligkeit seines Pferdes verdankte.

Nach Winterthur zurückretiriert, sagte er seinem Hofnarren für seinen klugen Ausspruch eine Belohnung zu und ließ ihm die Wahl derselben. Ruoni verlangte als echter Narr nichts anderes, als eine privilegierte Narrenzunft mit Narrengericht in seiner Vaterstadt Stöckach errichten zu dürfen. Seine Bitte ward gewährt.

Ruoni starb zu Stöckach 1355, hat aber erst 1351, als er am Ende seines Lebens in seine Vaterstadt sich zurückzog, die Narrenzunft selber gegründet.

Es war auch ein Zeichen der guten alten Zeit, daß die Fürsten jener Tage sich einen Hofnarren hielten, um wenigstens einen Mann um sich zu haben, der ihnen die Wahrheit sagte. Seitdem die Sitte, Hofnarren zu halten, aufgehört, sind die Fürsten gar nicht mehr gewöhnt, die Wahrheit zu hören, und werden jeweils übel gelaunt, wenn sich ihnen einmal aus der Schar der sie umgebenden Kriecher und Webler ein weißer Rabe naht und ein wahres Wort spricht. —

Das „grobünstige“ Narrengericht von Stöckach besteht aus einem Präsidenten, einem Gerichtsnarrevater, zwanzig Gerichtsnarren, einem Narrenschreiber



und einem Narrenbüttel. Die übrigen Mitglieder sind die Laufnarren.

Nach dem alten Stiftungsbrief hat in der Zeit von Lichtmeß bis zum Sonntag Lätare (vierter Sonntag in der Fasten) alles, was keine offizielle obrigkeitliche Berrichtung hat, dem Narrengericht Gehorsam zu leisten.

In das Narrenbuch werden alle dummen und närrischen Streiche, die in Stadt und Umgegend von einer Fastnacht bis zur andern begangen werden, eingetragen.

Am ersten Sonntag nach Dreikönig versammelt sich das Narrengericht im Narrenwirthshaus, das jedes Jahr wechselt, bestimmt, was dieses Jahr während der Fastnachtstage gespielt werden soll, und vergibt die Rollen.

Am Sonntag vor Fastnacht hält das Narrengericht zu Pferd oder in Wagen oder Schlitten, begleitet von den Laufnarren, seinen feierlichen Umzug durch die Stadt und verkündet, was gespielt werden soll.

Am Mittwoch vor dem schmutzigen Donnerstag wird der Narrenbaum gefällt, am folgenden Tag von Kindern bis zum Marktbrunnen gezogen und dort unter Musik und im Geleite aller Gerichts- und Laufnarren aufgestellt.

Er besteht aus einer hohen Tanne, an der alle Äste bis zum Dolden (Krone) abgehauen sind, und

trägt eine Tafel mit der Inschrift: „Stammbaum aller Narren“.

Am Fastnachtmontag wird in der Pfarrkirche für die verstorbenen Narren in Anwesenheit aller lebenden Narren ein Seelenamt gehalten. Am Dienstag finden die Spiele statt, und am Mittwoch Abend zwischen sechs und sieben Uhr wird die Fastnacht begraben, indem die ganze Gesellschaft dreimal still um den Narrenbaum herumgeht.

Am Sonntag Lätare wird der Narrenbaum in aller Stille entfernt. An den Fastnachtstagen selbst werden die neuen Mitglieder in die Narrenzunft aufgenommen. Jedes Mitglied muß den Narrenschwur leisten, indem es die linke Hand auf das närrische Herz legt und die rechte Faust zum Stammvater der Narrenzunft, dem Bildnisse Kuonis, emporhebt und die Worte spricht: „Ich verspreche, so wahr Hans Kuoni ein großer Narr gewesen, und bei meiner Narrenehre, daß ich, so lange mir Bier, Wein, Schnaps und Schinken schmecken, als wirklicher Vollblutnarr bis an mein seliges Ende bleiben und verharren will, damit ich würdig werde meiner Vorfahren närrischen Angedenkens. Ebenso gelobe ich, die Satzung und Ordnung eines grobgünstigen Narrengerichts treu und fest zu halten, auch die Interessen der Narrenzunft nach Kräften zu fördern und den Narrensamen gehörig zu ziehen, damit das Institut des Narrengerichts stets in Floribus sei. Amen.“

Alsdann muß der Schwörende ein in dem Narrenbuch befindliches Bildnis des Hans Kuoni küssen, worauf er vom Präsidenten mit der Peitsche zum Narren geschlagen wird.

Jedes Mitglied hat sich in das Narrenbuch einzuschreiben. Es werden auch Freinarren und Ehrenmitglieder ohne Narrentage aufgenommen.

So nahmen die Stockacher anno 1880 auch den nun verstorbenen Prinzen Friedrich von Hohenzollern als Ehrenarr in ihre Zunft auf.

Wenn man sonst einer fürstlichen Persönlichkeit diese Ehre antun wollte, könnte man leicht wegen Majestätsbeleidigung angeklagt werden.

Der obige Prinz, Sohn eines geistreichen Vaters, nahm die Sache mit Humor auf und dankte mit folgenden Versen:

Dem hohen, grobgünstigen Narrengericht,
 So zu Stockach sein weises Urteil spricht,
 Will ich hiermit die Nachricht geben,
 Daß ich seinen klugen Brief erhalten soeben
 Mitsamt der Urkund', die mich ernannt
 Zum Ehrenlaufnarr in Kuonis Land.
 Ich fühle mich nicht wenig geschmeichelt
 Und sage dies frei und ungeheuchelt,
 Daß eine so geistesgewaltige Zunft,
 Die siegreich über die Alltagsvernunft
 Mit Wiß und Humor die Sorgen und Grillen
 Des Lebens zu bannen weiß und zu stillen
 Hans Jakob, Sonnige Tage. 39

Und unter der Fahne der Narretei
 Über den Haufen wirft alle Philisterei —
 Daß Euere privilegierte Schar
 Mich wert hält der Würde als Ehrennarr.
 Drum herzlich dankend erwidere ich,
 Euer freundlich närrischer Friederich,
 Prinz von Hohenzollern.

Die wackeren Stockacher haben sich ihre Narrenzunft nie töten lassen trotz verschiedener städtischer und staatlicher Verbote, weil die Laufnarren ihr Privilegium, an den Fastnachtstagen am Publikum allerlei Unfug auszuüben, vielfach übertrieben.

Selbst in Kriegszeiten und in Kriegsjahren wurde das Narrengericht abgehalten, und wenigstens zum Zeichen, daß man die alte Zunft hochhalte, der Narrenbaum aufgestellt. Und es gehört heute noch zum guten Ton, daß jeder Beamte und Geistliche, der nach Stockach versetzt wird, unter den oben angegebenen Zeremonien sich als Laufnarren in die Narrenzunft aufnehmen läßt.

In Kriegszeiten ließen sich selbst russische und französische Offiziere in die Zunft aufnehmen. Das Narrengericht unterblieb nur, während die Preußen von 1849 bis 51 das badische Land besetzt hielten. Der Bruder Preuß versteht ja keinen Spaß; aber den Narrenbaum haben die Stockacher mit hoher preußischer Erlaubnis doch noch aufrichten dürfen. —

Ich freue mich von Herzen, daß die Stockacher an

ihrer alten, fröhlichen Narrenzunft festhalten und eine Narretei üben, in der noch viel Vernunft steckt.

Es gibt in unserer Zeit andere Narrheiten, die unendlich törichter und gefährlicher sind, als die liebenswürdige und heitere Narrenzunft der Stockacher. Ich meine hier vor allem die Narretei, mit der man in unseren Tagen mit aller Gewalt die Frauentwelt aus ihrer Sphäre herausreißen und zu über- und mißgebildeten Mannweibern machen will.

Leider hat diese Narrenzunft nicht nur eine Stadt im deutschen Reich zum Sitz, sondern viele. Die Präsidenten dieser Narrenzunft sind meistens Gelehrte von Fach, und die Zahl ihrer Laufnarrinnen wird immer größer.

Da fällt mir, während ich dies für den Druck niederschreibe, ein Zirkular in die Hand, in welchem die katholischen Frauenvereinigungen der lieben Stadt Freiburg anzeigen, daß sie auch in diese große, neumodische Narrenzunft eingetreten sind. Es werden deshalb in diesem Zirkular mit Rücksicht „auf die stets wachsenden Aufgaben der Frau in der Gesellschaft“ folgende Vorlesungen angekündigt:

1. Dante und seine Zeit mit einer Einführung in die Kultur des Mittelalters.
2. Neubildungen der Religion auf dem Boden der nichtchristlichen Philosophie.

In Wahrheit, mir kommt das vor, wie wenn man einer Herde Schafe Vorlesungen halten wollte über den Gesang der Nachtigall, oder wenn man einer Schar junger oder alter Ziegen die geheime Offenbarung des heiligen Johannes erklären würde.

Ich begreife nicht, wie Universitätsprofessoren sich hergeben können zur Drescherei so leeren Strohes. Da tut wahrhaftig der arme Steinklopfer auf der Landstraße eine für die menschliche Gesellschaft viel wichtigere Arbeit.

Ein anderer Professor hält den Wibervölkern, wie ich höre, Vorträge über die „Verfassung des deutschen Reiches“ und spricht wohl auch über das zukünftige Wahlrecht der Weiber. Ein dritter liest gar über Friedrich Nietzsche und seine Philosophie.

Hoffentlich verheimlicht der Vesper über Nietzsche seinen Zuhörerinnen nicht, was dieser jetzt so hochgelobte Philosoph über die Emanzipation der Wibervölker sagt.

Nietzsche spricht als Zarathustra in der Richtung also: „Die Entzauberung des Weibes, die Verlangweiligung des Weibes kommt langsam herauf. Die Frauenemanzipation ist eine Dummheit, eine männliche Dummheit, deren sich ein wohlgeratenes Weib, das immer ein kluges Weib ist, im Grund zu schämen hätte. Die Frauenemanzipation ist eine Entweiblichung. Man will selbst Freigeister und Literaten aus den

Frauen machen, als ob ein Weib ohne Frömmigkeit für einen selbst gottlosen Mann nicht etwas vollkommen Widriges und Lächerliches wäre."

Man sieht, auch der gottlose Nietzsche hat seine guten Stunden gehabt und seine Worte sind eine kalte Dusche für die Feministen und für die emanzipationsfüchtigen Mannweiber. —

Diese Erscheinungen sind in meinen Augen ebenso verrückt wie gefährlich. Sie gehören nach meiner Ansicht zu den Vorboten jener Zeit, in der die Weiber „zu Hyänen werden“, d. h. zu den Vorboten der Revolution.

So war es für den, der die Geschichte kennt, allzeit kurz vor großen Umwälzungen. Ehe die Völkerwanderung die römisch-griechische Kultur niedertrat und das Christentum mit seinem Wahlspruch: „Das Weib schweige in der Gesellschaft“ — das Heidentum niedertwarf, lebten in den damaligen Großstädten die emanzipierten Weiber und philosophierten.

Die Zeit der Renaissance, welche die große Revolution des Glaubens und Denkens anbahnte, zählt ebenfalls ihre Mannweiber.

Vor der französischen Revolution spielten eine große Rolle in Paris die Salonlätwinnen, und in der Revolution selber hielten Weiber, wie die Tallien und die Roland in den Klubs Vorlesungen über die Segnungen der Revolution.

In unserer Zeit bereiten wir die Wibervölker vor für die kommende, soziale Revolution, indem wir sie dem Haus und der Familie entziehen und ihnen ihren von Natur angewiesenen Beruf entkleiden.

Deshalb sind auch die klugberechnenden Sozialdemokraten die eifrigsten Verteidiger der Emanzipation und der Bildung der Frauen. —

Wenn einmal einer eine vernünftige und zeitgemäße Vorlesung für Weiber halten will, so behandle er die Wibervölker auf der Straße, im Wirtshaus, auf dem Rade, im Tram, auf den Rathäusern und im Automobil und spreche über die Schädigungen, welche für Haus und Familie daraus hervorgehen. —

Merkwürdig! Kaum habe ich diese Zeilen niedergeschrieben, als mir die Post den Brief eines angesehenen katholischen Gelehrten und höheren Beamten in München bringt, in welchem die gleichen Gedanken ausgesprochen sind, die ich eben in der Frauenfrage erörtert habe.

Dem Briefe lag noch ein Zeitungsausschnitt bei, in welchem der Münchner katholische Frauenbund für diesen Winter ebenfalls wissenschaftliche Vorträge für Damen ankündigt, die von katholischen Professoren der dortigen Hochschule gehalten werden.

Der genannte Herr fragt sich auch, wie ich, was man von solchen Hochschullehrern denken soll, welche

den Frauen der bayerischen Hauptstadt akademische Vorträge halten über „Gesellschaft und Staat“, über „Dante“, über die „Interpretation von Shakespeares Hamlet“, über „das System der Psychologie“, über „die psychologischen Grundlagen des höheren Geisteslebens“.

Es schwindelt einem ordentlich der Kopf, wenn man sich denkt, daß derartige Vorlesungen Hausfrauen und weiblichen Gehirnen mundgerecht gemacht werden sollen, und man fragt sich: „Sind wir denn schon mitten in den Zeiten des Wahnsinnes, den ein amerikanischer Gelehrter der ganzen kaukasischen Rasse bis zum Jahre 2500 prophezeit hat?“

Wenn das keine Narretei ist, so gibt es keine mehr.

Diese Münchner Vorträge werden ferner meist gehalten zwischen neun und zwölf Uhr des Morgens, wo jede anständige Hausfrau daheim sein sollte.

Aber so muß es kommen. Zuerst hat die hohe Wissenschaft von ihren Kathedern herab die Lehre gebracht, daß alles nur Stoff und Kraft sei und kein Gott und keine Seele und keine Unsterblichkeit existiere; dann hat sie als Zweck des Menschen den Kampf ums bessere Dasein proklamiert und so Hunderttausende von jenen Leuten, die mühsam in den Werkstätten arbeiten, zu Ungläubigen und zu Sozialdemokraten gemacht.

Und jetzt kommt die akademische Wissenschaft und verdirbt uns noch das Weib und bereitet so, wie ich

oben schon gesagt, die ganze Gesellschaft vor für den Umsturz aller sozialen Verhältnisse.

Und dazu lassen sich selbst katholische Gelehrte herbei! —

Mit einer wahren Hochachtung vor den Stockachern, welche die einzige vernünftige Narrenzunft im deutschen Reiche haben, verließ ich am Nachmittag ihr freundliches Städtchen, dessen schlichten und einfachen Häusern man ansieht, daß sie lustigen Leuten gehören; denn sie alle schauen heiter in die Welt.

Auch das Gasthaus zum Löwen, wo ich mit dem Pfarrherrn, der auch Laufnarr ist, speiste, kann ich nur loben. —

Durch Hügelland geht's talabwärts weiter. Hinter dem Dorfe Renzingen komme ich auf eine wellige Hochebene, die mit Getreide und Wald besetzt ist.

Auf den Feldern herrscht reges Leben; alles ist an der Fruchternte.

Bei dem Städtle-Dorf Eigeltingen sah ich an der Straße einen Wegweiser, der auf einen Aussichtspunkt mit dem Namen „Friedrichsruhe“ hinweist.

Ich bin überzeugt, daß der Großherzog Friedrich von Baden hier oben noch nie geruht hat; aber ein richtiger deutscher Untertan ruht trotzdem süß genug da droben, wenn er nur weiß, daß der Ruhepunkt den Namen eines Fürsten trägt. —

Ich fuhr einige Zeit lang durch den Wald und

kam dann plötzlich zu dem alten Städtchen Aach, das malerisch auf einem Berge liegt, und mit ihm in eine Gegend, die ich vor fünf Jahren durchfahren und beschrieben habe.

Als ich damals am 21. Juni hier vorüberzog, war es ein regnerischer, kühler Abend; heute passiere ich den Ort bei einer Julihitze ersten Rangs, trotzdem es schon gegen fünf Uhr des Abends geht.

Auch der Staub belästigt mich, seitdem ich vom Bodensee weg bin. Es kam mir dabei aber der Gedanke, daß wir eigentlich den Straßenstaub nicht so lästig finden sollten. Ist er ja doch unser nächster Verwandter und Bruder, denn auf den ersten Blättern der Geschichte der Menschheit steht geschrieben: „Du bist Staub und sollst zum Staub zurückkehren, von dem du genommen bist.“ Ein wahres Wort!

Lebendiger Staub die Lebenden und toter Staub die Toten, und so wie der Wind den Staub über Straßen und Gassen fegt, daß er aufwirbelt, als ob er lebendig wäre, so eilen wir Menschen, von unserer bißchen Lebenskraft getrieben, durch Straßen und Gassen und sind doch nichts anderes als lebendiger Staub, der, wenn der Odem des Lebens aufhört, zum toten Staub niederfällt. —

Bald zeigen sich auch wieder die Regelberge des Hegaus und in einem Gesenke eingebettet das Städtchen

Engen. Wiederum wie vor fünf Jahren halte ich an dem alten Postwirthshause. Aber diesmal empfängt mich nicht mehr der greise Posthalter Donat Munding mit der Miene und Haltung eines altvenetianischen Staatsmannes. Sie haben ihn im vorigen Jahre begraben.

An seiner Stelle amtet sein Sohn in Haus und Feld und labt mich mit süßer Milch von den stattlichen Kühen, die er mir in seinem Stalle zeigte.

Nicht gegen den Randen, von dem ich damals herfuhr, nehme ich heute den Weg weiter, sondern nordwestlich, bergauf der „Stettener Höhe“ zu.

Ziemlich weit oben passiere ich auch den Trunzenhof, die Stammburg, auf den mein derzeitiger Kooperator und getreuer Sekretär Anton Trunz den Ursprung seiner Familie zurückführt. —

Auf der Höhe angelangt, habe ich nochmals eine herrliche Aussicht auf das tief unten liegende Städtchen Engen, auf die Burgruinen des Hegaus, auf den Untersee und auf die Insel Reichenau.

Lange betrachtete ich, über dem reizvoll in einer Bergmulde gelegenen Dörfchen Stetten Halt machend, das durch den Abendfrieden verklärte Bild. Ich betrachtete vorab nicht ohne Wehmut die Gegend um den Bodensee, die ich sicher zum letzten Male gesehen, und ich nehme nochmals Abschied von ihm und dann auch

von dem schönen Land zu meinen Füßen, das erst vor fünf Jahren mich so sehr erfreut hat.

Durch ein einsames Waldtälchen fahre ich nun bergab. Seine Einsamkeit, jedes Fehlen einer menschlichen Wohnung und die mit den sattgrünen Matten wechselnden Tannenforste geben ihm einen besonderen Reiz, trotzdem das Wasser ihm fehlt.

Stille grasen Rehe am Rande der Wälder und erhöhen die Poesie dieses Waldabends.

Das Tälchen öffnet sich nach längerer Fahrt in eine ziemlich weite Mulde, und links oben liegt zwischen Waldbergen, etwas erhöht, mein heutiges Nachtquartier, das Pfarrdorf Kirchen.

Der hiesige Pfarrherr, geistlicher Rat und Dekan Ruttruff, ist ein alter Bekannter von mir aus meinen jungen Jahren. War er doch Pfarrer in Wolke bei Hasle, als ich noch Neupriester gewesen, und ich habe manchen Tag der Gastfreundschaft bei ihm genossen.

Vor achtunddreißig Jahren, er war damals Pfarrer in Möhringen an der Donau, bin ich zum letzten Male sein Gast gewesen, und heute ist er 86 und ich demnächst 68 Jahre alt. Ich wollte drum um keinen Preis an ihm vorüberfahren, obwohl es nähere Wege gegeben hätte der Heimat zu, und hatte ihm deshalb lange vor Beginn der Reise meinen Besuch zugesagt.

Als ich das letzte Mal bei ihm war im Jahr 1867,

lebte seine Nichte noch, die ebenso schöne als energische Kesi. Heute treffe ich sie nicht mehr. Sie ruht seit Jahren gerade dem Pfarrhaus gegenüber unter den Toten. —

Seit Ettal hatte ich keine dicke Milch mehr bekommen. In Kirchen aber ist sie an der täglichen Abendordnung, denn der Pfarrer und sein Vikar genießen jahraus jahrein zum Nachessen nur Sauermilch und Kartoffeln.

Als ich staunend fragte, ob das dem jungen Hilfspriester genüge, vernahm ich, daß es lediglich auf seinen Wunsch geschehe, bei dessen Erfüllung der greise Pfarrer gefunden habe, daß es ihm auch sehr gut bekomme.

Mit Hochachtung betrachtete ich den jungen Vikar, der jedenfalls in der Richtung zu den weisen Raben seines Standes gehört. —

Am 23. Juli.

Kirchen im Kirchtale, das ich gestern zum ersten Male sah, ist, wie fast alle Orte in der fränkisch-karolingischen Bertholdsbaar, sehr alt. Schon im Jahr 806 vergabte ein Graf Jfanbart, Sohn des Grafen Warin im Thurgau und Vizingau, dem Kloster St. Gallen sein väterliches Erbe zu Chirchheim an der Giterabe (Nitrach).

Später wurde der Ort fürstenbergisch, und es stund bis zum Ende des 18. Jahrhunderts hier ein

fürstenbergisches Jagdschloß. Schade, daß dasselbe heute nicht mehr steht, denn ich hätte ihm meinen Fluch zugesandt. In ihm kniete nämlich vor einem Fürsten von Fürstenberg einst einer meiner Ahnen, der mit einer Deputation von Hasle gekommen war, und überreichte eine Bittschrift um Freiheit. Knieend mußten sie ihr Bittgesuch überreichen, und schnöde wurden sie entlassen. Die französische Revolution allein hat geholfen und das kniefällige Überreichen von Bittschriften abgeschafft. Ihr sei Lob und Dank dafür! —

Nach dem Gottesdienst besuchte ich vor allem das Grab der Resi. Sie war fünfundzwanzig Jahre alt, als ich sie zum letzten Male gesehen, und starb als eine hohe Fünziggerin. Mit Wehmut gedachte ich der Zeit, da ich mit der Toten gescherzt und gelacht habe, der Zeit, die längst vorüber ist, und die mich heute an das Grab der Toten geführt hat. Aber ich wünschte und gönnte ihr auch von Herzen die Ruhe im Grabe, auf welches der nahe Wald heute so freundlich und so sonnig herabschaute. —

Ob ich von dannen zog, führte mich der greise Pfarrherr an einen Glaschrank, in welchem allerlei Silber- und Nippfachen enthalten waren, und bat mich, davon zum Andenken herauszulesen und mitzunehmen, was immer mir gefalle. Ich lehnte dieses liebenswürdige Anerbieten dankend ab und sagte ihm, wir beide seien

ja zwei alte Knaben und demnächstige Todeskandidaten; es habe aber keinen Wert, wenn einer, der zum Tod verurteilt sei, seinem Mitverurteilten, der nur wenige Tage nach ihm hingerichtet werde, noch ein Präsent mache. So schied ich kalten Blutes von den im Glasschrank glänzenden Gegenständen. —

Der Dekan wünschte, mich bis in seine Vaterstadt Donaueschingen zu begleiten, und dort wollten wir Mittag machen.

Raum waren wir vor dem Kirchener Thal draußen, so kamen wir an die Donau, die, hier ein kleines, winziges Flößchen, träge durch die Wiesen dahinschleicht, als wollte nie etwas Rechtes aus ihr werden. Ich aber komme von Passau her und habe gesehen, was aus diesem kleinen Donaukind im Laufe seines Lebens für eine Riesin geworden ist.

Wir kamen auch durch das Städtchen Geisingen, welches in einem weiten, fahlen Tale gelegen ist. Eine schöne, schindelgedeckte, alte Holzbrücke führt zu ihm hinüber.

Ich habe das Städtchen seit vierzig Jahren auch nicht mehr betreten. Es ist, was in meinen Augen als Kompliment gilt, ein Burenstädtle geblieben. Nur die jungen Damen von Geisingen, welche ich auf der Straße stehen sah, waren, denn es ist Sonntag heute, ganz modern gekleidet. Aber eines muß ich ihnen doch

lassen; die ich gesehen, waren lauter schöne, kräftige Wibervölker.

Besser schaut es, was die Tracht betrifft, noch in dem uralten, reichen Bauerndorfe Pfohren aus. Da sieht man neben vielen mit Schindeln gedeckten Höfen noch die stattlichen alemannischen Gestalten der Frauen und Mädchen in der schönen „booremer“ Volkstracht.

Vor vierzig Jahren bin ich von Donaueschingen oftmals am Abend den einstündigen Weg nach Pfohren gelaufen und habe als junger, frommer Priester dem alten Pfarrer Brunner meine Sünden gebeichtet.

Ich merkte aber bald, daß diesem Sohne Wessenberg's — was ich ihm aber nicht als Sünde anrechne — mein Kommen zu viel war, und ich blieb aus, ohne so oft mehr einen andern Beichtvater aufzusuchen.

Es war mir aber auf der Straße, die ich damals so häufig gegangen, heute alles fremd, als ob ich nie dagewesen. —

Um Mittag waren wir in Donaueschingen, dem ersten Orte meiner Wirksamkeit, von dem ich in „verlassenen Wegen“ schon geredet und wo ich mich heute nur aufhalten wollte der Restauration halber.

Als ich vor fünf Jahren hier im „Schützen“ Mittag machte, war ich der einzige Gast; heute ist Hochsaison und alles überfüllt mit Fremden, was mir ungemein peinlich war. Ich komme sicher nie mehr

nach Donaueschingen, würde aber trotz der Güte des Hotels auch nie mehr absteigen im Schützen zur Zeit einer solchen Hochflut.

Ich machte mich deshalb möglichst bald ohne Mittagruhe aus dem Staub, nachdem ich von dem greisen Pfarrherrn von Kirchen mit dem schmerzlichen Bewußtsein Abschied genommen hatte, daß wir uns nicht mehr sehen werden in diesem Leben. —

In Hüfingen wollte ich den Pfarrer Rauber besuchen, der mir, als ich vor fünf Jahren das Bregtal herabfuhr, das Quartier gegeben; allein er war auf einem Krankenbesuch abwesend.

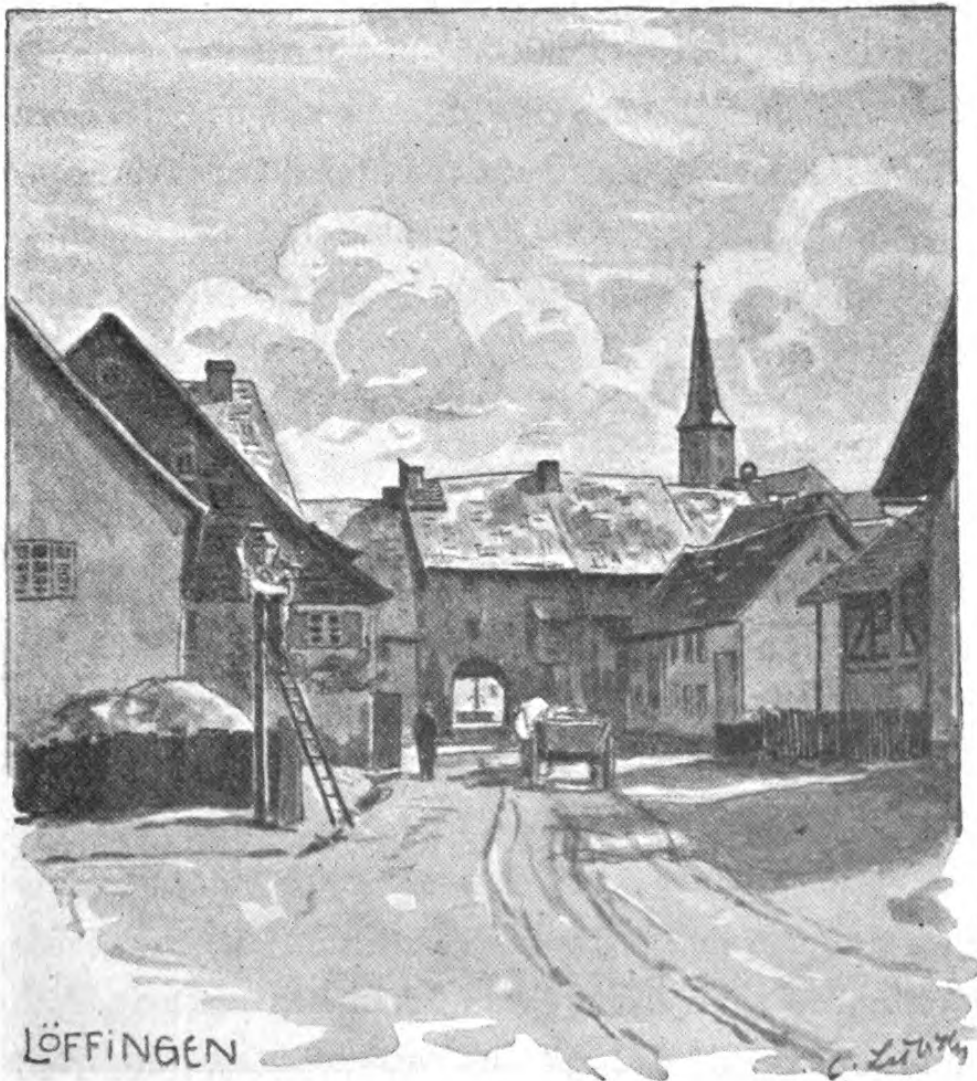
Durch ein waldiges Hügelland fuhr ich auf jene windige, rauhe Hochebene, welche den Schwarzwald mit der Saar verbindet und noch zu letzterer gehört.

Schon frühzeitig kam ich nach meinem Nachtquartier, dem Städtchen Löffingen, welches in einer Versenkung dieser Hochebene liegt, klein und einfach, aber sauber und freundlich.

Vor vierzig Jahren bin ich hier das letzte Mal durchgefahren mit dem Giltwagen, hatte aber gar keine Vorstellung mehr von dem Ort. Heute zieht die Eisenbahn auch durch dieses einsame Hochland.

Im Pfarrhaus traf ich den Dekan Streicher von Mundelfingen, den wir aus „Verlassene Wege“ kennen. Er hatte erfahren, daß ich heute hierher komme, und

sich von seinem in der Nähe gelegenen Pfarrdorf nach Löffingen aufgemacht. Er blieb, wie ich, in dem großen Pfarrhaus über Nacht.



Da es noch nicht Abend war, machte ich mit dem Pfarrer Müller noch einen Spaziergang durch das Städtchen, in welchem überall tiefer Sonntagsfriede herrschte,
Hans Jakob, Sonnige Tage.

so tief, daß ich ganz melancholisch gestimmt wurde, und diese Melancholie verließ mich heute nimmer trotz der lebhaften Unterhaltung, welche der Pfarrer von Mundelfingen bis spät am Abend führte. Er steht kirchlich und kirchenpolitisch viel weiter rechts als ich; gleichwohl höre ich von Zeit zu Zeit „den Alten gern“ wegen mancher praktischen Lebensanschauung, die er zum besten gibt, und wegen seines Frohsinns, der ihn trotz seiner fünfundsiebzig Jahre nie verläßt.

Am 24. Juli.

Diesen Morgen regnete es derart, daß ich schon daran dachte, mit der Eisenbahn heimzufahren, und so beinahe am letzten Tag den Rekord gebrochen hätte. Die Schande, einen solchen Bruch zu begehen, bestimmte mich aber, trotz des Regens mit dem Wagen abzufahren.

Und siehe da, die Sonne verließ mich auch am letzten Tage nicht. Ich war noch nicht in dem Dorfe Röthenbach, auf der Scheide zwischen Schwarzwald und Baar, als die Sonne durchbrach und mich den ganzen Tag begleitete.

Röthenbach, das in einer Bergfalte liegt, erinnert mit seinen Schindelhäusern schon ganz an den Schwarzwald, den ich nach einer längeren Fahrt durch einen

prächtigen Wald mit der überall bekannten, kleinen Stadt Neustadt erreichte und von der ich in einem früheren Buche erzählt habe.

Neu war mir nur die eben vollendete gotische Kirche, ein Kunstwerk Meckels, das dem in Ulm erwähnten würdig zur Seite steht und das ich innen und außen einer Betrachtung unterzog.

Im Innern ist namentlich der Marienaltar, von Meckel entworfen und von Bildhauer Dettlinger in Freiburg ausgeführt, ein wahres Kabinettstück mittelalterlichen Altarwerks.

Gleich nach Mittag war ich am Titisee, an dem es wieder, wie in Donaueschingen im Schützen, von Fremden wimmelte. Ich mußte aber gleichwohl in dem überfüllten Hotel am Bahnhof aushalten, weil zwei meiner Kooperatoren, Riffel und Schenkel, mich hier treffen wollten, um die Fahrt durchs Höllental in meinem Wagen mitzumachen.

Ohne Mittagsruhe gehalten zu haben, entfloß ich beizeiten dem mit Kulturmenschen angefüllten Hotelzwinger, um möglichst bald in die freie Natur und heimzukommen.

Drunten in der Falkensteig beim Birkenmeier zum Löwen mußte ich der Pferde halber noch einmal anhalten. Auch wollte ich nicht an dem alten, biederen und lustigen Löwentwirt vorüberfahren, den ich noch

jedesmal in seinem kleinen Häuschen besucht, so oft ich ins Höllental kam.

Eine starke Stunde später, und ich war in meiner lieben Karthause und aß wieder die erste dicke Milch auf heimischem Boden.

Es war noch nicht acht Uhr des Abends, als ich nach vierzig tägiger Abwesenheit wieder in meinem Pfarrhaus am Franziskanerplatz landete, Gott dankend, daß er den alten Kerl trotz der weiten Fahrt noch einmal und zum letztenmal hat heimkommen lassen. —

So sonnig die Tage waren, die während meiner Reise über die Erde hingingen, so trostlos waren die letzten sechs Wochen der Zeit, in welcher ich meine Erinnerungen an diese sonnigen Tage niedergeschrieben habe.

Schwermut, Angstgefühl und Schlaflosigkeit quälten mich, wie noch selten, und da mir trotzdem die niederzuschreibenden Erinnerungen im Kopfe herumgingen und mich plagten, war ich gezwungen, die sonnigen Tage während kranker Tage niederzuschreiben.

Doch bald ging nicht einmal dieses Niederschreiben mehr. Ich mußte, was ich vorher nie gekonnt, mich zum Diktieren bequemen. Und manchen Tag habe ich, im Bette liegend, an diesem Buche dictando mich abgemüht unter den Höllenqualen eines kranken Nervensystems. Es ist so ein rechtes Schmerzenskind gewor-

den, das mir jede Lust genommen hat, noch einmal eine Reise zu tun und zu beschreiben oder überhaupt ein größeres Buch herauszugeben.

Selbst das jetzt hier vorliegende Schmerzenskind hätte wohl nie das Licht der Welt erblickt, wenn nicht die unermüdliche Opferwilligkeit des Kooperators Trunz mit der Feder mir beigestanden wäre.

Ihm sei deshalb zum Schluß ein ganz besonderer Dank gesagt.



Verlag von Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart.

Werke von Heinrich Hansjakob:

- Abendläuten.** Tagebuchblätter. Illustr. v. Curt Liebig. 5. Aufl. Geh. M. 4.20, eleg. geb. M. 5.40.
- Alpenrosen mit Dornen.** Reiseerinnerungen. Illustr. v. Curt Liebig. 3. Aufl. Geh. M. 6.—, eleg. geb. M. 7.—.
- Erinnerungen einer alten Schwarzwälderin.** Illustr. von W. Hasemann. 6. Aufl. Geh. M. 3.—, eleg. geb. M. 4.20.
- Erzbauern.** Erzählungen. Illustr. v. Hugo Engl. 4. Aufl. Geh. M. 5.—, eleg. geb. M. 6.—.
- Lechte Fahrten.** Erinnerungen. Illustr. v. Curt Liebig. 4. Aufl. Geh. M. 4.—, eleg. geb. M. 5.—.
- In Frankreich.** Reiseerinnerungen. 3. Aufl. Geh. M. 4.50, eleg. geb. M. 5.60.
- Mein Grab.** Gedanken und Erinnerungen. Mit einem Titelbild v. Curt Liebig. 3. Aufl. Geh. M. 1.80, eleg. geb. 2.80.
- In Italien.** Reiseerinnerungen. 2 Bde. 3. Aufl. Geh. M. 9.60, eleg. geb. M. 12.—.
- In der Karthause.** Tagebuchblätter. Illustr. v. Curt Liebig. 5. Aufl. Geh. M. 4.20, eleg. geb. M. 5.40.
- Aus dem Leben eines Glücklichen.** Eine Erzählung. 4.—6. Tausend. Steif geh. mit Rotschnitt M. —.40.
- Aus dem Leben eines Unglücklichen.** Erzählung. 4.—6. Tausend. Steif geh. mit Rotschnitt M. —.40.
- Aus dem Leben eines Vielgeprüften.** Wahrheit u. Dichtung. 4. Aufl. Steif geh. mit Rotschnitt M. —.50.
- Meine Madonna.** Eine Familienchronik. Illustr. v. Hugo Engl. 3. Aufl. Geh. M. 4.—, eleg. geb. M. 5.—.
- Der steinerne Mann von Hasle.** Eine Erzählung. Illustr. v. Curt Liebig. 4. Aufl. Geh. M. 4.—, eleg. geb. M. 5.—.
- Sommerfahrten.** Tagebuchblätter. Illustr. v. Curt Liebig. 3. Aufl. Geh. M. 5.—, eleg. geb. M. 6.—.
- Stille Stunden.** Tagebuchblätter. Illustr. v. Curt Liebig. 3. Aufl. Geh. M. 3.80, eleg. geb. M. 4.80.
- Waldbente.** Erzählungen. Illustriert von W. Hasemann. 5. Aufl. Geh. M. 4.—, eleg. geb. M. 5.—.
- Verlassene Wege.** Tagebuchblätter. Illustr. v. Curt Liebig. 4. Aufl. Geh. M. 4.20, eleg. geb. M. 5.40.

Werke von Heinrich Hansjakob.

Werke mit Illustrationen.

Erzbauern.

Erzählungen.

Illustriert von Hugo Engl.

4. Auflage. Oktav.

Geh. M. 5.—, hochel. geb. M. 6.—.

Waldleute.

Erzählungen.

Illustriert von

Wilhelm Hasemann.

5. Auflage. Oktav.

Geh. M. 4.—, hochel. geb. M. 5.—.

Meine Madonna.

Eine Familienchronik.

Illustriert von Hugo Engl.

3. Auflage. Oktav.

Geh. M. 4.—, hochel. geb. M. 5.—.

Verlassene Wege.

Tagebuchblätter.

Illustriert von C. Liebig.

4. Auflage. Oktav.

Geh. M. 4.20, hochel. geb. M. 5.40.

Alpenrosen mit Dornen.

Reiseerinnerungen.

Illustriert von C. Liebig.

3. Auflage. Oktav.

Geh. M. 6.—, hochel. geb. M. 7.—.

Der steinerne Mann von Hasle.

Erzählung.

Illustriert von Curt Liebig.

4. Auflage. Oktav.

Geh. M. 4.—, hochel. geb. M. 5.—.

Erinnerungen einer alten

==== Schwarzwälderin.

Niedergeschrieben.

Illustriert von Wilh. Hasemann.

6. Auflage. Oktav.

Geh. M. 3.—, hochel. geb. M. 4.20.

Sommerfahrten.

Tagebuchblätter.

Illustriert von Curt Liebig.

3. Auflage. Oktav.

Geh. M. 5.—, hochel. geb. M. 6.—.

Letzte Fahrten.

Erinnerungen.

Illustriert von Curt Liebig.

4. Auflage. Oktav.

Geh. M. 4.—, hochel. geb. M. 5.—.

Sonnige Tage.

Erinnerungen.

Illustriert von Curt Liebig.

Oktav.

Geh. M. 6.—, hochel. geb. M. 7.—.

Verlag von Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart.

Werke von Heinrich Hansjakob.

Abendläuten.

Tagebuchblätter.

Illustriert von Curt Liebich.

5. Auflage. Oktav.

Geh. M. 4.20, hochel. geb. M. 5.40.

Stille Stunden.

Tagebuchblätter.

Illustriert von Curt Liebich.

3. Auflage. Oktav.

Geh. M. 3.80, hochel. geb. M. 4.80.

In der Karthause.

Tagebuchblätter.

Illustriert von Curt Liebich.

5. Auflage. Oktav.

Geh. M. 4.20, hochel. geb. M. 5.40.

Mein Grab.

Gedanken und Erinnerungen.

Mit einem Titelbild v. C. Liebich.

3. Auflage. Oktav.

Geh. M. 1.80, hochel. geb. M. 2.80.

Werke ohne Illustrationen.

In Frankreich.

Reiseerinnerungen.

3. Auflage. Gr. Oktav.

Geh. M. 4.50, hochel. geb. M. 5.60.

In Italien.

Reiseerinnerungen.

3. Auflage. 2 Bde. Gr. Oktav.

Geh. M. 9.60, hochel. geb. M. 12.—.

Aus dem Leben eines
Bielgeprüften.

Wahrheit u. Dichtung.

4. Aufl. Oktav.

Steif brosch. 50 Pfg.

Aus dem Leben eines
Glücklichen.

Eine Erzählung.

4.—6. Tauf. Oktav.

Steif brosch. 40 Pfg.

Aus dem Leben eines
Unglücklichen.

Erzählung.

4.—6. Tauf. Oktav.

Steif brosch. 40 Pfg.

Heinrich Hansjakob.

Aus seinem Leben u. Arbeiten
von Albert Pfister.

Oktav. Geheftet M. 1.80, hochelegant gebunden M. 2.80.

Jugenderinnerungen
eines alten Arztes

von Adolf Ruzmaul.

Mit dem Porträt des Verfassers.

7. Auflage. Gr. Oktav.

Geh. M. 7.20, Halbfr. geb. M. 8.50.

Ein Winteridyll

von

Karl Stieler.

Mit dem Porträt des Verfassers.

36. Auflage. Oktav.

Hochelegant gebunden M. 4.—.

J. B. von Scheffels Werke.

Illustrierte Prachtausgaben.

Efkehard.

Eine Geschichte aus dem
zehnten Jahrhundert.

Illustriert von Curt Liebig.

5. Auflage.

Lex. Oktav. In Prachtband geb.
M. 12.—.

Bergpsalmen.

Dichtung.

Mit Illustrationen von
A. von Werner.

4. Auflage.

Quart. In Prachtband geb.
M. 9.—.

Gaudeamus!

Lieder aus dem Engeren und
Weiteren.

Illustriert von A. von Werner.

2. Auflage.

Quart. In Prachtband geb.
M. 12.—.

Der Trompeter von Säckingen.

Ein Sang vom Oberrhein.

Illustriert von
Anton von Werner.

4. Auflage.

Quart. In Prachtband geb.
M. 24.—.

Groß Oktav-Ausgaben.

Frau Aventiure.

Lieder aus Heinrich
v. Ofterdingens Zeit.

Illustriert von A. von Werner.

2. Auflage.

Socheleg. geb. M. 7.50.

Gaudeamus!

Lieder aus dem Engeren
und Weiteren.

Illustriert von A. von Werner.

3. Auflage.

Socheleg. geb. M. 6.—.

Der Trompeter von Säckingen.

Ein Sang vom Oberrhein.

Illustriert von A. von Werner.

5. Auflage.

Socheleg. geb. M. 8.—.

Waldeinsamkeit.

Dichtung.

Mit 12 Bildern von Jul. Maraf.

6. Auflage.

Socheleg. geb. M. 8.—.

Verlag von Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart.

J. B. von Scheffels Werke.

Klein Oktav-Ausgaben.

Frau Aventure.

Lieder aus Heinrich
v. Ofterdingens Zeit.

19. Auflage.

Hochelegant gebunden M. 6.—.

Bergpsalmen.

Dichtung.

Illustriert von A. von Werner.

6. Auflage.

Hochelegant gebunden M. 6.—.

Der Trompeter von Säckingen.

Ein Sang vom Oberrhein.

275. Auflage.

Hochelegant gebunden M. 4.80.

Gaudeamus!

Lieder aus dem Engeren und
Weiteren.

67. Aufl. Hocheleg. geb. M. 4.80.

Ekkehard.

Eine Geschichte aus
dem 10. Jahrh-
hundert.

213. Auflage.

Hocheleg. geb. M. 6.—.

Hugideo.

Eine
alte Geschichte.

10. Auflage.

Hochelegant gebunden
M. 2.—.

Juniperus.

Geschichte eines
Kreuzfahrers.

Ill. v. A. v. Werner.

5. Auflage.

Hocheleg. geb. M. 7.—.

Episteln.

Mit dem Porträt
des
Verfassers.

2. Auflage.

Hocheleg. geb. M. 4.50.

Gedenkbuch

über stattgehabte
Einlagerung auf
Castell Toblino.

3. Auflage.

Hocheleg. geb. M. 3.—.

Reisebilder.

Mit ein. Vorwort
von

Joh. Proelß.

3. Auflage.

Hocheleg. geb. M. 6.—.

Fünf Dichtungen.

2. Auflage.

Hocheleg. geb. M. 4.—.

Gedichte aus dem Nachlaß.

5. Auflage.

Hocheleg. geb. M. 4.—.

Aus Heimat und Fremde.

Lieder u. Gedichte.
Mit d. Portr. d. Verf.

2. Auflage.

Hocheleg. geb. M. 4.—.

Scheffel.

Ein Dichterleben von Johannes Proelß.

Oktav. Hochelegant gebunden M. 3.60

67680463



